Gesammelte Dichtungen

von

Eduard Paulus.



Gesammelte Dichtungen

von

Eduard Paulus.



Stuttgart
Friedrich Frommann's Verlag (E. Hauff)
1892.

Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

I.

Lieder.

1855—1892.

Nun ich soll zusammensichten
Was ich sang mein Leben lang,
All mein Denken, all mein Dichten,
Längst vergessene Geschichten,
Wird es mir urplötzlich bang.

Unerschöpflich süßem Sehnen
Klang ja meines Lieds Erguß,
Wie ein Quell an Bergeslehnen
Unerschöpflich süße Thränen
Aus sich selbst ersprudeln muß.

Ach, und dieses Quellenklingen
Konnte mein unsterblich Leid
Manchesmal in Schlummer singen,
Und in meine Seele bringen
Einen Traum der Ewigkeit.

1.

Aus der Jugendzeit.

Frühlingswolken.

Frühlingswölkchen ziehen
Hoch am Himmel dort,
Zartgewebt, und fliehen
Immer weiter fort;
Wo sie hingelangen,
Wissen selbst sie nicht,
Zauberisch sie hangen
In dem Sonnenlicht.

Silbernes Gefieder,
Himmlisch rein und klar,
Bieten sie hernieder,
Eine Engelschar;
Luftiges Gewimmel,
Ohne Rast und Ruh,
Sieh, dem höchsten Himmel
Fliegt ihr freudig zu.

Und nun senkt ihr wieder
Euren stillen Tanz,
Schwebet nieder, nieder
Zu der Berge Kranz;
Bis ihr ganz vergehet
Hinter ihrem Saum,
Bis ihr ganz verwehet,
Wie ein holder Traum.

Möchte mir das Leben
Fliehen, wie ihr, auch,
Mit beruhigtem Streben,
Mit gelindem Hauch;
Daß wenn mir's versprühte
An des Grabes Saum,
Mir es forterglühte,
Wie ein holder Traum.

Dem Menschen wehe, dem die Geburt verlieh
Erhöhte Einsicht, kühneren Schwung des Geists,
Es rächt dafür sich schwer an ihm der
Andern gewöhnliche Sinnesrichtung.

Hinirrt er freundlos, ohne ein Eigentum,
Nur sich besitzend, müßig und traurig still,
Sieht lächelnd seine Nebenmenschen
Eifrig beschäftigt und sieht sie glücklich —

Und sieht sie glücklich, wenn sie erfüllet sehn
Ameisensorgen; größere Sorge liegt
Auf ihm, es drängt ihn riesenmächtig
Hin zu dem rettenden Strahl des Lichtes.

Königin der Nacht.

Eine Sommernacht nur blühen
Darf die fremde stolze Pflanze,
Aber ihre großen weißen,
Duftberauschten Kelche glühen
Mit so wundervollem Glanze,
Daß sie alles übersprühen,
Was des Tages helle Strahlen
Vor das Auge blendend malen.

Wehe, schon im Morgenscheine
Sind die Freuden ihr vergangen,
Starr und stachlich steht die arme,
Steht so düster, stumm alleine,
Aus den toten Blumen hangen
Thränentropfen, herbe, reine,
Rinnen schwer an ihr hernieder,
Aber niemals blüht sie wieder.

Abendrot.

Schon glüht das Abendrot,
Und meine Zeit beginnt,
Ich glaub' ich sei ein Kind,
Und Haß und Liebe tot.

Als Kind sah ich so gern
Zum Abendwolkenkranz,
Vielbildrig, golden ganz,
Bis aufging Stern an Stern.

Und immer heller zog
Es hin am Himmelsraum,
Glückselig Traum an Traum
An mir vorüberflog.

Mein Auge, licht und blau,
Das oft emporgesehn,
Ward längst in Drang und Wehn
Und Thränen traurig grau.

Doch glüht das Abendrot,
Wird mir so leicht, so lind,
Ich glaub' ich sei ein Kind,
Und Haß und Liebe tot.

Leise trauert mein Gemüt,
Das der Liebe Kranz verloren;
Frühlingsblüte, bist verblüht,
Deine Kelche sind erfroren.

Ob mein Herz auch neu erglüht,
Und zu neuem Glück erkoren;
Frühlingsblüte, bist verblüht,
Deine Kelche sind erfroren.

Die Osterblume.

Schon blüht die Osterblume,
Noch sind die andern fern,
Im Waldesheiligtume
Ein himmelblauer Stern.

Du Auferstehungsbote,
Erblühst so hell und groß,
Rings hat der Hain, der tote,
Nur dunkles niedres Moos.

Und wie aus dürrem Laube
Du blühst, aus kargem Moos,
Ringt mich vom Erdenstaube
Siegreich der Glaube los.

Dem offnen Kelche gleichend,
Blickt himmelan mein Herz,
Wo jede Dämmrung weichend,
Zerfließt der herbste Schmerz.

Und nie wankt mein Gemüte,
Wie auch der Sturm es schlägt,
So lang's die Osterblüte
In sich mit Freuden trägt.

Abendlied.

Ich grüße dich, du holdes Thal,
Beglänzt vom letzten Abendstrahl,
Still ist mein Herz, so still wie du,
Verstummt der Stürme Wehen,
Still ist mein Herz, so still wie du,
Und will zur Ruhe gehen,
Zur süßen Ruh.

Da klingt es lieblich noch einmal
Aus dir herauf, du holdes Thal,
Die Abendglocke tönt mir zu,
Ich kann den Laut verstehen,
Behüte mich, o Vater Du,
Laß mich zur Ruhe gehen,
Zur süßen Ruh.

Des Försters Kind.

Ach nur einmal noch zum Walde,
Aus der großen Stadt hinaus,
An die sommerliche Halde,
In das stille Försterhaus.

Wo ich in den Kinderjahren
In der Einsamkeit gelebt,
Stets von einem bilderklaren
Friedenstraume süß umschwebt.

Nur noch einmal möcht' ich lauschen,
Den verschlungnen Bach entlang,
Dem geheimnisvollen Rauschen
Im bewegten Buchengang.

Immer muß ich durch die Scheiben
Nach den blauen Bergen sehn,
Und die heißen Thränen bleiben
Mir im trüben Auge stehn.

Ach das Haus ist schon zerfallen,
Und der Wald ist Acker nun;
Nur ein Baum steht noch von allen,
Drunter meine Eltern ruhn.

Gebet.

Vater im Himmel,
Du giebst mir Alles,
Und so ganz von selbst,
Ich hebe nur die Hände,
Die kampferhitzten, sturmesmüden auf
Zum Sternenzelt,
Und in die blassen, leeren legst Du mir,
Ein holdes, sanftes Wunder,
Lied- und Liebes-Gold;
Von oben her berühret sie
Unsichtbar heilige Gewalt,
Und überströmt sie kühl mit einer Kraft,
Daß ich im tiefsten Elend nicht versinke,

Und über Haß und Krankheit Herr geworden;
Daß ich dereinst mein ganzes Leben,
Gleich einem kunstvoll schön getriebnen Weihgeschenke
Dankend hinwiederlege
In Deine Hand,
Vater im Himmel.

Die Lilie auf dem Felde.

Laßt mich scheiden, eh' der Duft
Meinem Kelche ganz entschwebet,
Heut noch legt mich in die Gruft,
Habe lang genug gelebet.

Thal der Heimat, märchenhaft,
Heilig-gute Mutter Erde,
Aus dir sog ich alle Kraft,
Daß wie du so schön ich werde.

Meine Blumen blühten blau,
Klar in wunderbarem Frieden,
Liedeston und Liebesthau
Ward mir rein und reich beschieden.

Laßt mich scheiden, eh' der Duft
Meinem Kelche ganz entschwebet,
Heut noch legt mich in die Gruft,
Habe lang genug gelebet.

Es wird im Weltgetriebe
Noch eine Seele mein,
Die sanft mit ihrer Liebe
Verklärt mein tiefstes Sein.

Ich schau' im Drang der Schmerzen
Durch Thränen, heiß und licht,
Schon jetzt an meinem Herzen
Ihr heilig Angesicht.

Bin todesmüd heut abend
Und möchte gestorben sein,
Ein unüberwindliches Heimweh
Dringt in mein Herz hinein.

Sehnsüchtig hol' ich wieder
Die Bücher der Kindheit hervor,
Die traumhaft lächelnden Lieder
Umsäuseln süß mein Ohr.

Kühl atmet mein Gemüte,
Umsprüht von farbigem Duft,
Von sonniger, seliger Blüte,
Die alte verzauberte Luft.

Ich weiß ein Kind, das jede Nacht
Vor Weinen will vergehen,
Und jeden Morgen selig lacht,
Als wäre nichts geschehen.

An dem die ganze bunte Welt
Fernab vorüber rauschet,
Das mit den Vögeln Zwiesprach hält,
Den sanften Blumen lauschet.

Der Strom des ewigen Lebens rinnt
Schon jetzt in seinem Herzen;
Ich selber bin das stille Kind,
Das stille Kind der Schmerzen.

Dante's Lied an die Sonne.

Bei den Tieren des Waldes, bei Felsen und Dorn
Mir noch immer verrauchte der zehrende Zorn,
Am brausenden Meer in der Einsamkeit
Mir noch immer sich legte mein furchtbares Leid.

Nichts aber erquickt mich so tief und so ganz,
Als du Sonne am Himmel mit deinem Glanz,
Du Sonne am Himmel mit deinem Schein,
Am nächsten verwandt meinem wirklichen Sein.

Seitdem ich geboren, bin ich mir zum Weh,
Wie der Baum der Orange, verschüttet vom Schnee;
O Beatrice, dein Angesicht
Ergoß in mein Wesen das lauterste Licht.

Und als ich verloren, was gottvoll war,
Aus mir selber ich flammend es wiedergebar, —
Der Mond wird zerbröckeln, die Erde verdorrt,
Und höher und höher erfüllt sich mein Wort.

Es ist ja des Weltalls Erlösungsgesang,
Der heilig notwendig aus mir sich entrang;
O Sehnsucht, die meergleich das Herz mir durchschwillt,
Du selbst bist die Kraft, die mich endlich noch stillt.

Je mehr du mich krank machst, werd' ich gesund,
Blitzt heller hervor mein tiefinnerster Grund;
Das Herz meines Herzens ist Urquell des Lichts,
Und stärker und reiner und schöner ist nichts.

Der letzte Gang.

Ich fühle schon in meiner Hand,
O Tod, die kühle deine,
Du gehst mit mir durchs stille Land
Im Frühlingssonnenscheine.

Nimm Abschied, sagst du sanft zu mir,
Von allen diesen Wegen
Im grünen Thal, drin freundlich dir
Die Vaterstadt gelegen.

Dein Auge hat nun ausgeweint,
Glänzt wie ein ruhig Feuer,
Und schöner alles ihm erscheint
Und alles doppelt teuer.

Noch einmal blicke froh zurück
Bis zu den fernsten Tagen,
Dann muß ich dich zu neuem Glück
Auf meinen Händen tragen.

Einsam.

Stille geh' ich meine Straßen,
Grüße nur von fern,
Einsam sollen sie mich lassen,
Einsam, o wie gern.

Denn das Leiden, das ich habe,
Ist so gänzlich mein,
Und es wird mit mir zu Grabe
Gehen ganz allein.

Aus mir selbst ja kommen Stunden,
Stunden höchster Lust,
Wenn nur etwas sich die Wunden
Schließen in der Brust.

Stille geh' ich meine Straßen,
Grüße nur von fern,
Einsam sollen sie mich lassen,
Einsam, o wie gern.

Frieden.

Nicht kann ich klagen, daß ich also bin,
Daß mir seit früher Jugend in der Brust
Ein geistig Feuer brennt und rücksichtslos
Die Kräfte meines Leibes mir verzehrt;
Des Daseins Schwere nahm es mir hinweg,
Und leichthin leb' ich, wie die Himmlischen,
Und nur den Duft des Erdenlebens trink' ich,
Und fühle, daß der Keim, den Gottes Hand
In mich gesenkt zu freudiger Entwicklung,
Mir wuchs und wuchs und schon zum Lichte treibt:
Mit jedem Jahr wird mir der Frühling schöner,
Mit jedem Tag die Liebe seliger,
Und all' die Sehnsucht, die mich einst durchstürmt,
Hat sich gelegt und tiefe Meeresstille
Ist mir im Herzen, nicht mehr nach den Sternen
Greif' ich hinaus, in meiner Brust ist alles,
Ist Glück und Glut, Unsterblichkeit und Stärke.

2.

Lieder des Leids.

Des Lebens Schwelle hast du nicht betreten,
Noch stehst du an des Paradieses Saum,
Die Welt vor dir als wie ein goldner Traum,
Da fasset dich die Liebe des Poeten.

Aus heiligen, aus unnennbaren Tiefen
Treibt mich zu dir ein gläubiges Gefühl,
Mir ist, als ob im ganzen Weltgewühl
Bis dahin alle Herzen für mich schliefen.

O laß uns froh sein und einmütgen Strebens
In steter Arbeit gehn von Ziel zu Ziel,
Daß unser Leben nur ein Widerspiel,
Ein holder Abglanz ist des ew'gen Lebens.

Es weht um deine Gestalt,
Um dein Haupt, das die Flechte umwindet,
Ein Hauch, der die Seele mir bindet
Mit unendlicher Zaubergewalt.

Du kamst wie aus himmlischer Fern
Herab in dies Erdengefilde,
Dir selbst ein Wundergebilde,
Mildschön wie der Engel des Herrn.

Mit Rosen muß ich mich umkränzen
Und lustig singen in die Nacht,
Daß euch das Herz im Leibe lacht
Und euch erregt zu Jubeltänzen.

Wie meine Augensterne glänzen,
Doch ist es nur der Thräne Pracht,
Entquollen meines Herzens Schacht,
Das unglückselig ohne Grenzen.

Harr' aus, mein Herz, o harre, harre,
Sieh, wie sie sich im Tanze schlingt,
Die Heißgeliebte und der Narre,

Und wie das so zusammenklingt,
Harr' aus, bis jede Saite springt
An deiner jauchzenden Guitarre!

Zerrissen liegt, in schnöden Fetzen liegt,
Was ich gehofft, der wundervolle Kranz,
Der mich bestrahlt mit ewigem Liebesglanz,
Und ach im Wüstensand mein Herz versiegt.

Schon lange Zeit bin ich zu Hause krank,
Ob ich noch Leben habe, weiß ich kaum,
Zuweilen schreck' ich auf aus schwerem Traum,
Wenn ich vor Traurigkeit in Schlummer sank.

Nun aber heute tröstet mein Gemüt
Mit ihrer Schönheit, ihren Wohlgerüchen,
Als wie ein Engelsmund mit heiligen Sprüchen,
Die Hyacinthe, die am Fenster blüht.

Erfroren ist der Lindenbaum
Mit seinem Frühlingslaube,
Vergangen ist der schönste Traum,
Verloren Glück und Glaube.

Ich weiß nicht, ob ich weinen soll,
Seh' ich die Linde stehen,
Mein Herz ist zum Zerspringen voll,
Laß mich von hinnen gehen.

Es wird noch oft der Lindenbaum
Hellgrüne Blätter treiben,
Bis an den fernsten Meeressaum
Wird mir dein Bildnis bleiben.

Und wenn ich wieder an dein Haus
Als Pilger kommen werde,
Wölbt sich die Linde hoch hinaus,
Durchwurzelt tief die Erde.

Da wird aus ihrem Blütenduft
Erinnerung mich laben,
Du aber schlummerst in der Gruft,
Von fremder Hand begraben.

Der Abend kommt, das Waldgebirge liegt
Von Kamm zu Kamm in langgedehnten Zügen,
Verdämmernd, trostlos, und darüber fliegt
Der Frühherbst-Wolken Heer in breiten Flügen.

Und hier die Burg, die über alles Land
Aufragt mit ihren altersgrauen Warten,
Und hier ein Wandrer, fremd und unbekannt,
Da sitzt er in der keckſten ihrer Scharten.

Was will der Mann? er spricht und deutet nicht,
Wild stößt der Nordwind an die hohen Zinnen,
Doch an den Stein drückt er sein Angesicht,
Und wie ein Bergstrom seine Thränen rinnen.

Mit beiden Händen hält er ihn umfaßt:
So hielt ich auch einmal ein Herz umschlungen,
O mit so heißer, glühend heißer Hast,
In tausend Stücke wär' der Stein zersprungen.

Eine Heimat hatt' ich auf Erden gefunden,
Es sollte nicht sein,
O mir träumte so schön von glückseligen Stunden,
Doch das ist nun alles im Nebel verschwunden,
Wieder einsam ich wein'.

Ich sehe bestrahlt vom scheidenden Lenze
Die Welt unter mir,
Der waldigen Thäler verschlungene Kränze,
Und am Himmel der Goldwolken lustige Tänze,
Doch mein Herz ist bei dir.

Ich sehe da draußen in weitester Ferne
Das wogende Meer,
Die blinkenden Schiffe wie sinkende Sterne,
O flög' ich da draußen, wie gern, o wie gerne,
Im Sturme daher.

Ob du mich in Nacht versenkt,
In die tiefste Nacht der Schmerzen,
Bis zum Tode mich gekränkt,
Heilig bleibst du meinem Herzen.

Jeden Schatten gegen dich
Muß ich aus der Seele merzen,
Hasse und verhöhne mich,
Heilig bleibst du meinem Herzen.

So bist du mir denn doch geblieben,
Und nur die Schlacken sind verzehrt,
Und um so höher flammt mein Lieben,
Das mir kein Schicksal mehr versehrt.

Die lichte Schönheit deines Wesens
Sog ich durch langen Kampf in mich,

Und habe Fülle des Genesens
Schon im Gedanken über dich.

Dem Schiffer auf dem schwanken Meere,
Im uferlosen Ocean,
Weist unverrückt das glanzvoll-hehre
Sternbild des Kreuzes seine Bahn.

So bleibst du vor mir aufgestiegen
Und leitest mich zum wahren Heil,
Von meines Geistes stillen Siegen
Gehöret dir das beste Teil.

In waldgrünen Thalen,
Fernab von der Welt,
Wo vom Felsengestein
In silbernen Strahlen
Der Sturzbach fällt,
Irr' ich allein
Und gedenke dein.

Als der Frühling erglühte
Auf all' diesen Höhn,
War mit dir ich im Hain.
Du in erster Blüte
Der Jugend so schön,
Und wie goldener Wein
Ging das Leben uns ein.

Was liegt nun dazwischen,
Ach Gott, wie viel
Von Jammer und Pein,
Von Natterzischen
Und bösem Spiel,
Und gedenke ich dein,
Unersättlich ich wein'.

Nun sind wir uns beide
So weit, o so weit,
Jahraus und jahrein,
Und letzen mit Leide
Die lichtlose Zeit,
Doch wie's auch mag sein,
Nie vergesse ich dein.

Wohl hast du grausam mich verstoßen,
In Trauer meinen Geist versenkt,
Und doch hast du mit hellen Rosen
Die trübe Stirne mir umdrängt.

Mit solchen, die aus Dornenkronen
In heißer Mitternacht entsprühn,
In denen keine Düfte wohnen,
Doch die auch unvergänglich blühn.

Und noch in meinen späten Jahren,
Da längst erlosch der Jugend Glanz,
Trag' ich in meinen grauen Haaren
Den schönen mildverklärten Kranz.

Da brennen nicht mehr meine Wunden,
Da werd' ich still und wunderbar
Hinüber in das Licht gesunden,
Das immer meine Leuchte war.

Das auch im tiefsten Drang der Schmerzen
Mich rüstig vorwärts wandern hieß,
Und das an deinem stolzen Herzen
Nicht einen Tag mich zweifeln ließ.

Will noch einmal der Frühling kommen,
Die Vöglein singen gar so schön,
Es ruhn im goldnen Duft verschwommen
Die holden, waldumkränzten Höhn.

O meiner Heimat grüne Thale,
Wie sprecht ihr wieder an mein Herz,
Und löset mir zum ersten Male
Seit langer Zeit den bittren Schmerz.

Als wie von eines Engels Kusse,
Wird meine Seele still und rein,
Und saugt in heiligem Genusse
In sich den letzten Sonnenschein.

Schon geht mit leisen Tritten
Der Frühling übers Feld,
Und was du auch gelitten,
Schau wieder in die Welt.

Und tausend Blumen scheinen
Hervor aus Busch und Baum,
Und streben in den reinen,
Mildblauen Himmelsraum.

Und tausend Augen warten
Auf dich voll Licht und Ruh,
In Gottes schönem Garten,
Sag an, was trauerst du?

3.

Neues Leben.

Kommt mir nach wildem Morgen
Die hohe Mittagskraft,
Lädt mich nach Gram und Sorgen
Der Friede hold zu Gast?

Es zittert über dem Hügel
Die Luft, so warm ist sie,
Es singt, und schwingt die Flügel
Der Vogel und weiß nicht wie.

Es wogt um die blühenden Bäume
Ein silberheller Duft,
Es hangen Wunderträume
Und Lieder in der Luft.

O sprächst du Worte mir mit sanftem Ton,
Daß meiner Seele sie den Frieden brächten,
Denn wie viel heiße Thränen hab' ich schon
Um dich geweint in sternlos dunklen Nächten.

Auch heut im Traume warst du mir so gut,
Am Bach der Heimat sind wir hingegangen,
Maiblumen spielten an der klaren Flut,
Darüber sah man Weidenbäume hangen.

Es war ein Frühling über alles Land
Bis in des Thalgrunds Tiefen ausgegossen,
Wir gingen immer weiter, Hand in Hand,
Von einer stillen Seligkeit durchflossen.

Und alles Weh, das ich an dir gethan,
Es war gesühnt, auf immer überwunden,
Wir sahen uns mit hellen Augen an —
Es war so schön, da war der Traum verschwunden.

Mich weckt als wie von Rosen
Ein märchenhafter Hauch,
Ich freue mich am Großen
Und am Geringsten auch.

Der Kindheit Tage kommen
Mir wieder sonnenklar,
Die träumerischen frommen,
Da ich so glücklich war.

Du wurdest mir Madonne,
Der Gnadenmilde voll,
Mein heilger Liebesbronne,
Mein Hort in Gram und Groll;
Aus deinem Auge scheinet
Ein blauer Wunderschein,
Mein Herz vor Freude weinet,
Wenn ich gedenke dein.

Weit bin ich umgefahren
Im rauhen Büßerhemd,
Mit sturmverwehten Haaren
Und war mir selber fremd.
Du zeigst mir wieder offen
Mein grünes Heimatthal,
Gabst mir ein süßes Hoffen
Nach langer Todesqual.

Die Quellen meines Lebens,
Sie strömen auf zu dir,
Die Unruh meines Strebens
Besänftigst du in mir;
Zu reineren Gestalten
Zogst du mich an das Licht,
Ich muß die Hände falten,
Seh' ich dein Angesicht.

Du wurdest mir Madonne,
Der Gnadenmilde voll,
Mein heilger Liebesbronne,
Mein Hort in Gram und Groll;
Aus deinem Auge scheinet
Ein blauer Wunderschein,
Mein Herz vor Freude weinet,
Wenn ich gedenke dein.

Nicht mag ich mich legen ins kühle Grab,
Mein Kind, weil ich so lieb dich hab' —
Ich schliefe sonst so gerne
Den bösen Leuten ferne.

Zu meinen Füßen rauscht der Wald
Und sagt, nun ist die Hochzeit bald,
Eh' die Lerchen zum Meere fliegen
Und Blätter am Boden liegen.

Vom Himmel strahlt ein schöner Stern
Und mahnt mein Herz an die Gnade des Herrn,
Er hat uns soweit geleitet,
Um uns seinen Mantel gebreitet.

Eine Rose brech' ich vom Felsenrand,
Die will ich legen in deine Hand,
Die Rose wird bald vergehen,
Unsre Liebe wird ewig bestehen.

Muß ich morgens früh aufstehen,
Möcht' ich gleich zur Liebsten gehen,
Klopfen leis an ihre Thür,
Hab' die Nacht von ihr geträumet,
Und nun schon mit Gold gesäumet
Geht die Sonne stolz herfür.

Ueber Bergen, über Thalen
Gießt sie ihre reinen Strahlen,
Und ich bin entzückt davon,
So mit deiner Lieb' und Milde
Scheinst du auf mein Herzgefilde,
Und es ist mein schönster Lohn.

Wohl bedeckt mit Eis und Schneee
Ist der Bach, allein ich gehe,
Wie im schönen Monat Mai,
Wenn um mich die Vögel singen,
Und mir süße Düfte bringen
Anemon' und Akelei.

Wie stieg der Mond so voll
Herauf am Bergeshange,
Und meine Seele schwoll
Von liebendem Gesange.

Im Strahle seines Lichts
Bin ich bei dir gesessen,
Hab' deines Angesichts
Hellschönen Geist ermessen.

Es wurde mir zu Mut,
Als ob mir gegen innen
Mit leisgedämpfter Glut
Die Freudethränen rinnen.

Des Lebens Rätsel kam
An mich herangetreten,
Doch nicht als dumpfer Gram,
Es war ein tiefes Beten.

Ich sah zu dir empor,
Als wie aus Kindesträumen,
Als ob ich mich verlor
In Paradiesesräumen.

In hoher Schöne wandelt
Dein Bild durch diese Welt,
Daneben wird gehandelt,
Geschachert und vertandelt,
Und klirrt das rote Geld.

Du hörest nur die Lieder,
Die der Geliebte singt,
Der immer neue wieder
Vom Himmelreich hernieder
Als Morgengabe bringt.

So gehn wir traumversunken
Durch diese Todeswelt,
Von ewger Liebe trunken
Und von den Siegesfunken
Des höchsten Glücks erhellt.

Nun ist der Frühling doch gekommen,
Der Himmel steht so licht und rein,
Es glüht, vom Morgenrot durchglommen,
Hoch auf dem Berg der Fichtenhain.

Nun flimmert um die grauen Türme
Der Nebel als ein Silberrauch,
Vergangen sind die schweren Stürme,
Es kam ein linder Lebenshauch.

Und wie nun fromm die Glockenblume
Ihr Auge aufschlägt himmelan,
So blühst du mir zu Gottes Ruhme
An meiner steilen Pilgerbahn.

Was könnte mir der Frühling geben,
Das du nicht noch viel reicher giebst,
Was möchte noch mein Herz erleben,
Seit du mich unaussprechlich liebst.

Wie grünen jetzt die Buchen
An steiler Bergeswand,
Laß uns die Pfade suchen
In jenes Wunderland,

Wo sonder Kampf und Lehre
Die Schönheit still gedeiht,
Aus aller Angst und Schwere
Die Seele sich befreit.

Da siehst du Berge ragen
In hoher Mittagsglut,
An ihre Wurzeln schlagen
Des Meers tiefblaue Flut.

Da will ich dir bedeuten
Die Stadt am Tiberstrom,
Wenn schon das Aveläuten
Erklingt vom Petersdom.

Da singst du leis mir wieder
Im goldnen Abendschein
Der Heimat ferne Lieder,
Und wiegst mich lächelnd ein.

Die Pfade sind vergessen,
Die Blumen sind verblüht,
Wo wir dereinst gesessen
Mit trunkenem Gemüt.

Auf unsre Seelen thaute
Ein Frieden wie noch nie,
Es klang wie Harfenlaute
Voll tiefster Poesie.

Die Thränen sah ich rollen
So selig und so wahr
Aus deinem wonnevollen,
Verklärten Augenpaar.

Des Himmels Wolken hingen
In rosenrotem Kranz,
Des Waldes Bäche gingen
Im letzten Abendglanz.

Und alle Vögel sangen
Im Laube, grün und dicht,
Dies alles ist vergangen,
Nur unsre Liebe nicht.

Ihr Hügel der Heimat,
Voll grünendem Wein,
Ihr waldreichen Thäler
Im Goldsonnenschein.

Mit moosigem Haupte
Du mächtiger Turm,
Wie weht um den Kranz dir
Maiblüten der Sturm.

Du Haus meiner Liebe,
Mit Rosen umhegt,
Von der Lieblichen selber
Gepflanzt und gepflegt.

Es nisten die Vöglein
Mir unter dem Dach,
Und es flüstert so traulich
Vorüber der Bach.

Es kommen die Freunde
Zum fröhlichen Schmaus,
Und der Segen der Götter
Durchfriedet das Haus.

Nun kam der Lenz im Sonnenschein,
Nun singen alle Vögelein,
Die Linde grünt am freien Platz,
Ein Zweiglein bring' ich meinem Schatz.

Von Nacht umfangen war ich eh',
Nun ist vergangen Leid und Weh,
Nun sinkt der Hoffnung süßer Thau
Auf mich herab vom Himmelsblau.

Nun hängt die Schwalbe bald ihr Nest
An unsrem frohen Hause fest,
Und Blumen blühen ohne Zahl
In unsrem schönen Heimatthal.

Es geht im Drang der Leiden
Aus meiner Brust ein Strahl:
Wie bald muß ich dich meiden,
Mein schönes Heimatthal,
Das einst mit Blütenbäumen
Die Jugend mir verhüllt,
Das ich mit Dichterträumen
Und Harfenklang erfüllt.

Doch du, die ich erlesen
In diesem Erdenland,
Die Alles mir gewesen
Was ich auf Erden fand,
Die mit der Seelenmilde
Und reinen Kindeslust
Das Stürmende und Wilde
Getilgt aus meiner Brust, —

Die sich mit Geistesbanden
In meinen Geist geschmiegt,
Die jedes Glück bestanden
Und jedes Leid besiegt, —
Du bleibst — und ob zerstiebe
Mein Herz im jähen Tod,
Folgst mir mit deiner Liebe
Ins ewige Morgenrot.

Herbstrose, du weiße, mit zitterndem Schein,
Nach des Sommers verderblichem Toben,
Mahnst mich an ein Antlitz, so rührend und rein,
Das mich aus des Lebens wildwogender Pein
Zu seligen Höhen gehoben.

Hell blitzt auf den zierlichen Blättern der Thau,
Gesunken am leuchtenden Morgen,
Umhaucht von des Nebels versilbertem Grau,
Ich denk' an dein Auge, voll sonnigem Blau,
Auslöschend die irdischen Sorgen.

O himmlische Schönheit, aus himmlischem Licht
Gesenkt in vergängliche Hülle,
Stillheilige Blüte, du ahnest es nicht,
Daß aus deinen Zügen, den lächelnden, bricht
Des ewigen Lebens die Fülle.

Im Wandern.

Wohl die Welt hab' ich gesehen,
All' die Städte, stolz und hehr,
Berge, die in Wolken stehen,
Und das grenzenlose Meer.

Honigsüße Weine schäumen
Tag für Tag mir im Pokal,

Doch aus allen meinen Träumen
Taucht hervor mein Heimatthal.

Und als er müd war bis zum Tod,
Da sank er hin und schlief;
Wohl von dem Baum die Amsel rief:
Was schlummerst du so tief, so tief,
Schon kommt das Abendrot.

Schon kommt das kühle Abendrot
Von Nordlands Bergen her,
Die Nacht ist kalt so sehr, so sehr,
Dein armes Herz ist's noch viel mehr,
Bis morgen bist du tot.

Volkslieder.

Die Herzen sind vermodert,
Vergessen o wie lang,
Ihr heilig Feuer lodert
Noch immer im Gesang.

Da rührt sich neu die Klage,
Und Lieb' und Lust und Groll,
Uralte schöne Tage
Umwehn uns wehmutsvoll.

Jahreszeiten.

Eisesblumen stehn am Fenster,
Sehn dich an so todeskalt,
Durch den blauen Nebel blickst du
Sehnsuchtsvoll zum fernen Wald.

Bald zerfließt zu Freudethränen
Alles Eis im Sonnenschein,
Und die echten Blumen kommen,
Und die ganze Welt ist dein.

Leise, leise regt sich schon der Frühling
In den Gräsern, in den grauen Knospen,
In den Wolken, die am Himmel gleiten,
Rosig angehaucht vom Morgenrot.

Und schon prüft sein erstes Lied der Vogel,
Und des Himmels Bläue leuchtet wieder
Köstlich duftend nieder zu der Erde,
Und die Berge sind voll Sonnenschein.

Helle Blütenbäume
Auf dem Hügel droben,
Ernste Waldessäume,
Neu vom Grün umwoben.

Feine Bergeszüge
In der Ferne blauen,
Rasche Vogelflüge
Ueber Blumenauen.

Hohe Maiensonne
Auf der stillen Heide,
Paradieses-Wonne
Nach des Winters Leide.

Schon darf die Erde prangen
In ihrem Feierkleid,
Und wieder ist vergangen
Der Menschen Herzeleid;

Und nimmer blickt durch Thränen
Ein Auge, trüb und nacht,
Seit sich die Berge dehnen
Voll Glanz und Farbenpracht.

Seit klare Quellen rauschen
Vom nahen Felsgestein,
Die Vögel Lieder tauschen
Im Obstbaumblütenhain;
Seit in den Wälderschluchten
Bergblumen, groß und licht,
Empor zu heben suchten
Ihr Sonnenangesicht.

Nun die Wolkenschatten jagen
Ueber die besonnten Felder,
Haben grünend ausgeschlagen
Meiner Heimat Buchenwälder.

Schimmern alle Felsenflanken,
Wie getaucht in Gold und Feuer,
Und die Steinlevkojen schwanken
Aus dem triefenden Gemäuer.

Unter Trauerweiden drängen
Sich des Flusses blaue Wogen,
Und mit neuen Lustgesängen
Sind die Schwalben eingezogen.

Nun die ersten Blüten wieder
Auf die stillen Gräber fallen,
Klingen wehmutsvoll die Lieder
Duftberauschter Nachtigallen.

Bebt es in den jungen Trieben,
So die Gräber grün umfloren,

Und wir denken an die Lieben,
Die wir alle schon verloren.

Um die Zeit der Sonnenwende
Wird mein Herz von Kummer schwer —
Blumen blühen ohne Ende,
Duften köstlich um mich her.

Rosen stehn an jedem Hage,
Alles schwelgt in Glanz und Glück,
Aber ach seit jenem Tage
Geht der Sonne Kraft zurück.

Und die Vöglein, die so heiter
Schlugen in dem grünen Wald,
Singen wollen sie nicht weiter,
Und die Welt wird still und kalt.

Rasch entblättert sich die Rose,
Hat der Fink sein Nest gebaut,
Duftlos blüht die Herbstzeitlose
Und das rote Heidekraut.

Nach des Frühlings reichen Wonnen
Blühn sie jetzt mit leisem Weh,
Sich noch kurze Zeit zu sonnen,
Eh' sie deckt der tiefe Schnee.

Das sind die letzten schönen Tage,
Vergangen ist des Sommers Traum,
Schon fällt das Laub mit leiser Klage
Herunter von dem Lindenbaum.

Die Wälder goldrot sich verfärben
Und strahlen hell ins Himmelblau,
Hold grüßen mich vor ihrem Sterben
Die letzten Blumen auf der Au.

Und heute scheint mit ihrem Schimmer
Die goldne Sonne noch einmal
So seelenvoll, als kehre nimmer
Der Winter in mein grünes Thal.

Plötzlich bist du eingewintert,
Mein geliebtes Thal,
Draußen bei der Friedhoflinde
War ich noch einmal.

Eben noch die letzte Rose
Sah ich aufgeblüht,
Wie sie aus dem dunklen Moose
Hold mich angeglüht.

Eben noch vor wenig Tagen
Hat aus voller Brust
Eine Drossel mir geschlagen
Von des Frühlings Lust.

Doch der Frühling ist so ferne,
Der mein Herz erfreut,
Und der Schneesturm seine Sterne
Auf die Erde streut.

Wie wenn der Frühling nahte,
So singen die Vögelein,
Als ein Strahl der göttlichen Gnade
Fließt heute der Sonnenschein.

Ich möchte wieder gehen
Hinüber über den Wald,
Da liegen blaue Berge
Von lockender Gestalt.

Ich möchte wieder gehen,
Ein Wandrer, still erfreut,
Und sie alle wieder sehen,
Die weit in der Welt zerstreut.

Ihr silbernen Tage, nun seid ihr nicht mehr,
Noch blühten die Veilchen am Walde,
Nun liegen die Felder so traurig und leer,
Und der Nebel steigt auf aus der Halde.

Das Vöglein ist fort, das so traulich sich schwang
Herab von der duftenden Linde,
Vergangen die Lust und der Freudengesang,
Und die Blätter verwehen im Winde.

Ein Grab.

Am Fest der Sonnenwende,
O Vater, schiedest du,
Und gingst aus Kampf ohn' Ende
Dem ewigen Frieden zu.

Um deinen Hügel blühen
Die Rosen gar so schön,
Und Abendwolken glühen
Sanft aus des Himmels Höhn.

Tief hängt die Trauerweide
Herab ihr grünes Haar,
Drauf singt von Wald und Heide
Ein Nachtigallenpaar.

Der Engel Gottes sitzet
Am Grabe groß und licht,
Ein Strahl der Gnade blitzet
Von seinem Angesicht.

Das Kind.

Ich irr' auf öder Heide
Ums harte Felsgestein,
Mir singt in meinem Leide
Ein schwarzes Vögelein.

Es singt von einem Feste
Und einer holden Braut,
Da traf die Hochzeitgäste
Ein jäher Klagelaut.

Da hat der Todesengel
Sich auf das Kind gebückt,
Das mit dem Lilienstengel
Zum Feste sich geschmückt.

Da fiel Cypressenschatten
In dieses frohe Haus —
Die sich gefreuet hatten,
Sie gingen still hinaus. — —

Im lichten Feierkleide
Bestatteten sie dich —
Ich irr' auf öder Heide
Und weine bitterlich.

Margareta.

Wildröslein blühen auf der Heide
Und spenden ihren süßen Duft,
Es schwebt im bunten Flügelkleide
Ein Falter durch die blaue Luft.

Versilbert stehn des Waldes Säume
In scheitelrechter Sonne Glast,
Aus nacktem Fels drei Lindenbäume
Gewähren uns willkomm'ne Rast.

Ein altes Kreuz aus grauem Steine
Steht schief darunter, dicht bemoost,
Hier hat dereinst im Abendscheine
Ein ländlich Liebespaar gekost.

Der junge Schäfer ward erschlagen
Im Feld, — die junge Schäferin,
Wo jetzt die Lindenbäume ragen,
Trug man die Frühentseelte hin.

Still senkten sie hinein die Bahre,
Noch steht am Kreuze Margaret,
Daß es der Wanderer erfahre,
Der sinnend dran vorüber geht.

Der Pilger.

Graue Wolken fliegen um das Thal,
Wo die Rosen still und sanft verwelken,
Wo, gelockt vom letzten Sonnenstrahl,
Auf der Heide blühn die Felsennelken;

Wo ich sang manch traurig schönes Lied
In der Jugend von der Liebe Sehnen,
Hin ist hin, der holde Frühling schied,
Farbenloser sich die Tage dehnen.

Daß ich sinken dürfte in das Grab,
Dürfte schlafen viele tausend Stunden,
Nackt geschält ist längst mein Wanderstab,
Lust und Leid hab' ich so viel gefunden.

O mich dürstet nach dem Gotteswein,
Möcht' am Tisch des ewigen Vaters sitzen,
Heilig bricht der Abend schon herein
Und die Sterne der Verheißung blitzen!

O steige mir nicht in den Nebel hinein,
Hier oben ist herrlichster Sonnenschein,
Hier oben da dehnt sich der Himmel so frei
Und schwingt sich in prächtigen Kreisen der Weih.

Im nebligen Meere die Welt sich verlor,
Nur als Inseln noch ragen die Berge hervor,
Die waldigen Berge, wie schön ist es hier,
O du Stern meines Lebens, o bleibe bei mir.

Als Fremdlingin stehst du
In deiner Umgebung,
Doch höchste Belebung
Und heiligen Frieden in Fülle verwehst du.

Und all das Getriebe,
Das Werkeltagstreiben,
Muß ferne dir bleiben,
Fortträumst du vom Garten der ewigen Liebe.

Schwermütig ragst du
Herab in das Dunkel,
Doch vom reinen Gefunkel
Der eigenen Schönheit durchschimmert, nicht klagst du.

In jene Thäler möcht' ich ziehen,
Wo mich mit deinen Melodieen
Umrauscht der hohe Buchenwald,
Welch reiches Leben in den Wipfeln,
Und strahlend auf der Berge Gipfeln
Gebrochne Burgen, stumm und alt!

Ein Zauber liegt auf diesen Gauen,
Wie golden ist das Land zu schauen

In seinem herbstlich bunten Kleid,
Vom Weltgetümmel abgeschieden,
Ruht es in wunderbarem Frieden,
In gotterfüllter Einsamkeit.

Oft wenn die Abendwolken kamen,
So blick' ich durch die Fensterrahmen
Verlangend in das blaue Land; —
Entflohen sind die frohen Lieder
Aus meiner Brust, wann streif' ich wieder
Mit dir im Walde Hand in Hand?

Was ich zu dir empfinde,
Das spricht kein irdischer Mund,
Das lebt als Klang tief wunderbar,
Unfaßbar und doch ewig wahr,
In meiner Seele Grund.

Und wenn du mich verlassen,
So ist das eitel Nichts,
Du kannst von mir nicht lassen,
Du müßtest eher hassen
Die Bahn des reinen Lichts.

Ein Traum ist unser Leben,
Voll Sehnsucht und voll Angst,
Ich aber kann dir geben,
Daß du im ganzen Leben
Nicht irrest und nicht bangst.

Was ich zu dir empfinde,
Das spricht kein irdischer Mund,
Das lebt als Klang tief wunderbar,
Unfaßbar und doch ewig wahr,
In meiner Seele Grund.

Wanderlust.

Drei Vöglein sah ich schweben
Den fernen Bergen zu —
Sie flogen mit leisem Singen,
Und thäten sich aufwärts schwingen,
Mein Herz verlor seine Ruh.

Ich dachte der Frühlingstage,
Voll heller Blütenpracht,
Nun ist die Sonne gesunken,
Das Thal vom Nebel trunken,
Die Blätter fallen sacht.

Der Sturm fängt an zu blasen,
Es regnet und es schneit,
Es kommen mir die Thränen,
Ich denk' mit stillem Sehnen
An neue Wanderzeit.

Weißt du?

Weißt du, wann du sterben mußt,
Wann du darfst die Flügel heben? —
Darum soll in deiner Brust
Nie ein Liebesklang verbeben.

Sprich ihn rasch und köstlich aus,
Ohne Furcht und ohne Zagen,
Eh' sie dich ins dunkle Haus
Unter Leid und Thränen tragen.

Mancher kehrte gern zurück,
Doch er darf nicht wiederkommen,
Und hat sein und fremdes Glück
Mit sich in das Grab genommen.

Ahnung.

Wie die zarte Kirschenblüte
In dem dunkelgrünen Wald,
Wirkt auf mich mit ihrer Güte
Deine himmlische Gestalt.

Leise Wehmut überschauert
Meines Herzens tiefste Kluft,
Denn mir ist, nicht lange dauert
Deiner Schönheit Zauberduft.

Bald wird dich von hinnen rufen
Rätselhaftes Götterwort,
Aber auf des Tempels Stufen
Flammt dein Bild uns ewig fort.

Wo sind die Zauberlieder?

Wo sind die Zauberlieder,
Die du geträumet hast,
Der Tag erscheinet wieder
Mit seiner Centnerlast,
Auffsteigt ein schwüler Morgen,
Voll trübem Wolkenrot,
Voll Kummer und voll Sorgen,
Und sterbensbittrer Not.

Wo sind die Geistertöne,
Die du gehöreſt haſt,
Voll heilig milder Schöne,
Voll süßer Himmelsrast,
Auffsteigt ein schwüler Morgen,
Voll trübem Wolkenrot,
Voll Kummer und voll Sorgen
Und sterbensbittrer Not.

Nirwana.

Längst hatte mich der Schlaf gemieden,
Mein Auge war verwacht und rot,
Da trat mit seinem ewigen Frieden
An meine Lagerstatt der Tod.

Er kam in jenem schönen Bilde,
Das Haupt umkränzt von dunklem Mohn,
Und seine Anmut, seine Milde,
Sprach jedem Furchtgedanken Hohn.

Er küßte mich, und wieder, wieder,
Im heißen Herzen brach die Glut,
Es rann durch alle meine Glieder,
Wie selig das Erlöschen thut.

In seinem Blicke sah ich leuchten
Ein Licht aus fernem Geisterland,
Die Augen, ach, die thränenfeuchten,
Sie waren mir so wohlbekannt.

Spätherbst.

Spätherbstabenddämmerung,
Müde Wolkenzüge,
Dort ein Schein, als ob den Lenz
Er von dannen trüge.

Traurig auf der Wiesenflur
Die zerstreuten Bäume
Tragen noch das welke Laub,
Wie vergessne Träume.

Nebel steigen aus dem Grund,
Silberreine Schatten,
Sind's die Seelen, welche dich
Einst geliebet hatten?

Jugend.

Vor meinem Auge webte
Die Welt als Frühlingstraum,
Den froh mein Geist durchschwebte,
Der Hauch der Sehnsucht lebte
In meiner Seele kaum.

Mit wunderbarer Milde
Beglänzte meinen Pfad
Der Schönheit Lichtgebilde,
Aufs irdische Gefilde
Vor mich ein Engel trat.

Ich kann es nicht vergessen,
Das himmlisch reine Glück,
Schon rauschen die Cypressen,
Ein Heimweh unermessen
Zieht mich zu Gott zurück.

Im Winter.

Solang es fest gefroren,
Da fiel kein welkes Laub,
Heut scheint so warm die Sonne,
Nun sinkt es in den Staub.

So lang des Kampfes Brände
Mir um der Stirne loh'n,
Wird nimmermehr das Ende
Des Lebens mich bedroh'n.

Wenn aber tiefster Frieden
Und höchste Liebe mein,
Dann ist auch mir beschieden
Der Tod im Sonnenschein.

Die Rebe.

Ob ich den Frühling noch erlebe,
Das ruht in Gottes starker Hand,
Schon aber wein' ich, wie die Rebe,
Die mit zerschnitt'nem Bast-Gewebe
Hell thränt an steiler Bergeswand.

Das arme Reis, von rauhen Händen
Verstümmelt — unverwundet blieb
Ihm keines seiner zarten Enden,
Bald aber wird's zur Sonne wenden
Manch neuen, hoffnungsreichen Trieb.

Unsterblich seine Wurzel nähret
Sich aus dem tiefsten Felsgestein,
Von wonnesamem Weh durchgäret,
Bis sie zuletzt der Welt gewähret
Zum Nachtmahl den Versöhnungswein.

Trost im Liede.

Was wär' ich ohne euch gewesen,
Ihr Liedertöne, leicht und lind,
Indes die Andern stumm sich äßen,
Strömt ihr ein himmlisches Genesen
In meines Lebens Labyrinth.

Ihr seid der ungetrübte Bronnen,
Draus echtes Gold entgegenblinkt,
Derweilen in des Reichtums Tonnen,
Von Sklaven-Blutschweiß überronnen,
Europa vollends untersinkt.

Und jene lächelnden Gestalten,
Die meines Lebens Pfad erhellt,
Vermag ich leuchtend festzuhalten,

So zeigen uns des Bernsteins Falten
Manch Bild aus fremder Wunderwelt. —

Oft sinken jählings meine Glieder
Verschmachtend auf das Felsgestein,
Da blickt der Ewige hernieder,
Und sendet seinen Engel wieder,
Der flößt mir neue Lieder ein.

Oden.

Ihr milden Thäler, nehmt den Genesenden
In eure Schatten, deckt ihn mit Blumen zu,
Weckt mir aus euren Schluchten auf die
Bilder der ewig von mir Geliebten.

Schon zieht der Frühling über die Lande hin,
Erfüllt den Wald mit schwellendem Knospenhauch,
Und voller brechen schon die Bäche
Aus des Gebirgs granitnem Herzen.

Am Lebensabend, nahe der Götternacht,
Sitz' ich am uralt heiligen Lindenbaum,
Und über mir in hellen Scharen
Weiden am Himmel die Silberwolken.

O meine Heimat, ähnlich Italia's
Geweihten Fluren, wo im Dezember noch
Die Rose blüht und Frühlingslüfte
Ueber das herrliche Thal sich legen.

Noch immer steig' ich fröhlich im ersten Strahl
Der Morgensonne zwischen dem Rebgeländ'
Bis zu des Föhrenwalds gewölbten,
Rauschenden Wipfeln, den piniengleichen.

Noch immer wall' ich sinnend im Abendrot
Die sachten Wege, wo die Cypressen stehn,
Und um die Male meiner Lieben,
Bangend im Winde, die Trauerweiden.

Auch heute wieder glühte, wie klares Gold,
Die Wintersonne durch das Cypressenlaub,
Und ein Gefühl, von Gott gesendet,
Ewiger Frühling ergriff das Herz mir.

— — —

In meiner Jugend sang ich so manches Lied,
Voll süßen Wohllauts, — nun ich gealtert bin,
Quillt immer noch dieselbe Weise
Ueber die Seele, wie Wundenbalsam.

In meiner Jugend stöhnte Germania,
Zerstückt am Boden, — nun ich gealtert bin,
Streckt die durch Schlachtenblut geheilte
Flammend das Schwert in die Nacht der Zukunft.

In meiner Jugend rang ich den Göttern zu,
Voll Heimwehthränen, — nun ich gealtert bin,
Versinkt mein Haupt in tiefem Lauschen
Unter den Palmen des Paradieses.



II.

Sprüche.

Ich bin der Quell, der immer giebt,
Und nimmer doch versieget,
Ich bin das Herz, das ewig liebt,
Und allen Schmerz besieget.

Gieb, Vater, eine milde Nacht,
Gieb eine nur zum Laben,
Dann mag der Erde wilde Macht
Mich lang mit Thränen haben,
Nenn' mich im Traume, hell und lind,
Nur einmal dein geliebtes Kind.

Weiß nicht auf meinen Wegen,
Wohin das Haupt zu legen,
So leg' ich's, Herr, in deinen Schoß,
Damit ein Friede grenzenlos
Mir wieder strömt entgegen.

O Schlaf, wie bist du gütig,
Umfängst mich mitleidsvoll,
Daß wieder ich im Traume
Italien sehen soll.

O wenn dein stärkrer Bruder,
Der Tod, mich einst umwand,
So darf ich ewig schauen
In ein gelobtes Land.

Und möchtest Blut du weinen
Vor innrem Herzeleid,
Laß außen stets erscheinen
Die größte Heiterkeit.

Und glücklich wirst du machen
Auf jedem Schritt und Tritt,
Und wenn die andern lachen,
Lachst du von Herzen mit.

Gott gab nur *eine* Saite
Auf meine Geige mir,
Drauf spiel' ich auf der Heide
Von Lieb' und Lust und Leide
Schon vierzig Jahre schier.

Als in die Wolfsgrub' nieder
Fiel jener Geigersmann,
Da hub er immer wieder
Zu spielen seine Lieder
Auf einer Saite an.

Fromm lauschet unterdessen
Der grimmen Wölfe Schar,
Hätt' er des Spiels vergessen,
Sie hätten aufgefressen
Den Mann mit Haut und Haar.

Nie schlug mein Herz so voll und klar,
Als wenn es ganz verlassen war.

Alle Dichter mußt du loben,
Die dir bringen ihre Proben,
Und sie alle loben wieder
Dankbar schmetternd deine Lieder;

Bis der Tanz um goldne Kälber
Endlich auch um dich beginnt,
Und du steif und selig selber
Glaubst, du seist ein goldnes Rind.

Was nicht mit Schmerz geboren,
Geht wie ein Scherz verloren.

Mir schafft das Herz wie junger Wein,
Ist eines von den raschen,
Drum pfropft mich nur nicht jetzt schon ein,
Und zieht mich ab auf Flaschen.

Führt mich dem nächsten Keller zu,
Wo viele große Fässer,
Da lieg' ich euch in guter Ruh
Und werde immer besser.

Sie haben Kunst und Wissenschaft
Und wichtige Gebärden,
Doch er, dem seine Lebenskraft
In fortgesetzter Traumeshaft,
Was will er denn auf Erden?

Sie schlafen jede Nacht wie tot,
Er aber wacht in Thränen,
Und träufelt dann im Morgenrot
Liedhonig auf ihr täglich Brot,
Damit sie nicht mehr gähnen.

Wer so lustig immerdar,
Sollte niemals sterben,
Nur so lang er lebend war,
Lachten seine Erben.

Mich treibt ein Sehnen, weiß nicht wie,
Empor, ein grenzenloses,
Ihr aber steht am Sinai
Und wartet auf den Moses.

Arm, wie jetzt, an Poesie
War gewiß die Welt noch nie,
Doch es kommt in kurzer Frist,
Daß die jetzt so ganz auf Erden
Unter Thränen rufen werden:
Gebt uns, was vom Himmel ist,
Alle unsre Pferdekraft
Nimmer doch den Frieden schafft,
Gebt für all' die Eisenbahnen
Nur ein einzig göttlich Ahnen!

Sei gänzlich Wurm, sei Wurm an sich
Und auf dem Bauch so lange,
Bis daß sie anerkannten dich,
Dann aber wachse fürchterlich
Empor zur Riesenschlange.

Mit dem Tode nicht beschlossen
Wird des Dichters großer Schmerz,
Rasch in unvergänglich Erz
Wird sein Jammerbild gegossen.

Mögt regieren, richten, reimen,
Bleibt doch, wie der Bel zu Babel,
Miserabel,
Außen Blech und innen Leimen.

Hau' durch, du hast ein gutes Schwert,
Gefeit vom Geist der Toten,
Die nach Unsterblichem begehrt,
Und die der Pöbel stets entehrt,
Hau' durch, du hast ein gutes Schwert,
Hau' durch durch alle Knoten!

Käm' in die Welt nochmals der schmählich gekreuzigte Christus,
Trieb' er in heiligem Zorn alle zum Tempel hinaus.

Scheid' ich, vom Tode verklärt — zerglüht mir in Asche die Knochen,
Die mir das Ketzergericht lebend so gerne verbrannt.

Freiheit, Gleichheit und Licht! Gewaltsam regt sich das Volk auf,
Redet, wie Apis, der Stier, in der ägyptischen Nacht.

Wolle nicht in ihre Hände fallen,
Halte dich von ihrem Golde frei,
Fällt dein Herz in ihre Tigerkrallen,
Ist dein Herz dem ewigen Tod verfallen,
Ist's mit seiner Seligkeit vorbei.

Und am Staube kriechst du, wie die Schlange,
Und vom Staube nährst du dich mit Lust,
Schaffst an deines Volkes Untergange,
Nicht von Liedern, noch von Harfenklange
Klingt es mehr in deiner öden Brust.

O dieses Himmels sanftes Blauen
Trifft wonneselig mein Gemüt,
Bald zieht der Frühling auf die Auen,
O dürft' ich ihn noch einmal schauen
Fern im geheimnisvollen Süd!

In dieses Nordens trübem Gären,
Da werd' ich nimmermehr gesund,
Da bleichen des Gedankens Aehren,
Da geht man unterm bombenschweren
Gewicht des Blödsinns rasch zu Grund.

Vielarme Nachtigall,
Was hast du dich verloren
In diesen Dichterstall,
Auftauchen überall
Die längsten aller Ohren.

Wildrauh und fürchterlich
Die Dromedare dröhnen
Im Dienst des Ewigschönen,
Ein jedes Lied ein Stich
Im Herzen der Kamönen.

Die Rosen hab' ich und die Dornen nehm' ich,
Die Menschen lab' ich und mich selbst verfehm' ich,
Mein Leib zerbricht, doch immer stärker glutet
Mir Gottes Licht, derweil mein Herz verblutet.

O weh, wie bist du reich,
Und viele reich du machtest,
Doch einem Bettler gleich,
Du tief vergessen schmachtest.

Des Liedes Blume giebst
Du fort in vollen Garben,
Doch wie du lebst und liebst,
Sollst du in Fülle darben.

Es nagt an deiner Brust
Der Gram mit wilden Zähnen,
Es kommt dir jede Lust
Nur erst im Strom der Thränen.

Ein Fremdling und ein Kind
Wirst du auf Erden bleiben,
Bis der Novemberwind
Dich muß zum Grabe treiben.

O selig, jede Kraft
Zur Segenskraft gemildert,
Die einst als Leidenschaft
In mir emporgewildert.

Aus all dem schwülen Schoß
Begehrend dumpfer Triebe
Blüht endlich mühelos
Die reine Menschenliebe.

Aus all der Glaubenssucht
Und Wissenswut hienieden
Reift nun als goldne Frucht
Der höchste Gottesfrieden.

O selig, jede Kraft
Zur Segenskraft gemildert,
Die einst als Leidenschaft
In mir emporgewildert.

O wer von jener Quelle hat getrunken,
Dem kann nicht flimmern mehr der feuchte Blick,
Der überwindet sein Geschick,
Und sei er auch im tiefsten Staub versunken.

Aufging die Welt ihm als ein Göttlich-Ganzes,
Daß wo er auch in ihre Tiefe dringt,
Ein Funken ihm entgegenspringt,
Der ihm die Schatten scheucht des Totenkranzes.

Still und einsam werden wir
Immer mehr im Leben,
Denn das Herrlichste soll hier
Nur vorüberschweben.

Nur als kurzer Siegesstrahl
Trifft es unser Wesen,

Daß von tiefer Sehnsuchtsqual
Nimmer wir genesen.

Kurz ja nur den Sonnenschein
Trinkt das Reis der Reben,
Um nach langer Nacht als Wein
Leuchtend fortzuleben.

Mit wunderbarer Stille
Geh' ich durch alle Not,
Es führt mich Gottes Wille
Getreu bis an den Tod;
Er leitet mich hinüber,
Zu schaun, was ich geglaubt,
Wie trüber auch und trüber
Um mich die Erde staubt.

Die Sprache, die ich spreche,
O die versteht man nicht,
Die Blumen, die ich breche,
Erblühn im andern Licht;
Der füllt sich keine Truhe,
Der meiner warten muß,
Der legt die Pilgerschuhe
Nicht ab von seinem Fuß.

Es muß ein Tag der Rache kommen
Einst auch für dich, zertretnes Herz,
An dem das Siegel wird genommen
Von deinem ganzen heil'gen Schmerz.

Da werden wie geblendet stehen
Sie alle, die gehemmt dein Thun,
Doch wenn das alles wird geschehen,
Wirst du erlöst im Grabe ruhn.

War die ganze Woche Regen,
Wolkenhimmel, grau und dicht,
Samstags bricht mit seinem Segen
Sanft hervor das Sonnenlicht.

Kommt auch aus der schweren Hülle
Nur ein einziger blasser Schein,
Hoffnung lächelt er die Fülle
Uns ins dunkle Herz hinein.

Samstag, unser ganzes Leben
Ist mit dir vom selben Schlag:
Dir und uns liegt hart daneben
Heiliggroß ein Sonnentag.

Ich sprach mit dir, als reiner Balsam thaute
Auf mein Gefühl der sanfte süße Ton,
Es waren ja verwandte Seelenlaute
In dieser Welt, voll blindem Haß und Hohn.

Was ich seit vielen Jahren keusch verborgen,
Vereinsamt ringend in der wunden Brust,
Ums Himmelreich die rätselhaften Sorgen,
Verströmte da in froher Plauderlust.

Vom sel'gen Einklang gotterfüllter Geister
Empfand ich eine tiefe Ahnung schon —
Doch laß uns schweigen — denn wir sind nicht Meister
In dieser Welt, voll blindem Haß und Hohn.

Gezeichnet hatte er, gedacht, gedichtet,
Nur auf das Große war sein Sinn gerichtet
Und hatte keine Ruhe Nacht und Tag,
Ein trüber Hauch auf seinem Antlitz lag.

Nur oft sah man mit einem wundervollen
Geleucht aus seinem Auge Thränen rollen;

Die andern zogen unterdes am Karrn,
Und nannten ihn zuweilen einen Narrn.

Er sei zu gar nichts nütze, sagten sie,
Mit albernem Geschwätz ihn plagten sie,
Er aber schwieg, und als er heimging, sahn
Sie sich von ihm verklärt samt allem ihrem Wahn.

Ich hab' dich nie gesehen;
Mich rührt dein holdes Bild,
Wie wenn in grauer Dämmrung
Noch Gold aus Wolken quillt.

Wie wenn auf eis'gen Höhen
Ein Duft weht süß und lind
Von fernen fremden Blumen,
Die längst vergangen sind.

An des Kalkgebirges Rande,
An dem jähen schattenlosen,
Blühet wild im Sonnenbrande
Gottgeweiht das Reis der Rosen.

Keine Nahrung, keine, keine,
Kann der harte Stein ihr geben,
Einzig aus des Himmels Reine
Fristet sie das arme Leben.

Aber ihre Blumen-Garben
Hängen um die Felsenklüfte,
Voll der schönsten Purpurfarben,
Voll der feinsten Balsamdüfte.

Also wirft ein Herz verklärend
Nach der Menschheit Jammerthalen
Einen Schein des Himmels, während
Es vergeht in seinen Strahlen.

Er deckt sich nicht im Kampfe,
Er achtet nicht der Schmach,
Bis daß im Todeskrampfe
Die Klinge ihm zerbrach.

Er wirft den Schwertesstumpen
Den Feinden ins Gesicht:
Gehabt euch wohl, ihr Lumpen,
Der Tod besiegt mich nicht!

Was will die Lilie im Kartoffelfeld?
Sie blüht ins Grab, verzweifelnd an der Welt.

Er knickt mit seinem Messer
Das Dichterlingsgeschmeiß,
Das kann er alles besser,
Ein schwäbischer Professor
Mehr als der Himmel weiß.

Bis an die höchsten Namen
Spritzt er mit seinem Gift,
Weil sie dereinst nicht kamen
Durch unser Landexamen,
Geschweige denn ins Stift.

Bismarck.

Kaum ist der Mann gefallen,
Der übermächtig groß,
So bricht mit ihren Krallen
Erst recht die Meute los.

Dem Feind, der fiel im Streite,
Schlitzt man nicht auf den Bauch,
Man tritt versöhnt beiseite,
Das ist Germanenbrauch.

Ungefährlich scheint die Weise,
Die aus meinem Herzen rinnet,
Die zu Liedern, leise, leise
Klingend sich zusammen spinnet.

Und von diesen kleinen klaren
Silberglöckchen, die nicht rosten,
Soll kein Menschenkind erfahren,
Was sie mich am Leben kosten.

Moltke.

In sieben Sprachen hattest du geschwiegen,
Bliebst Meister in drei fürchterlichen Kriegen,
Um dich am Ende selber zu besiegen.

Dieselben Reime peitschen
Viel hunderttausendmal!
O Poesie der Deutschen,
Es steht um dich fatal!

Und auch der Griechenoden
Krystallne Gliederung
Lockt uns auf einen Boden,
Voll Sumpf und Niederung.

Aus urgermanischen Stäben
Und neustem Schwerteskkang,
Soll wieder sich beleben
Der Barden Hochgesang.



III.

Episteln.

Auf allen Weg' und Stegen
Kommt Liebe mir entgegen,
Was hab' ich noch zu thun,
Als selig auszuruhn.

An Wilhelm Hertz.

Weißt du, wo der grüne Flieder
Aus der Mauer wuchs heraus,
Dort am Bache, still und bieder,
Bei der Brücke stand dein Haus.

Und in das Gymnasium ranntest
Jeden Morgen du von da,
Ohne daß du mich schon kanntest,
Aelter du schon damals ja.

Saßen dort so manche Stunde
Auf derselben harten Bank,
Du der strahlende, gesunde,
Ich schon damals etwas krank.

Du blondlockig, groß von Kopfe,
Und in strammster Jünglingskraft,
Ich mit schwarz-braun schlichtem Schopfe,
Schwer hinwandelnd, mädchenhaft.

Du begehrend und genießend,
Und von Freunden stets bedroht,
Ich asketisch mich verschließend,
Einsam denkend an den Tod.

Und erst als dem Schwabenlande
Du gedient als Lieutenant,
Haben wir am Neckarstrande
Gegenseitig uns erkannt.

Meine ersten trüben Lieder
Unterbreitete ich dir,
Und bedenklich schwankte nieder
Dein ambrosisch Haupt zu mir.

Was hier besser, meistens schlechter,
Wogest du mit ernstem Sinn,
Mit unendlichem Gelächter
Nahm ich aber alles hin.

Hattest nach dem Text der Lieder
Einen Andern mich geglaubt,
Noch bedenklicher hernieder
Schwankte dein ambrosisch Haupt.

Auch in spätern Jahren wieder,
Lieber Freund, zermalmtest du
Mir so manches meiner Lieder,
Aber nie den Mut dazu.

Und zuletzt, da auch die Lieder
Ueberkommen mein Humor,
Bog sich unbedenklich nieder
Zu mir dein ambrosisch Ohr.

Du der große weitberühmte,
Dem die fernste Sprache kund,
Ich der dunkle unverblümte
Mittelschwäb'sche Kindermund.

Du der steile Germaniste,
Schreibend manches Heldenbuch,
Ich der Nabelschau-Buddhiste,
Dem das Lied zerrinnt zum Spruch.

Als zwei grundverschiedne Fechter
Ziehn wir so dieselbe Bahn,
Und homerisches Gelächter
Zeigt uns schon von weitem an.

An Friedrich Vischer.

Edler Meister, nein, was denkst du,
Das Kollegiengeld mir schenkst du,
Weißt du nicht, daß ich das letzte
Hemd getrosten Muts versetzte,
Nur um dich zu hören.

Du der höchsten Schätze Hüter,
Der die wildsten Tiergemüter,
Jene technisch-rauhen Horden,
Drin auch ich erzogen worden,
Orpheusartig bändigt;

Und was höher noch geschworen,
Selbst sogar die Professoren,
Die in allem doch so weit sind,
Und in allem so gescheit sind,
Unablässig fesselt.

Nicht zu nennen die Philister
Bis hinauf zum Kriegsminister,
Die mit ihren reinen edeln,
Rührend zugekämmten Schädeln
Vor der Jugend leuchten! —

Schauern muß dir oft vor Wonne
Deine Seele, — eine Sonne,
Die da mächtig und vollendet
Geistesflammenpfeile sendet,
Wunderbar befruchtend.

Laß mit Worten und Gedanken,
Edler Meister, jetzt dir danken, —
Fahre fort, mein Herz zu stärken,
Daß ich einst mit meinen Werken
Würdiger dir danke.

An F. Freiligrath.

Bei des Frühlings erstem Wehen
Hab' ich gestern dich gesehen,
Und es ging mir schwer zu Sinn,
Daß ich dich noch nicht besuchet,
Billig hast du mir gefluchet,
Daß ich nicht ein andrer bin.

Alle Freuden, alle Sorgen,
Schieb' ich auf den nächsten Morgen,
Bis die Sonne untersinkt;
Darum ist es alle Tage
Meiner Frau die stete Klage,
Daß man mich zu gar nichts bringt.

Und doch hast du mir so schöne,
Prächtige Sonettentöne
Liebenswürdig zugesandt;
Noch dereinst in grauen Haaren
Werd' ich sie mir aufbewahren,
Als ein heilig Unterpfand.

Aber nun beim ersten süßen
Wehn des Frühlings muß ich grüßen
Lieblich dein getreues Herz;
Veilchen blühen schon in Fülle,
Und aus ihrer Knospenhülle
Strebt die Waldung himmelwärts.

Also mit dem Märzenwinde
Hauche um dein Haupt gelinde,
Dein ehrwürdiges, mein Lied;
Nach des Winters langer Dauer
Es wie Auferstehungsschauer
Durch die trunkne Seele zieht. —

Wieder mit des Frühlings Weben
Wunderthätig wir erleben

Neue Hoffnung in der Brust,
Was verloren und vergangen,
Ewig haben wir's empfangen,
Nimmer trübt uns der Verlust. —

Mit so holden Schmeicheltönen
Möcht' ich dich noch mehr gewöhnen
An das liebe Schwabenland;
Nimm sie gern die sanfte fromme
Weise, bis ich selber komme,
Dankend dir mit Herz und Hand.

An Jakob Burckhardt.

Wie hundertmal gedacht ich herzlich dein,
Der du des Hohen mir so viel gegeben,
In meiner Brust entfacht ein göttlich Leben
Durch deiner Worte milden Sonnenschein.

Wenn ich verdrossen sitze und allein,
Versponnen in gelehrte Spinneweben,
So laß ich deine Bilder mich umschweben,
Und in mein Herz zieht Glück und Frieden ein.

Fortrang ich mich durch Krankheit manches Jahr,
Drum hab' ich dir so lange nicht geschrieben,
Und doch für dich in meiner Seele war

Zu jeder Zeit ein unverbrüchlich Lieben,
Heut bot ein Lied der holde Lenz mir dar,
Das nimm als Gruß, daß ich getreu geblieben.

An Wilhelm Lübke.

Erhabner Freund, wie schlugst du die Philister
Des ungeschlachten edlen Schwabenstamms,
Die schwer hinwandeln in der Väter Wams
Und stets zusammenhalten wie Geschwister.

Ach, dieser Stamm, ganz ungebärdig ist er,
Und dennoch von der Milde eines Schwamms,
Und mit der Güte eines Opferlamms
Sogar das Ungeheuerste vergißt er.

Wie dank' ich's dir, dir danken's viele Tausend,
Die schon Jahrzehnte hinterm Bierkrug schalten,
Von hünenhafter Kampfbegier erbrausend,

Und in der Presse stets den Mund gehalten, —
Da kommt der Held, scharf mit dem Schwerte sausend,
Man giebt ihm recht — dann aber bleibt's beim Alten.

An Heinrich Schliemann.

Homerisch blind, gleich einem Homeriden,
Drangst du hinunter in der Erde Schoß,
An Glauben und an Hoffen riesengroß,
Bis du entdeckt das Grab der Pelopiden.

Doch die Gelehrtenwelt war nicht zufrieden,
Viel zu gewaltig war der Gegenstoß,
So daß es manchen ganz mit Recht verdroß,
Der längst gewohnt, antiken Leim zu sieden.

„Er war im Kaufmannsstand, ihm fehlt die Schule,
Wir kennen alles bis zur fernsten Thule,
Das Schiff sogar, drin Helena gesegelt;"

„Wohl ist es gut, Entdeckungen zu machen,
Doch besser noch, es werden solche Sachen
Zuvor erst gründlich in Berlin geregelt."

An Oskar Fraas.

Ein zweiter Schliemann drangst du in die Nacht
Des Riesenhügels, wo in grauen Tiefen,
Von deinem Geist geahnt, verzaubert schliefen
Uralte Schätze von der höchsten Pracht.

Denn Fürsten waren's, die mit Herrschermacht
Dereinst ihr Volk zum Grabmalsbau beriefen,
Aus Goldgefäßen sieht man Weihrauch triefen,
Vom Opferfeuer lodernd angefacht.

In reichverziertem wallendem Gewand,
Hellenisch feine Schalen in der Hand,
Aus ihrer Gruft hochedle Frauen schreiten;

Was zwei Jahrtausende im Dunkel lag,
Erschienen ist es an dem hellen Tag,
Und wirkt nun strahlend fort für alle Zeiten.

An Carl Weitbrecht.

Heil dir im Eichenkranze,
Der du so kräftig singst,
Mit wetterhellem Glanze
Die alte Klinge schwingst.

Das sind die blanken Lieder,
Geharnischt bis ans Haupt,
An die nun einmal wieder
Das Volk, das deutsche, glaubt.

Aus seinem Mark entsprossen
Ist ihr vertiefter Ton,
Wie du emporgeschossen
Als sein getreuster Sohn.

Ha! wie dereinst ertönte
Dein Schwertlied, wild und graus,
Und bald darauf erdröhnte
Sturmlauf und Schlachtgebraus.

Und wenn ermattet ruhten
Die Männer auf der Wacht,
Hat sich an deinen Gluten
Ihr Leben neu entfacht.

Wenn auf dem Felsenbette
Ein Tapfrer sterbend lag,
Brachst du die Leidenskette
Durch deines Geistes Schlag. — —

Und wenn die Feinde wieder
Verlangen nach dem Rhein,
So werden deine Lieder
Die ersten Kämpfer sein.

Bevor die Flinten knattern,
Der Bügel klingt am Bug,
Wird hoch darüber flattern
Dein Lied im Adlerflug!

Zur Mörikefeier.

Stuttgart, 4. Mai 1876.

Es war einmal ein Häfnersmann,
Der formte Töpf' aus Leimen,
Und schmückte zierlich sie sodann
Mit selbstverfaßten Reimen*).

Auch predigte er lange Zeit
Bei Mergentheim den Bauern,
Doch endlich rief er: „geht beiseit,
Was soll ich hier versauern!"

„Ich geh' ins Mädcheninstitut,
Kathrinenstift geheißen,
Da will ich sie voll Jugendmut
Poetisch unterweisen!"

Dort las er ihnen manch Gedicht,
Womit er sehr ergetzte,
Bis sich der Mädchenunterricht
Auf seine Nerven setzte. —

*) Bekanntlich eine Liebhaberei Mörikes.

Von nun an blieb er gern im Bett,
Verschlief die Morgenstunde,
Denn so nur, sprach er oftmals, hätt'
Sie für ihn Gold im Munde.

Und horch, so manches Vögelein
Sang ihm vor seinem Fenster,
Es grüßten ihn im Dämmerschein
Holdlächelnde Gespenster.

Es drang in seine starre Brust,
Wie süße Träumereien,
Wie Schäferspiel und Maienlust
Beim Klange der Schalmeien.

Und übers ganze deutsche Land
Ertönten seine Lieder,
Vom Felsen bis zum Meeresstrand
Fand er ein Echo wieder.

Ach, viel zu frühe durch das Grab
Ging er ins ewige Ruhland —
Wie vor ihm schon der Gustav Schwab,
Der Kerner und der Uhland.

Doch wenn ein schwäbischer Poet
Das Augenlid geschlossen,
Wird kolossal, so gut es geht,
Sein Bild in Erz gegossen.

Freund Mörike kommt jetzt daran —
Es wurde stets in Schwaben
Für einen Dichter was gethan,
Sowie man ihn begraben.

An J. G. Fischer.

Da wo der Staufen traurig und allein,
Beraubt der hochgezinnten Trümmermale,
Herniederschaut nach deinem Heimatthale,
Und flüsternd stehn die alten Pappelreihn,

Sangst du, berauscht vom ersten Maienschein,
So schön von jenem Bauernideale*),
Der in der derben, rauhgelaßnen Schale
Verbirgt des treusten Herzens Edelstein. —

Einst batest du in deiner „Sonnenwende“,
Daß nie des Lebens Sonnenglanz dir ende,
Bis dich umschließt der Erde stiller Grund;

Es wurde dir — du giebst uns immer wieder
Aus tiefster Brust quellfrische Waldeslieder,
Und hältst dich selber und dein Volk gesund.

Des Sängers Grab.

(Den Manen Ludwig Starks).

Der Frühling kam und streute seinen Segen
Mit vollen Händen über Berg und Thal,
Es wehte, silberweiß im Sonnenstrahl,
Aus jeder Schlucht des Kirschbaums Blütenregen.

Da trugen sie dich fort auf stillen Wegen,
Doch fest und freudig tönte der Choral,
Den sie dir sangen, ach zum letztenmal,
Dort auf dem Friedhof, überm Thal gelegen.

Es war dein eigen Lied, das voll und tief
Beim Abschiednehmen unser Herz bewegte,
Das über dich, der sanft im Sarge schlief,

*) Der glückliche Knecht.

Als Engelsfittich seine Wogen legte, —
Und trauernd saßen auf dem Kirchhofthor
Die Vögelein und sangen mit im Chor.

Zum Münster-Jubiläum in Ulm.

(30. Juni 1877).

Wir sah'n, umtönt vom Festesglockenchor,
Geschmückt mit Blumen und mit Eichenreisern,
Und überweht vom bunten Fahnenflor,
Die alte Stadt mit ihren Giebelhäusern.

Wir hörten jener Orgelklänge Strom
An die erhabenen Gewölbe schallen,
Erschüttert stand der altersgraue Dom,
Ein Gotteshauch durchquoll die Säulenhallen.

Und als wir traten in die Sternennacht,
So stand er da, zum Himmel aufgeschossen,
In seiner ganzen vollen Zauberpracht,
Vom Silberlicht des Mondes übergossen.

So stand er, hold durchbrochen und umlaubt,
Mit seinem Schiff und den gewalt'gen Türmen,
Ein Riesenwerk, — ihm brauste um das Haupt
Ein halb Jahrtausend schon mit seinen Stürmen!

Er sah der Deutschen Glück und ihre Schmach,
Wie sie sich selbst die tiefsten Wunden schlugen,
Bis jammervoll das Reich zusammenbrach,
Da zuckt' auch er in allen seinen Fugen.

Der Stachelginster und das wilde Gras
Ersproßten in den zackigen Ruinen,
Daß Staub und Moder ihre Schönheit fraß,
Und durch die Mauern hat der Tag geschienen.

Doch sieh, zu neuer Kraft und Herrlichkeit
Erstand er wieder, — unvergleichlich strahlen,

Rasch aufgeführt von einer neuen Zeit,
Im Morgenrot die blumigen Fialen.

Und sieh, auch unser Volk, aus Schutt und Nacht
Erhob es sich, mit blanker Waffe kämpfend,
Hält in Europa jetzt die Friedenswacht,
Im weiten Kreis die Nebel niederdämpfend.

An Paul Heyse

zum sechzigsten Geburtstag.

(15. März 1890.)

Ein Sonnenkind, wie aus Italiens Gauen,
— Bedeckt von einem breitgekrempten Hute —
Voll Geist und Witz und frohem Jugendmute,
Mit süßen Lippen, träumerischen Brauen;

Der Wiederschein aus fernen Wunderauen
Im weichen Spiegel deines Auges ruhte,
Als ob ein heil'ges Feuer dich verglute, —
So durft' ich dich vor dreißig Jahren schauen.

Gemüt und Leib aus einem Guß gegossen,
Von Schönheit und von Grazie umflossen,
Ein Bild der gottgeweihten Dichterkraft.

Und heute noch, nur in noch reichern Wellen,
Aus deiner Brust des Liedes Ströme quellen,
Unalternd-herrlich und sirenenhaft.

An Hermann Allmers

zum siebzigsten Geburtstag.

(11. Februar 1891).

Heut Nacht im Traume sah ich wunderbar
Vor mir die römische Campagna wieder,
Vom Himmel kamen Heidelerchenlieder,
Der lag so glockenhell und sonnenklar.

Ein Hirtenknabe trieb die Lämmerschar
In enggewundne Tuffsteinthale nieder,
Narzissen blühten dort und wilder Flieder,
So daß ich unaussprechlich glücklich war.

Es war dein Geist, der in der Weihestunde
Mich aufgesucht, denn längst gehör' ich sein,
Der mich erfüllt mit Südlands Sonnenschein.

Dann aber klang das deutsche Meer herein,
Emporgetürmt an Norwegs Felsensunde,
Und neuen Zaubers voll, gedacht' ich dein.

An Carl Lemcke.

Erhabner Freund, der Quader über Quader
Zu stolzen Monumenten aufgebaut,
Der sie aus seinen eignen Schachten haut,
Gediegnen Korns und ohne falsche Ader.

Horch! Deines Worts beflügelte Geschwader!
Wie Meeresspringflut donnernd angestaut,
Und wieder aufgelöst in Wonnelaut,
Zu schwichtigen der Brust geheimsten Hader.

Hoch standest du im Wikingsschiff am Steven,
Nun hat es in das Land der wilden Sueven,
Das rebenlaubumkränzte, dich getrieben.

Gruß dir und Heil, du kühner Nordlandsferge,
O werde warm bei diesem Volk der Berge,
Dann findest du, daß wir dich herzlich lieben.

An Hermann Lingg.

Zum siebzigsten Geburtstag.

Seit meiner Jugend nebelhafter Ferne
Hat deine Harfe, die so reich besaitet,
Mich durch des Lebens Irrsal hingeleitet,
Hing ich an ihrem Zauberklang so gerne.

Du Dichterherz, von urgranitnem Kerne,
Das Bilder über Bilder ausgebreitet:
Die Königsmumie durchs Eismeer gleitet,
Hie Attila, hie Dieterich von Berne!

Aus tiefstem Lebens- und Gedankenschacht
Brachst du empor der Dichtung Edelsteine,
Rubine sind's von ungeahnter Pracht,

Von ungeahnter Stärke, Glut und Reine,
Dir selbst ein Wunder. Noch die fernste Nacht
Der Zeiten strahlt von ihrem Wiederscheine.



IV.

Humoristica.

Mein Lied ist eine Thräne,
Die trüb vom Auge fällt,
Doch unterm Fallen spiegelt
Sie bunt die ganze Welt.

Der Dichter.

Was der Dichter voll von Schmerzglut
Schrieb mit seinem eignen Herzblut,
Liest er Freunden und Gevattern,
Die wohlmeinend ihn umschnattern,
Trägt es dann des andern Tages
Zum Großtürken des Verlages:
„Nun im Hinblick auf das Damen-
Publikum in Gottes Namen.“

Zeit um Zeit zerfloß indessen,
Alte Leiden sind vergessen,
Unsern Dichter sieht man laufen,
Eine Wurst sich einzukaufen;
Metzgerin reicht sie hernieder,
Eingewickelt in die Lieder,
Die er einst voll wilder Schmerzglut
Schrieb mit seinem eignen Herzblut.

An Apollo.

Laß mich nicht wie jene werden,
Großer Gott, ich bitte dich,
Die vor allem Volk der Erden
Reden halten fürchterlich.

Kommt auch einstens diese Wut mir,
Himmlischer, so schlage drein,
Treibe dann den hohen Hut mir
Dumpfen Klangs von oben ein.

Bis zum Nacken treib' ihn nieder,
Daß nach kurzem Todeskampf
Ich erstick' in meiner Lieder
Höchstureignem Schwefeldampf.

Der Buddhiste.

Sie fliegen auf der Eisenbahn
Mit brausend wildem Dampf,
Still krattelst du zu Fuß bergan
Und kriegst den Wadenkrampf.

Ihr rechnender Gedanke sprüht
Als Blitz von Draht zu Draht,
Dein liederträumendes Gemüt
Kommt überall zu spat.

Sie schweifen mit Kometenbrunst
Trüb- endlos wärts und wärts,
Doch ruhig klar durchglänzt den Dunst,
Dem Pol-Stern gleich, dein Herz.

Die Harmlosen.

Ach wie harmlos bin ich doch
Und wie harmlos ist mein Vater,
Wohl zufrieden immer noch
Dient dem württemberg'schen Staat er.

Auf der offnen Straße gehn
Mit anständigstem Gesichte
Sohn und Vater, ungesehn
Machen sie jedoch Gedichte.

Lind ist ihres Liedes Ton,
Denn sie haben feine Ohren,
Nur bisweilen murrt der Sohn,
Daß er überhaupt geboren.

Mit der tiefsten Höflichkeit
Ziehn sie stets die hohen Hüte,
Schlagen mühsam jeden breit
Mit bewußter Herzensgüte.

Darum achtet man so sehr
Solchen Vater und sein Kindel,
Doch sie selbst empfinden schwer
Dieser Welt vielargen Schwindel.

Und um an ihr bessres Sein
Nicht den Glauben zu verlieren,
Gehn sie oftmals ganz allein
In dem grünen Wald spazieren.

Klimmen oft in Abendglut
Auf der Vorzeit heil'ge Trümmer,
Und erforschen da mit Wut
Deutsch' und römische Altertümer.

Und in hoher Andacht tönt
Nun ihr klarer Geist sich hier aus,
Und dann ziehn sie weltversöhnt
Im Triumph ins beste Bierhaus. —

Ach wie harmlos bin ich doch
Und wie harmlos ist mein Vater,
Ach sie bringen endlich noch
Uns als Lustspiel aufs Theater.

Die Olympier.

Donnerschwere Wolken tauchen
Aus der Nacht des Aetna-Kraters,
Doch am allerstärksten rauchen
Die Philister meines Vaters.

Thronen in der Oelbier-Höhle
Nicht mit nordischer Phantastik,
Nein in griechisch-klarer Wöhle,
Als olymp'sche Götterplastik.

Ihre hohen, himmlisch reinen
Stirnen, nie von Ungeduld heiß,
Denken ganz im allgemeinen
An den neugewählten Schultheiß.

Und ich selbst, der kleine Spötter,
Mich nicht aufzureiben brauche,
Nur bisweilen fragt der Götter
Einer, ob ich denn nicht rauche? —

Sieh, nun kreist in ihrer Mitten
Eines Riesenrettichs Walze,
Den der Vater selbst geschnitten
Und bestreut mit Opfersalze.

Horch, das Schnarchen stockt allmählich
In den langen Pfeifenröhren, —
Die Olympier, sanft und selig,
Nur das Gras noch wachsen hören.

Die Bummler.

Scheine doch, du liebe Sonne,
Wieder auf der Bummler Rücken,
Daß sie wieder, wie die Mücken,
Klumpen bilden voller Wonne.

Wo die prächtigen Alleen
Wölbender Kastanienbäume,
Nebenan des Schlosses Räume,
Kann man euch tagtäglich sehen.

Kann man sehn euch alle Tage
Sehnsuchtsvoll aus Eck' und Enden
Hieher eure Schritte wenden
Mit dem Zwei-Uhr-Glockenschlage.

Schon von fern hört man euch lachen,
Auf Gerecht'= und Ungerechten
Pflegt ihr ja stets eure schlechten
Randbemerkungen zu machen.

Glücklich fielen eure Lose,
Während Haß die Völker peinigt,
Euch in Liebe stets vereinigt
Meines Vaters große Dose.

Und so bleibt ihr ohne Frage,
Nach dem guten Mittagessen
Wiederkäuend, weltvergessen,
Doch im Grund die Herrn der Lage.

Aber wenn von dumpfen dreien
Schlägen dröhnt der Bauch der Glocken,
Werft ihr euch gelind erschrocken
In die einzelnen Kanzleien.

Bleib' euch sonst in allen Stücken
Eure hohe Bummelwonne;
Scheine doch, du liebe Sonne,
Lange noch auf ihren Rücken.

Sonntag.

O wie rinnt in meine Glieder
Eine stille Seligkeit,
Sonntag, Sonntag ist es wieder,
Abgelegt das Werktagskleid.

O wie machst du jede Plage,
Alles wieder schön und gut,
Nachgeschmack von jenem Tage,
Da der Herr der Welt geruht.

Rufst in unserer gescheiten,
Fleiß'gen Welt oft wunderbar
Mir zurück die seligen Zeiten,
Als es immer Sonntag war.

Für die nächste Schöpfungsfrage
Mach' ich, Herr, den Vorschlag nun:
Ruhen mögst du sechs der Tage
Und am siebten gar nichts thun.

Mein Herz ist gut.

Mein Herz ist gut, mein Ruf ist schlecht,
Ich führ' ein Heidenleben,
Und lache mit dem bunten Specht
Und weine mit den Reben.

Im Thale weiß ich jeden Baum
Und eine jede Blüte,
Den allergrünsten Waldessaum
Führ' ich mir zu Gemüte.

Weiß, wo die schönste Quelle blitzt
Durchs finstre Felsgesteine,
Die seligste der Drosseln sitzt
Im Abendsonnenscheine.

Auch jedes gute Menschenherz
Weiß ich geschickt zu grüßen,
Mit meinem kinderleichten Scherz
Sein Leben zu versüßen.

So liebt mich alles weit und breit,
So hallt durch meine Lieder
Der teuren Heimat Herrlichkeit
In hoher Wonne wieder.

Und wenn ich durch des Todes Joch
Einging zum ew'gen Leben,
Wird sanft von mir ein Odem noch
Mein Heimatthal umschweben.

Sonderbar.

Sonderbar, ein solcher Abend
Ist nicht übertrieben labend,
Trotz der honigsüßen Torten
Und des Weins von allen Sorten.

Trotz der liebenswürd'gen Damen,
Welche hier zusammen kamen;
Jede ist für sich allein
Süßer noch als Tort' und Wein.

Aber sind es gar so viele,
Greift man zum Gesellschaftsspiele,
Wieder mit Verwegenheit
Spielen sie Verlegenheit.

Und der Mann in seinem Grame
Wendet sich von seiner Dame,
Wird dem Becher wieder hold
Und tritt ab als Trunkenbold.

Poesie.

O Zaubrin Poesie,
Du hast mich stets benebelt,
Und hast mir Hand und Knie
Von Jugend auf geknebelt.

Mein Vater sandte mich
Nach vieler Herren Ländern,
Da draußen sollte sich
Des Sohnes Sinn verändern.

Sein Wesen wurde zwar
Beweglicher und freier,
Doch als er heimkam, war
Mit ihm die alte Leier.

Ernst, der Gymnasiste.

1.

Ach jeden Morgen knappe
Ich schwer mit meiner Mappe
In das Gymnasium;
O wie viel besser triebe
Ich mich mit meiner Liebe
Am Lindenplatz herum.

Die Herren Professoren
Zerreißen mir die Ohren
Mit ihrem Redefluß;
Ich weiß nicht, was sie wollen,
Und meine Thränen rollen
Auf meinen Livius.

2.

Immer doch auf der Altane
Bin ich so alleine,
Forsch' in meinem finstern Wahne
Starr in ihrem Stundenplane,
Zittere und weine.

Sie indes im Haus der Fibel
Wird die allerletzte,
Weil sie, denkend an's Geliebel,
Im Französischen „terribel"
Mit „ernst" übersetzte.

Und zu Hause, wehe, wehe,
Wohnt sie unter Drachen,
Die, wenn ich vorübergehe
Und nach der Geliebten sehe,
Zu den Laden machen.

Die Geliebte.

Mein Vater ist ein Fiedelmann,
Der wunderherrlich geigen kann,
Wie geiget er so schöne,
Er geiget fis und geiget cis,
Das giebt ins Herz mir einen Riß,
Die vielen, vielen Töne.

Meine Mutter ist eine große Dam',
Die sitzt so da als wie im Gram,
Und thuet nichts als schweigen,
Der Vater auch macht nicht viel Wort,
Und geht gleich nach dem Essen fort,
Zu fischen und zu geigen.

Mein Liebster ist ein Gymnasist,
Was eigentlich noch gar nichts ist,
Doch ist er gar so holde,
Und käme selbst ein Lieutenant
In silberstrotzendem Gewand,
Ich keinen andern wollte.

Die Eltern nicht verliebt mehr sind,
Ich bin das allereinz'ge Kind
Und sitze so alleine,
Und wenn die schöne Mutter schweigt,
Und wenn der gute Vater geigt,
Ich oft im stillen weine.

Die Geliebte vor dem Pfarrer.

Das arme Kind, der Pfarrer mußt'
Das Schreckliche erfahren,
Sie steht vor ihm sich kaum bewußt
Mit ihren goldnen Haaren.

Der Pfarrer denkt in seinem Sinn:
Doch eine süße Speise,
Der feine Mund, das weiche Kinn,
Die Stirn, die blendend weiße.

Gewöhnlich ruft uns unsre Pflicht
Zu vorgerücktern Damen,
Zu solchen Jungfraun, welche nicht
Sich mehr verbräutigamen.

Sie aber ist nicht fünfzehn Jahr
Und schon so ausgebildet,
Und ihre Augen sind fürwahr
Von Liebe schon durchmildet.

Und eine Wehmut überschleicht
Den alten Seelenhirten,
Dann aber spricht er: Kind, wie leicht
Zählt man zu den Verirrten.

Mit einem Jüngling stehst du schon
In zärtlicher Bekanntschaft,
Mir sagt es mit gerechtem Hohn
Die sämtliche Verwandtschaft. —

Wie wurde wie das Blut so rot
Das Kind, das heilig holde,
Und wieder blaß als wie der Tod,
Als ob sie sterben sollte.

Dann aber ist ein Thränenstrahl
Aus ihr hervorgebrochen, —
Ich habe nur ein einzigmal
Mit ihm ein Wort gesprochen.

Der Mantel.

Wär' die Welt nur bloß gemein,
Doch sie stört auch unsern Wandel,
Hülle mich noch fester ein,
Alter Philosophenmantel.

Alter Freund und Havelock,
Du mein einzig Hausgeräte,
Aber wie des Heilands Rock,
Stark gewirkt und ohne Nähte.

Was dir zwar nichts Neues war,
Eine Liebe sahst du sterben,
Und so ließ ich dieses Jahr
Dunkelmumienbraun dich färben.

Halbägyptisch eingesargt,
Geh' ich um in diesem Tuche,
Geh' ich durch des Lebens Markt,
Wie zu flüchtigem Besuche.

Meine Straße.

Königsstraße, meine Wonne,
O was wär' ich ohne dich,
Auf dein Pflaster scheint die Sonne,
Wenn es noch so winterlich.

Schon seit zwanzig Jahren schreite
Ich an deiner Sommerseite,
Wurde niemals deiner satt,
Hauptpulsaderstrom der Stadt.

Sehe hier mit schnellen Schritten
Treffliche Israeliten,
Welche an des Volkes Heil
Unablässig nehmen teil.

Auch erscheinen, freilich minder
Häufig, unsre schönen Kinder,
Mädchenjugend, hoch entblüht,
Kinder nur noch im Gemüt.

Ferner Dichter, groß von Namen,
Denen kolossale Dramen,
Während sie vorüber gehn,
Sich im Eingeweide drehn.

Redakteure dann der Blätter,
Jene mager, diese fetter,
Diese rosig, jene fahl,
Je nach Abonnentenzahl.

Und am Ende wie ein Kläger
Mir der eigene Verleger,
Drei Kritiken in der Faust,
Trüben Augs hinunter saust.

In dem Café hat sein Ziel er,
Wo die Schau- bis Trauerspieler,
Götzenartig wunderbar,
Mit gebranntem Lockenhaar.

Nur im Fluge dort verweil' ich,
Wieder auf die Straße eil' ich,
Und schon auf dem vierten Stein
Stellt ein lieber Freund sich ein.

Wenn ich einst im Grabe ruhe,
Wird man geistweis meine Schuhe,
Einwärts, wie sie jetzt schon gehn,
Diese Straße wandeln sehn.

Vor der Stadt.

Mußtet mich schon wieder locken,
Ihr geliebten Pflastersteine,
Bei dem ersten Sonnenscheine
Werdet ihr schon wieder trocken.

Neben eurem reinen Kandel,
Drin Schneewasser niederschäumen,
Geh' ich gar so gern in Träumen
Mit gedanken-schwerem Wandel.

Nur von ferne hör' ich tosen
Hier den Wogenschlag der Menge,
Wie sie in der Gassen Enge
Ewig aufeinander stoßen.

Aber hier ist Friede, Friede,
Hier die letzten Häuser stehen,
Zwischen Gärten darf ich gehen,
Bei der Vögel frohem Liede.

Bis zum freien Walde draußen
Wächst hier Baum an Baum hinüber,
Selig bis zu mir herüber
Bricht der Frühlings-Stürme Sausen.

Am Biertisch.

In der Bierphilister Dom
Sitz' ich wieder still und heilig,
Mich umschleicht ihr Redestrom
Unabsehbar trüb-langweilig.

In das Glück der Ewigkeit
Kann ich mich so ganz versenken,
Denn das macht sich dann erst breit,
Wenn erlosch das letzte Denken.

Ich vergesse wundersam
Dieser Erde schwere Nöte,
Gleichend einer in den Schlamm
Eingebackne Urweltskröte.

Liebchen.

Liebchen, laß dich nicht beirren,
Wie sie schnauben, wie sie blasen,
Wie sie klauben, wie sie girren,
Diese alten Kaffeebasen,
Nachbarinnen, Nähterinnen,
Ewige Verräterinnen,
Denn das Strahlende zu schwärzen,
Fehlt es nie an Menschenherzen.

Doch von Anmut übergossen,
Wandelst du auf stillen Wegen,
Unter deinen Sohlen sprossen
Friede, Freude, Licht und Segen,
Sonnenhaft ist dein Gemüte,
Strahlt in immer gleicher Güte
Durch das schwere Graun der Nächte
Auf Gerecht'- und Ungerechte.

Und die Seele, die dein eigen
Ward im weitem Weltgetriebe,
Will zu deiner Seele neigen
Sich in immer heißrer Liebe,
Tiefer als die Meereswogen,
Heller als der Himmelsbogen,
Heilig wie des Altars Flammen,
Wachsen wir in eins zusammen.

Der Poet.

Bringe mich nicht ins Gedränge,
Wieder willst du eine Menge
Von Gedichten, o mein Kind,
Weißt du nicht, von allen Seelen,
Die auf dieser Welt sich quälen,
Dichter am bequemsten sind.

Nur in Traumeswogen wollen
Hin sie ihre Tage rollen,
Folgend ihrem Genius,
Und wenn sie das Haupt bewegen,
Wollen sie's an Liebchen legen
Und es weihn mit sel'gem Kuß.

O mein Liebchen, o Constanze,
Immer haben sie das Ganze
Nur im Aug' und sehen zu,
Wie sich Mensch mit Menschen plagen,
Und sich nimmer doch erjagen
Lebensglück und Seelenruh.

Wir, mit Göttern aufgewachsen,
Lassen um die Erdenachsen
Alles drehen wie sich's dreht,
Bis der Urgeist seine Tiefen,
Die vom Aetherlichte triefen,
Ueber unsre Seelen weht.

Dann in honigsüße Worte,
Duftend wie des Himmels Pforte,
Gießen wir, was wir erlauscht,
Um damit dein Herz zu grüßen,
Liebchen, daß zu deinen Füßen
Strom des ewigen Lebens rauscht.

Endlich.

Wirklich über alles Erwarten
Schicken sie endlich Verlobungskarten:
„Eduard Paulus und Constanze Renz“,
Geschahs nicht im seligen duftenden Lenz,
So geschieht's doch im Herbst, wenn erdröhnen die Keltern,
Und zwar mit Bewilligung jeglicher Eltern.
Das ist ein Glückwünschen und Besuchen,
Ein Backen von mürben und anderen Kuchen,
Ein Laufen und Schnaufen von den Verwandten,
Ja selbst von den fast Unbekannten:
Wir sind nicht überrascht, wir haben gewußt,
Daß dies lang schon geschlummert in liebender Brust.
Wann wird dann wohl die Hochzeit sein? —
Ich denk', wenn wir wieder leben im Mai'n,
Wann die singenden Schwalben wiederkehren,
Dann sollt ihr den Hochzeitstrauß bescheren:
Dem Mann einen Schlafrock, der Frau die Pantoffeln
Und einen großen Sack mit Kartoffeln,
Auch Rinds- und Schweineschmalz obendrein,
Dann soll die frohe Hochzeit sein.

Die Vettern und die Basen.

Die Vettern und die Basen,
Wie haben die getobt,
Ganz über alle Maßen
Ins große Horn geblasen,
Als sie geschrieben lasen,
Man habe sich verlobt.

„Aus eignen Mitteln leben,
Das können sie ja nicht,
So was ist zu vergeben,

Wenn man ein Kind noch eben,
Hier streng zu widerstreben,
Ist unsre Christenpflicht."

Die Vettern und die Basen,
Man lud sie alle ein,
Und wie sie nun so saßen,
Vom Welschen und vom Hasen
In langen Schnitten aßen,
Da sagte Keines „Nein".

Verkauft.

Schön bist du, schön wie der Mond,
Tritt er vor den Sternenreigen,
Deine Haare, lang und blond,
Blau dein Aug' und so tief eigen.

Nimm ihn, heißt es, zwanzig Jahr,
Schrecklich, wenn man ledig bliebe, —
Nimm ihn doch, er zahlt sie bar,
Eine heiße Jugendliebe.

Nimm ihn, — doch kein Dichter wird
Dir zu deiner Hochzeit harfen,
Warum hast du dich verirrt
Unter grause Börsenlarven?

Mit Dukaten deckt der Wicht
Grenzenlose Geistesöde,
Warst so schön, ich dachte nicht,
Daß dein Herz sich selber töte.

Fahren wirst du künftig einst
Auf Ostindiens Tigerfellen,
Aber in der Nacht du weinst,
Und nichts kann die Nacht erhellen.

Deiner Schönheit stille Welt
Wird als wie ein Traum zerstieben,
Und dir bleibt nur noch das Geld,
Und das mußt du ewig lieben.

Die Studentin.

Liebes Kind, was eilest du
Immer deiner Aula zu,
Wo in ungezählten Scharen
(Oft schon mit ergrauten Haaren)
Jene Blaustrumpfangesichter
Lauschen auf den großen Richter,
Der da all' die großen Dichter,
Klopstock, Wieland, Schiller, Goethe,
Mit ergreifendem Geflöte
Auseinander fein tranchiert,
Daß ihr fast den Kopf verliert, —
Daß, wie eine saure Gurke,
Ihr die süßen Münder dreht
Und mit schwärmrischem Geschlurke
Arm in Arm nach Hause geht.
O ihr furchtbar blauen Strümpfe,
Ueber Felsen, über Sümpfe,
Durch die allertiefsten Gossen
Kommet ihr dahergeschossen,
Hell in Haufen, daß da laufen
Die Studenten, zu verschnaufen
Vor den Röcken und Mantillen,
Deren Lernlust nicht zu stillen,
Die so in Ekstas' geraten,
Während daß zu Haus der Braten
Anbrennt und die ganze Küche
Voll der schrecklichsten Gerüche!

Am Hünengrab.

Hier liegt der Riese begraben,
Das ist kein Menschenwerk,
Denn einen ganzen Berg
Sie aufgeschüttet haben.

Es stehen auf dem Grab
Die Tannen, wie kleine Pflanzen,
Und in den Zweigen tanzen
Die Vöglein auf und ab.

Es rutschen dran herum
Die Herrn Archäologen,
Wie ganz hineingebogen
Ins graue Altertum:

„Man sieht's dem Hügel an,
Er ist von einem Kelten!
Wir lassen das nicht gelten,
Hier schlummert ein German!"

Es ist so still im Wald,
Kaum regen sich die Buchen,
Ich glaub', ich hör' ein Fluchen
Im tiefen Felsenspalt:

„Was rüttelt ihr mein Grab?
Mir rinnt ins Aug' die Erde,
Ich komm' mit meinem Schwerte,
Und schlag' den Kopf euch ab!"

Am Rhein.

O ziehe mir nicht an den Mittelrhein,
Mein Sohn, ich rate dir gut,
Da quält dich die Sonne mit bleiernem Schein,
Versengt dir den Strauß auf dem Hut.

Da schlüpfen die Schnaken zu dir herein
Und saugen dir aus dein Blut,
Und Kellner sacken begierig ein
Dein sauer erworbenes Gut.

Dring' rasch bei Rüdesheim hinein
In des Stroms aufwirbelnde Flut,
Da stehn in langen gewaltigen Reihn
Die Burgen in Abendglut.

Da fließt von den felsigen Bergen der Wein
Und erfüllt dich mit herrlichem Mut,
Und die Flaschen sind groß und die Rechnungen klein,
Und die Leute zufrieden und gut.

Berlin.

(1869).

Hier wohnt der König, Siegesadler drängen
Aus allen Ecken sich mit scharfen Fängen,
Das Haus ist schlicht und anspruchslos gehalten,
Allein es birgt die größte der Gewalten.

Der König winkt, und hunderttausend Krieger
Gehn in die Schlacht als wie gereizte Tiger,
Und ringen, wie sich auch die Leichen türmen,
Bis sie der Feinde letzte Schutzwehr stürmen.

Und wieder winkt der König, und Museen
Voll Marmorbildern sieht man auferstehen,
Und an der prächtigsten der Vorderseiten
Die Friedensgöttin ihre Flügel breiten.

Paderborn.

Dereinst in starker siebenfacher Ader,
Umschirmt von Eichen, uralt, riesengroß,
Im Wodans-Heiligtume sich ergoß
Geheimnisvoll der tiefe Born der Pader.

Da kam der Pfaffe und mit ihm der Hader,
Das edle Sachsenblut in Strömen floß,
Und bald ein Dom den heil'gen Quell verschloß,
Auftürmt sich wuchtig Quader über Quader.

Noch steigt empor der Bau so schwer und klotzig,
Darunter vor die müden Quellen schleichen,
Und auch die Menschen, nicht mehr sachsentrotzig,

Sie wanken traurig hin, wie halbe Leichen,
Doch schwarz dazwischen gehen breit und protzig
Die Pröbste mit den unfehlbaren Bäuchen.

Im Keller.

„Anständig singen ist erlaubt!" So liest
Man an der Wand in riesigen Plakaten,
Wo dunkelbraun bei Wurst und Schweinebraten
Im Nachtgewölb das Bier in Strömen fließt.

Unwiderstehlich sich dazu ergießt
Der Liedesdrang der Bürger und Soldaten,
Die sich zusammenthun, und Morithaten
Urmenschlich brüllen, wie durchs Herz gespießt!

Glückselig Volk, dem in der Erde Bauch,
Umnebelt von dem dicksten Tabaksrauch,
Des Daseins rätselhafte Qual verschwindet,

Bis es zuletzt, vom Spiritus erhellt,
Den dornenvollen Weg zur Oberwelt
In schwankender Verfassung wieder findet.

Traum.

Ich träumte just von der Gesellschaft Fratzen,
Da saßen sie in langen schwarzen Fräcken
Hochnasig vor den silbernen Gedecken,
Mit großen Orden und noch größern Glatzen.

Man tischte Rebhuhn auf und Trichter-Spatzen,
Ein jedes thät an einem Hölzchen stecken,
Man ließ es sich verdientermaßen schmecken,
Und amüsierte sich mit lautem Schwatzen.

Ich bin erwacht — was hast du denn, mein Sohn?
Mir ist so katzenjämmerlich zu Sinne,
Ob dieser Götzen, fett aus fettem Thon!

Was blieb dir von unsterblichem Gewinne?
Ich schaue in das Höllenfeuer schon,
Da schmelzen sie herab von ihrer Zinne!

China.

Wahrlich nacht und immer nächter
Wird's in diesem schönen Land,
Unter Pöbelhohngelächter
Stürzt man als ein wunder Fechter
In den aufgestäubten Sand.

Ach, vergebens nach Gedanken
Spähet aus der trübe Blick,
Spähet aus nach allen Flanken,
Nur verbrauchte Schatten wanken
Mit ersterbendem Genick.

Immer tiefer die Erweichung,
Immer blühender der Sumpf,
Froschgebelle, Krötenlaichung,
Dankadressen-Ueberreichung,
Denn das Strebertum ist Trumpf!

Gesang der Wilden.

Endlich muß die Nacht erscheinen,
Wo sich rotten die Gemeinen,
Es errichtet die Kommüne
Eine schaurige Tribüne,
Und es brennt im Erdölfeuer
Alles was da gut und teuer!

Auf, empor zum Flammenfeste,
Auf, ihr klotzigen Paläste,
Wo vor Rotfisch und vor Hummer
Man nicht sah des Armen Kummer,
Wo man fort den Dichter schickte,
Und dafür den Truthahn spickte —
Wo sie flugs mit dem sich mästen,

Was ein Jahr aus dem gepreßten
Mark des Volkes ihnen brachte, —
Wehe, wehe, sachte, sachte
Schleicht das Unheil, aber endlich
Wird es aufstehn und unendlich
Rasch und grausam euch vernichten,
Blutigrot den Himmel lichten. — —

Ach, ihr habt es schon vergessen,
Und nun dürft' ihr an das Essen,
Dürft' nun Austern, Aal und Salmen
Mit dem breiten Maul zermalmen,
Xeres und Champagner trinken,
Bis die müden Aeuglein blinken,

Die in grauer Nächte Mitten
Manches Goldstück schon beschnitten —
Und nun dürft' ihr an das Tanzen
Mit den allerschönsten Schranzen,
Mit den zärtlichsten Karessen
Fest an eure Brust sie pressen. —

Ach darinnen wohnet keine
Seele, jene himmlisch reine,
Ist dem Armen nur gegeben,
Der da ringt im rauhen Leben,
Rastlos denkend, forschend, dichtend,
Oder Prachtgebäud' aufrichtend,
Der da unter glühendem Schaffen
Langsam Mensch wird aus dem Affen!

Lemuren.

Umlagert von Lemuren,
Such' ich der Gottheit Spuren
Umsonst in diesem Thal,
Das sich am Klatsch nur freuet,
Der täglich sich erneuet,
Sich aufbäumt zum Skandal.

Ich, mit dem Blick der Griechen,
Vermag nur hinzusiechen
In diesem zähen Kot,
Bei diesen Abderiten,
Sie können mir nichts bieten,
Ich sehne mich zu tot.

Die Nächte ohne Schlummer,
Am Tage Kampf und Kummer
Und bitterböser Neid,
Da wird man müd und mürbe,
Da wünscht man, daß man stürbe,
Gealtert vor der Zeit.



V.

Sonette.

Nun magst du dich im Strom der Zähren
Erlösen von dem dunklen Drang
Und deine Seele mit Gesang
Und wunderbarer Freude nähren.

Rückblick.

Die Märchen dieser Welt hab' ich genossen
In ihrer Schönheit und bin müd davon,
Dies alles dünkt mich oft ein eitler Hohn,
Was Menschen treiben, leere Narrenpossen.

Und steh' ich dann von Thränen übergossen,
Erschreckt mich einer Himmelsharfe Ton, —
Ich sehne mich nach jenem Gottessohn,
Von dem das Licht des Friedens ausgeflossen.

Vor grauen Jahren, als ich noch ein Kind,
Ergriff mich schon ein namenloser Schauer,
Sah ich die Wolken gehn im Abendwind,

Die Sterne strahlen voll erhabner Trauer, —
Das Leben mir als wie ein Traum zerrinnt,
Doch mein Gedanke wird von ewiger Dauer.

Verschollen.

Verschollen ist er, der so süße Lieder
Ersonnen, die noch heut in aller Mund,
Die Mädchen singen's laut im Wiesengrund,
Und ferne Thäler hallen's fröhlich wieder.

Kurz war sein Lebenslauf, bedrängt und nieder
Ging er dahin auf diesem Erdenrund,
Die Füße wurden ihm vom Wandern wund,
Auf harten Stein oft legt er seine Glieder.

Da draußen wo der alte Lindenbaum
Die knorrigen Wurzeln einschlägt in die Heide,
Ruht er schon längst von seinem Lebenstraum,

Von jäher Lust und bitterlangem Leide; —
Oft wenn bei Nacht der Wind bewegt die Flügel,
Steigt auf sein Geist und singt auf jenem Hügel.

Vorfrühling.

Von Sternen hell und laulich wunderbar
Sind schon die Nächte und die Tage glühen,
Die ersten sanften blauen Blumen blühen,
Aufsteigt der Himmel unergründlich klar.

Und was in mir von Schutt und Elend war
Nach dieses Winters altersgrauen Mühen,
Vermag in neue Hoffnung aufzusprühen,
Erlöst ist meine Seele ganz und gar.

Dort bei der Linde, die vom Hügel sieht
Und schon so manch Jahrhundert überdauert,
Um welche noch der Geist der Vorwelt zieht,

Die schon so vielen in das Grab getrauert —
Dort will ich sitzen bei der Vögel Lied,
Von einem Hauch der Ewigkeit umschauert.

Spätsommer.

Vergänglichkeit — die grauen Nebel wallen
Feuchtherbstlich durch das rebengrüne Thal,
Ich bin allein im öden Gartensaal,
Bei seinen längst verlassnen Säulenhallen.

Und Götterbilder, herrlich einst vor allen,
Schaun wehmutsvoll von Giebel und Portal,

Vermorscht und moosig, schon viel hundertmal
Ist Reif und Regen auf ihr Haupt gefallen.

O Wandersmann, bald kommt auch dir die Stunde,
Daß dir das Wort erstirbt im roten Munde,
Und nimmermehr lichtblauer Augen Schein

Dir tröstlich fällt ins wunde Herz hinein,
O Wandersmann, zieh' fort in Gottes Namen
Und säe still der Liebeswerke Samen.

Heimat.

Das Heimatthal seh' ich im Traume wieder,
Die Heideblumen, licht und mannigfalt,
Ob meinem Haupte rauscht der Buchenwald,
Die Drosseln singen ihre Abendlieder.

Durch wild verwachsne Schluchten steig' ich nieder,
Da steht ein Leichenstein so still und kalt,
Von einem schönen Rosenbusch umwallt,
Bedeckt von einem schattenreichen Flieder.

O weh', mir wird das Auge wieder schwer
Von längst verhaltnen Thränen, nimmermehr
Kann ich mich freuen, bald vollendet werden

Mag auch mein schwerer Pilgerlauf auf Erden,
Bin müd geworden diese kleine Weile,
Je mehr ich wandre, um so mehr ich eile.

Julia.

Das Laub hing herbstlich schon um die Altanen
Des hohen Schlosses, das so kühn und frei,
Geschmückt mit Werken edler Bildnerei,
Aufschimmert aus dem Dunkel der Platanen.

Da gingst du hin, uns wiederum zu mahnen,
Daß auch das Herrlichste vergänglich sei,
Und warest doch so lieb und fromm und treu,
Und ließest schon die höchste Schönheit ahnen.

Der Blume gleich, die einen Lenz nur lebt,
Mit ihrem Duft ins Himmelblau verschwebt,
Zog es dich rasch des Lichtes Urquell zu,

Im Fluge nur berührtest du die Welt,
Die viel verspricht und gar so wenig hält,
Und fandst aus Kampf und Schmerz die ew'ge Ruh.

Schwäbische Alb.

In allen Thälern Obstbaumblütenduft,
Aus den Gehängen Buchenwälder streben,
Darüber hoch die Felskolosse schweben,
Und Lerchen steigen jubelnd in die Luft.

Der Epheu schlingt sich dicht von Kluft zu Kluft,
Um jede Klippe einen Kranz zu weben,
Und in der Tiefe, welch geheimes Leben
In quelldurchrauschter Höhlen kühler Gruft!

Vor dem Gebirg die Einzelberge ragen,
Das kahle Haupt verklärt vom Abendlichte
Und schön umrauscht von alten Heldensagen.

Von ihren Burgen, jetzt in Staub zerschlagen,
Ward einst im Sturmeslauf die Weltgeschichte
Bis in das ferne Morgenland getragen.

Hohenstaufen.

Der schönste Berg, wenn man gen Süden geht,
Wohl kenntlich an des hohen Hauptes Blöße,
Ein Heldengrab von ungeheurer Größe,
Worüber eine dunkle Wolke steht.

Verlassen liegt er, — längst im Wind verweht
Ist ihm der Waffen trotziges Getöse,
Die Kaiserburg sank durch des Schicksals Stöße,
Wo sie gewesen, wird jetzt Gras gemäht.

Noch immer aber blickt der mauerlose
Ehrfurcht gebietend in das Land hinaus,
Es ging doch alles Herrliche und Große

Jahrhundertlang vom Hohenstaufen aus,
Für unser Volk in seinem tiefsten Kummer
Lag Barbarossa nur im Zauberschlummer.

Linde zu Lorch.

Am Thor steht ein uralter Lindenbaum,
Mit weitem sturmzerzaustem Blätterkranze,
Oft wenn er sich verklärt im Abendglanze,
Errauscht in ihm sein erster Jugendtraum:

„Mir ist, es waren wenig Jahre kaum,
Daß man mich eingesetzt als junge Pflanze,
Da traten oft zu mir zum Reigentanze
Die Hohenstaufen aus dem Klosterraum.

„Doch eine Nacht kam, nie vergeß' ich jene,
Es ward ein schwarzer Sarg bergauf getragen,
Darinnen lag die Kaiserin Irene,

„Die starb im Schmerz, weil ihr der Mann erschlagen,
O welche Nacht, kein Aug' war ohne Thräne,
Der ganze Berg erscholl von Weheklagen."

Urach.

Im Abendschatten unter Eichenkronen
Zerstäubt der Sturzbach in das Felsenthal
Und netzt mit seinem silberhellen Strahl
An seinem Fuß des Waldes Anemonen.

Nun kommt der Mond, als rotes Feuer thronen
Sieht man ihn drüben ob dem Trümmermal
Der Herzogsburg, wo jetzt im Rittersaal,
Dem wildverwachsnen, die Gespenster wohnen.

O reine, kühle, wonnevolle Nacht,
Herflutend um der nahen Berge Gipfel,
Es irrt und flirrt in märchenhafter Pracht

Das Licht des Mondes durch der Bäume Wipfel,
Und wie der Sturzbach ewig rauscht und rauscht,
Mein stilles Herz der eignen Tiefe lauscht.

Hohenzollern.

Wie lange mußte unser Volk sich schmiegen,
Der Welsche stand zu Straßburg auf der Schanze,
Wir gingen unter fremdem Lorbeerkranze,
Verbluteten in unglücksel'gen Kriegen.

Nun wieder frei die deutschen Banner fliegen,
Ein kühn Geschlecht, erprobt im Waffentanze,
Führt unser Volk, das herrliche, das ganze,
Für sein geheiligt Recht von Sieg zu Siegen.

Nun ist es Tag, und krächzend fliehn von hinnen
Die alten Raben, um die blanken Zinnen
Der Zollernburg fließt hell der Sonnenschein,

Und hell auch blicken in die Welt hinein
Die neuen Kaiser, um mit starken Händen
Der Hohenstaufen Tagwerk zu vollenden.

Uhland-Tübingen.

Hier hat sich abgespielt ein Dichterleben,
Das war so lauter, wie der Sonnenschein,
Und wie die Lüfte, die so frisch und rein
Die alte frohe Musenstadt umschweben.

Gebietend schaut sie aus dem Grün der Reben
Mit ihrer Pfalz ins Neckarthal hinein,
Im Hintergrund aus grauem Kalkgestein
Das Albgebirg, von Buchenwald umgeben.

So oft der Frühling kommt ins deutsche Land,
Daß auch die „fernsten tiefsten Thäler" blühen,
Und über der Gebirge Felsenrand

Den „Alpen gleich" die Abendwolken glühen,
Erwachen auch in aller Herzen wieder,
O Ludwig Uhland, deine süßen Lieder.

Hauff-Lichtenstein.

In erster Dämmrung, wenn die Finken schlagen,
Welch lustig Wandern durch das Buchengrün,
Von oben winkt der Lichtenstein so kühn,
Als wie von Feenhand emporgetragen.

Im tiefen Thal beginnt es kaum zu tagen,
Da schon des Felsenschlosses Zinnen glühn,
Und weit umher des Himmels Wolken blühn,
Die eben noch in finstrer Gräue lagen.

Und dort am höchsten Riff steigt einsam auf,
Von Epheuzweigen liebevoll umschlungen,
Dein schlicht Erinnrungsmal, o Wilhelm Hauff,

Der du den Ort unsterblich schön besungen —
Schwermütig steigt es auf im Morgenrot,
Das dir geleuchtet in den frühen Tod.

Gerok-Stuttgart.

So wie du warst, so bist du auch geschieden,
Mit sanftem Lächeln, heller Träume voll,
Des Glanzes harrend, der da kommen soll,
Zu trösten die Beladenen hienieden.

Des Tages Mühe hast du nicht gemieden,
Goldkörnig unter deinen Händen schwoll
Ein Meer von Saaten — und darüber quoll
Ein Liederhauch, voll Kraft und Gottesfrieden.

Dein Heimatthal, mit grünem Rebenhange,
Das du so oft durchschrittst auf stillem Gange,
Gedankenfroh, in Abendsonnenglut —

Nun läßt es dir die Grabesglocke läuten,
Doch mild und mächtig bis in fernste Zeiten
Auf ihm der Schimmer deines Geistes ruht.

Maulbronn.

Schon ist es Herbst, die bunten Blätter fallen
An Busch und Baum, gelöst vom Sonnenschein,
Der fließt mit hold gedämpfter Glut herein
In diese gotisch kühn gewölbten Hallen.

Fein ausgeführter Zierat sproßt an allen
Den Säulenknäufen, die aus dunklem Stein,
Da schlingt sich Eichenlaub und wilder Wein,
Da sitzen Adler mit gekrümmten Krallen.

O süßes Schweigen — um die Klostermauer
Weht leise nur der Abendwinde Schauer,
Im Garten noch die letzte Rose blüht,

Und hier der große Brunnen Perlen sprüht,
In dessen weiten, schöngeschafften Schalen
Sich Wolkenzug und Himmelsbläue malen.

Ihr Berge meiner Heimat.

Ihr Berge meiner Heimat, sanft und mild,
Ihr schmeichelt euch in meine Seele wieder,
Erweckt in ihr des Wohllauts Traumgefieder,
Daß mir die Thräne übers Auge rinnt.

Schon tausendmal durchs blühende Gefild
Sah ich zu euch vom Waldesrande nieder,
Ich kann mich nicht ersättigen, immer wieder
Hängt mir der Blick an eurem zarten Bild.

Nicht kühngezackt, in weicher Schwingung ziehn
Die Linien fort, die langgedehnten, blauen,
Bis sie ins fernste Himmelslicht verthauen.

So ging auch meiner Seele längst dahin
Der Erde Kampf, und dieses Lebens Grenze
Verschwimmt mir sanft in einem ew'gen Lenze.

Dank.

Von grenzenlosem Dank bin ich bezwungen,
Seh' ich mein Leben an und seine Früchte,
Vor Gottes Thron zerschlagen ich mich flüchte,
Von meiner ganzen Nichtigkeit durchdrungen.

Was ich gewann, hast du, mein Gott, gegeben,
Ich habe nur die Hände aufgehoben,
In reiner Schale reichest du von oben
Die Flammenflut aus deinem eignen Leben!

Die Kraft des Willens ward in mir gebrochen,
Seit ich von diesem Wundertrank durchfeuert,
Er saugte mir das Mark aus meinen Knochen.

Zum Nebel wurde mir das Weltgetriebe, —
Das Ufer weicht, auf breitem Strome steuert
Mein Kahn hinaus ins Meer der ewigen Liebe.

Das wilde Grab.

Ein wildes Grab, bedeckt mit Lauch und Kressen,
Dazwischen kümmerlich die zahme Rose,
So liegt es da, das kreuz- und namenlose,
Die andern Gräber pflegt' man unterdessen.

Sie prangen reich mit Lorbeern und Cypressen,
Sind zierlich eingefaßt von dunklem Moose, —
Er aber ruht im stillen Erden-Schoße,
Von aller Welt verlassen und vergessen.

Die lieben Freunde haben sich verzogen,
Ihn grüßet nur der Mond vom Himmelsbogen,
Ihm weihen nur die Wolken ihre Thränen.

Wer sich so mannlich durch die Welt geschlagen,
Deß Grab kann nichts, als wilde Blumen tragen, —
Gott aber hat erfüllt sein tiefstes Sehnen.

Am Grabe meines Vaters.

Zehn Jahre sind's, daß du hinweggeschieden
Aus dieser Welt, voll Unruh und voll Nacht,
Nun wieder hell der junge Sommer lacht,
Schlingrosen blühn um Grabespyramiden.

Du aber wandelst fort im seligen Frieden, —
Und ich auch streite nicht mehr, müd gemacht
Von dieses Lebens Kampf und Niedertracht,
Von ihm schon jetzt wie durch den Tod geschieden.

Der Drang nach Licht, den du in mich gelegt,
Auf's ewige Heil das ewige Vertrauen,
Wuchs fort in mir und ließ mich unentwegt

An meiner Seele schönem Einklang bauen, —
Wie wird es sein, wenn einst die Stunde schlägt,
Da wir verklärt ins Angesicht uns schauen.

Am wilden See.

Gekommen war ich zu dem wilden Seee,
Im Hochmoor über blauen Tannenbergen,
Gespensterhaft Legforchen ihn umzwergen,
Fern von der Welt und ihrem Kampf und Wehe.

Der Pflanzenwuchs wird hier unalternd zähe,
Vor Sturm und Eis und Schneedruck sich zu bergen,
Kein Vogel singt, — kein Nachen, keine Fergen
Verstören hier die reine Gottesnähe.

Hier möcht' ich sitzen in der Sommernacht,
Bis aus dem See die Morgensterne scheinen,
Tief unter mir das Land, wo still und sacht

Schon längst im Grabe ruhen all' die Meinen, —
Hier möcht' ich sitzen, aus der Seele Schacht
Die Lavaglut der Sehnsucht auszuweinen.

Dahin.

Es kam ein Traum der Jugend über mich,
Ich sah die fernen Waldgebirge glänzen,
Unendlich fast den Horizont umkränzen,
Darüber schwang die Gabelweihe sich.

Und wieder kam ein Träumen über mich
Im Heimatthal — glückselig ohne Grenzen,
Das Licht des Himmels durfte mich durchlenzen
Aus Mädchenaugen, hold und minniglich.

Dann aber wurde ich hinausgetragen
Im Nebeldunst auf eine kahle Heide,
Es regnete, — in ihrem nassen Kleide

Sahn mich die blauen Glocken an voll Klagen,
Die letzten Blumen, traurig und erfroren, —
Und Lieb' und Lust und Leben war verloren.

Die Nachtigall.

Aus Meerestiefen steigt in meiner Seele
Das Wort empor und wird zum Glockenklange,
Und wird zum herzerlösenden Gesange,
Daß meinem Geist die Sonntagsruh' nicht fehle.

Wenn ich mich oft in tausend Aengsten quäle,
Wenn ich aus dieses Lebens Sturm und Drange
Zur alten Heimat weinend hinverlange,
Strömt mühelos das Lied mir aus der Kehle.

Ich bin die Nachtigall, in Nacht geboren,
Die sich auf diese Erdenwelt verloren,
In engen Schluchten singt sie wundervoll,

Von ew'ger Sehnsucht singt sie, ew'gem Lieben,
Und singt, von dunklen Ahnungen getrieben,
Daß vor der Zeit sie selig sterben soll.

Frühling.

Nun ist der Frühling wundervoll gekommen,
Der Obstwald blüht bis in die tiefsten Schluchten,
Die Erde kann die Blüte kaum verwuchten,
In ihrem eignen Silberlicht erglommen,

Und in den blauen Sonnenduft verschwommen —
Die Augen, so den ewigen Frühling suchten,
Sie hangen jetzt an meiner Heimat Buchten,
Als ob das Elend aus der Welt genommen.

Umrauscht von unsichtbaren Engelsflügeln,
Darf ich auf diesen feingeformten Hügeln
Dem nahen Felsgebirg entgegenwallen:

Dort öffnet sich die schönste Alpenwiese,
Ihr klarer Quell führt mich zum Paradiese —
Da wohnen sie in hohen Säulenhallen.

VI.

Der Krieg.

1870.

Was unsre Väter kaum
Erblickt im Morgengrauen,
Den höchsten Sehnsuchtstraum
Wir in Erfüllung schauen.

Die Botschaft.

Grüngoldige Heimat, im Nelkengedüft,
Mit Laubwaldthälern und Felsengeklüft,
Wo die Reben sich schlingen von Hügel zu Hügel,
Und die Schwalben sich schwingen mit lässigem Flügel.

Wo die Landhäuser schimmern auf allen den Höhn,
Umrungen von Gärten, so blühend und schön,
Wo der Himmel so blau, so mild und so lachend,
Mit der Flamme des Liedes die Seele durchfachend.

O meine Heimat, in leuchtender Sommerluft und bedeckt mit blühenden Bäumen, wie umfängst du wieder mein Herz, daß es niemals altert! — Und so blieb ich ein Kind und verlange nicht hervor aus dem himmlischen Thal, das Hügel und Schluchten umgrünen und ragende Wälder umrauschen; sitze wieder im hochgelegenen Garten und sehe die schönen Mädchen, wie sie scherzend vorübergehen, Blumen im Haar. O stilles Leben in Wonne, und die Musik spielt so tröstliche Weisen, und die älteren Frauen stricken weiter und sagen sich wunderbar hübsche, ganz nagelneue Geschichten.

Und bei schlanken Kaffeekannen
Und gelinder Melodie
Rinnt die Zeit, man weiß nicht wie,
Holden Flügelschlags von dannen.

Aber dunkles Gewölk rollt auf, es wird Abend — und von der Stadt her fliegt eine Kunde, umdüsternd plötzlich die Gedanken der arglos Weilenden: Krieg soll es geben, Krieg mit Frankreich! Einen schnöden, abscheulichen Krieg, von dem Kaiser der Franzosen vom Zaun gerissen! Wildes Murren, und der Wind

fährt auf und wühlt und wütet in den Bäumen und beugt die Blätter herab, wie tausend Zungen des Hasses! Krieg soll es geben, und wir alle gehen mit, sagen die jungen Freunde, die zu mir hertreten unter die Linde. — Ganz Deutschland wird sich erheben.

Und nimmt den Krieg, den man ihm aufgedrungen,
Mit tiefem Ernste, mit erhabner Seele,
Und sorgt, daß keines seiner Kinder fehle,
Da nun zur Schlacht der grause Ruf erklungen.

Die Mädchen verschwinden, es wird immer dunkler, aber fröhlich klingen unsere Gläser in die Nacht hin; ein Gefühl gewaltiger unbezwingbarer Widerstandskraft durchdringt alle, und der Sturmwind stößt in die Linde, wirft Blätter und blühende Zweige den Freunden aufs Haupt, so daß die edelstolzen Gesichter wie zum Siege bekränzt sind.

Des Jägers Lied.

Es rauscht in stolzen Wogen
Dahin der grüne Rhein,
Von Wolken überflogen
Starrt auf das Felsgestein.

Hier saß die Haare strählend
Die schönste Jungfrau einst,
In Todesangst dich quälend
Du jetzo für mich weinst.

Du weißt nicht, ob erschlagen
Ich lieg' am grünen Rhein,
Ob fremde Reiter jagen
Mich ins Gebirg hinein.

Ich trag' auf meinem Herzen
Dein Bild, gefaßt in Gold,
Es blickt mich an voll Schmerzen
Und doch so wunderhold.

Mir klingt's von Zauberlauten
Vergangner Seligkeit,
Da wir zusammen schauten
Ins blühende Getreid.

Ich hört' aus deinem Munde
Das Wort der Liebe wehn, —
O fühl' zu dieser Stunde,
Daß wir uns wiedersehn.

Wörth.

Der Abend kommt wieder, warm und geräuschlos, die Sterne des Himmels treten hervor, heilig-hell, und lächeln herein auf den Erdball. Noch immer kein Extrablatt!

Sein Weh zu lindern, zerschlägt sich das Volk in Wirtschaftsgärten und rauchende Kneiphöhlen, anders geartete steigen empor an den Bergen und schluchzen.

Da plötzlich zuckt es durch die grauenvolle Schwüle des Thals! — Sieg der Deutschen bei Wörth! Mac Mahon aufs Haupt geschlagen!

Das fährt in die Stadt unermeßlich, der ganze Thalkessel siedet und brandet und brodelt, in allen Gassen schäumt es und kocht es, als kreisen die Eingeweide der Stadt, alle Plätze werden schwarz, beginnen zu wirbeln und schleudern sternförmig durch die engen schlundartigen Gassen das Volk hinaus, das hier furchtbar sich stopft, dort wieder hervorbricht, singend und rasend und alles mitfortreißend.

Haufen um Haufen brechen wie Stoßwellen durch die breiteren Straßen, brüllend die Wacht am Rhein, und an allen Fenstern, Dachläden und Giebellucken erscheinen Gestalten, oft schon im Hemde, neigen sich, beugen sich: Hoch Deutschland! Hoch!

Und horch! als es tagt, fliegt eine neue Kunde fernher vom Spicherer Berg: Nach elfstündigem blutigem Ringen die Höhen erstürmt und den Feind auf allen Punkten geworfen! — Hast dich verrechnet, Ludwig Napoleon!

Zum goldnen Rheinweinstrand
Hat es ihn hin gelüstet,
Allein der Gute fand
Das deutsche Volk gerüstet.

Ein Sturm reißt alle mit,
Vom Felsen bis zum Meere,
In gleichem Schritt und Tritt
Bewegen sich die Heere.

Und an demselben Tag,
Im Süden und im Norden,
Geschieht der große Schlag,
Das große Männermorden.

Es hallt die Felsenschlucht
Hellauf von deutschen Hieben,
In regellose Flucht
Spahis und Turkos stieben.

Der Kampf.

Der Feind hat auf der ganzen Linie kehrt gemacht und zieht sich in das Innere seines Landes. Unaufhaltsam drängen die Deutschen nach. Fahnen, Kanonen, Flinten, Munition, Tausende von Gefangenen, Brückengestelle, Belagerungsparke, Hunderte von Fahrzeugen fallen den Siegern in die Hände; so eilig geschieht der Rückzug. Aber noch ist das Hauptheer unberührt und ungeschlagen und hat einen großen Vorsprung. Wenn es entkommt, kann es sich verfünffachen, wird ihm die Kraft ins Gigantische wachsen und es wird unbesiegbar sich stellen können hinter Paris, der stärksten und größten Festung der Welt. Da wirft General von Moltke die Vorhut der Deutschen, meist Reiterei, dem zurückeilenden Heer in den Weg. Der Feind ist weit in der Uebermacht und im Gefühl, daß er durchbrechen muß um jeglichen Preis. Aber er darf nicht hindurch, ganze Regimenter der Deutschen gehen zu Grund, aber sie siegen, weil sie nicht weichen,

und drängen den Feind Schritt um Schritt von Paris ab und geben ihren Brüdern Zeit, herbeizueilen von allen Seiten. Heldenthaten geschehen, wie nirgends. Den andern Tag kann nicht weiter gekämpft werden, zu groß ist die Zahl der Gefallenen. Doch als der dritte Morgen graut, beginnt die Schlacht aufs neue. König Wilhelm selbst ist unter den Vorderen, und zangenartig drängen die Deutschen heran.

Der Feind ist furchtbar verschanzt, hat den Vorteil der Verteidigung bei ganz ausgezeichneten Fernwaffen; stockförmig übereinander liegen seine Schützengräben und Geschützreihen, durch Erdaufwürfe und Flechtwerke zu Festungen gemacht. Aber ein entsetzlicher übermenschlicher Mut rast in den Deutschen, sie ringen und ringen, werden zu Boden geschmettert, stehen auf und ringen wieder.

Den ganzen Tag währt die Schlacht, grauenerregend, ganze Thäler füllen sich mit den Leichen der Erschlagenen; — mit sinkender Nacht sind alle Verschanzungen erstürmt, der Feind ist abgeschnitten von seinem eigenen Land, das ganze Heer verloren.

König Wilhelm nach der Schlacht.

Im heil'gen Morgenrot
Muß ich zu Dir hintreten,
Aus tiefster Seele beten,
Herr über Not und Tod.

Du hast in einer Schlacht
Mir Tausende vernichtet,
Doch hast Du sie durchlichtet
Zuvor durch Deine Macht.

In ihre Seelen floß
Ein Strahl von Deinem Leben,
So war ihr Vorwärtsstreben,
Ihr Ringen riesengroß.

Sie liegen schwer und dicht,
In jähem Kampf geschieden,
Doch ist ein hoher Frieden
Auf ihrem Angesicht.

Im heil'gen Morgenrot
Muß ich zu Dir hintreten,
Aus tiefster Seele beten,
Herr über Not und Tod.

Blutrote Tage standen längst am fernen Gesichtskreis des dahingeknechteten tiefelend gewordenen deutschen Volkes — uralte grause Verheißungen, seit Jahrhunderten umhergetragen — jene ganz furchtbaren Kämpfe, die einst geschlagen werden müssen von unserem Volk, Kämpfe in der Stunde seiner endlichen Erlösung, wo es sich schart um seinen wiedererstandenen Kaiser, der hängt den Heerschild an den Birnbaum auf dem Walserfeld, und der Baum ist wieder voll blühender Knospen. — Uralte trostreiche Verheißungen, die nun in Erfüllung gingen in den gräßlichen Schlachten im Westen von Deutschland, bei Metz.

Seht ihr den Birnbaum auf dem Walserfeld,
Nun blüht er wieder und an seinem Ast
Hängt nun der Heerschild und mit kühner Hast
Schlägt dran mit seinem Schwert ein greiser Held.

Das ist ein Klang, der ganz entsetzlich gellt,
Daß einig wird, was lange sich gehaßt,
In wildem Todesmut sein Schwert umfaßt,
Nach Westen wogt in Waffen eine Welt!

Schwarz wird die Luft vom Hagel der Geschosse,
Der Boden stöhnt vom Hufgestampf der Rosse,
Zu wahren Bergen türmt sich Leich' auf Leiche.

Dann aber zieht der Frieden ein auf Erden,
Und jener greise Held wird Kaiser werden,
Heil, Wilhelm, dir und deinem deutschen Reiche!

Moltke bei Sedan.

Die Toten sind begraben
Und es zerrinnt die Nacht,
Und wieder sollst du haben
Die fürchterliche Schlacht.

Mein Volk ist nicht zu halten,
Es schläft, die Hand am Schwert,
Unruhig auf der kalten,
Von Blut beträuften Erd'.

Ja wer die deutschen Bürger
An ihrem Herde stört,
Sich eben so viel Würger
Graunvoll heraufbeschwört.

Die Morgennebel qualmen,
Der Tag wird heiß und schwer,
Ich werde dich zermalmen
Mit deinem ganzen Heer.

Im Weinhaus.

Eine sehr gemischte Gesellschaft: Professoren, Typographen, Redakteure, Buchhändler, Baumeister, Landesbeschreiber und Goldschmiede. Meist genialische Naturen verbrachten sie ihre Jugend traumartig in inneren Kämpfen, bis des Lebens Hunger sie zwang, auf mehr oder minder bequemliche Art ihr karges Brot zu verdienen. Eine Gesellschaft der verschiedensten Menschen, daher voll Haß und augenblicklicher Verachtung gegen einander, und kampfbereit immer, doch auch wieder weich wie Kinder und nachgiebig bis zur furchtbarsten Entblößung. Ein kleiner Buchhändler ist darunter, ursprünglich ein Bildner in Klebwachs und Töpfererde, zierlich gebaut, mit Augen brillenschlangenähnlich, grünfunkelnd und irrend und die andern verwirrend, aber noch beschwirrender ist seine Rede, Plattes und Gewaltigstes, Tiefsinnigbeizen-

des und Längstabgetretenes angstlos zusammenrunend in Eins. Lauernd sitzt gegenüber der alte Professor, in sich versponnen und nahsichtig, aber grundgelehrt und entschlossen, in jede Lücke der Unterhaltung sich einzukrallen auf ewig. Er lauert umsonst, schon ergriff der hohe Buchhändler das Wort, ein majestätischer Mann, bildschön, mit großen feuchtschmachtenden Augen; und er spricht mit einer prachtvollen, weithin tönenden, theatralischen, beinahe tragischen Stimme von der Größe der Zeit.

Aber herein tritt plötzlich, als eine Lichterscheinung, wie das Mädchen aus der Fremde von Schiller, der einzige wirklich Reiche in der Gesellschaft, gefolgt von seinen innigsten Freunden. Er ist jung, liebenswürdig, gewandt, mildheiter und bedürfnislos wohlhabend, wie die hellenischen Götter, sein Gesicht hat etwas Offen-Edles; — und merkwürdig genug, wie die strahlendsten Griechengötter, z. B. Bacchos, immer auftreten mit einem zahlreichen Gefolge, worin die dumpfen, mehr erdschweren, gebundenen, leidenschaftsvollen, aber immer noch herrlichen Eigenschaften des Gottes verkörpert sind, — so folgen auch ihm entschieden satyreske Gestalten, mit leicht-gespitzten Ohren, aufgesträubten Haupthaaren und starren bürstenartigen Bärten, — aber gewaltige, hochnützliche Männer, kühn im vordersten Kampf um Deutschlands Einheit und Freiheit, und einer davon ruft mit begeisterter Stimme: Wißt ihr es, Freunde, Metz ist gefallen; 173000 Franzosen sind kriegsgefangen; hört ihr nicht draußen den Sturm, der schon drei Tage und drei Nächte tobt und in den Wäldern unzählige Stämme geknickt hat! Er kam aus Deutschland und fuhr gegen Metz und stieß an die langen Grabhügelreihen von Marslatour und Gravelotte, wo die vielen, vielen Tausende schlafen, und es ward ein Sausen und Stürmen und Stöhnen, daß man glaubte, die Geister der Erschlagenen steigen aus den Gräbern und kämpfen in der Luft mit den feindlichen Geistern und schlagen sie nieder und jagen mit ihnen hinein in die Stadt. In dieser Nacht übergab sich die Festung!

Die Nachricht.

Ich aber trink' alleine
Auf euren Heldentod
Vom kühlen Heimatweine,
Er glüht so dunkelrot.

Es fällt in schweren Flocken
Der Schnee ans Fenster mir,
Er fällt auf eure Locken
Da draußen fern von hier.

Wo furchtbar hinter Wällen
Die Riesenstadt sich hebt,
Die Feuerschlünde gellen,
Daß rings die Erde bebt.

Deine jungen Freunde sind tot! Wer soll noch übrig bleiben? Die Krüppel und die Lahmen, die zugleich schlechte Gedichte machen und andern damit zur Last fallen! Wer ist noch sicher, daß ihm nicht jähstes Unglück die Wurzeln seines Daseins zerreiße! — Im Schnee verkrustet und vergraben, liegen sie in breiten Haufen, und ihr Herzblut rinnt in wilden Strömen rauchend hervor, — aber es ist noch lang nicht genug, der Kampf wütet fort trotz der Grimmkälte, planlos, rasend, wie von Dämonen gepackt, und nur der Tod vermag Ruhe zu schaffen.

Da gilt nicht Schonung und Erbarmung,
Das ist ein Ringkampf unerhört,
Wo sich in gräßlicher Umarmung
Nation an Nation zerstört.

Es geht auf Jahrhunderte hinein, der Weltgeist selbst ist diesmal beteiligt, und furchtbar aufgeregt und aufregend breitet er seine Flügel über den Kämpfenden aus und weht ihnen übermenschliches Wollen in die Glieder. Hunderttausende fielen, was nützt es? man ist wieder wie beim Anfang des Krieges.

Noch eh' daß ihr getrunken
Des Lebens Süßigkeit,
Seid ihr dahingesunken
Mit Wunden, tief und breit.

Was wolltet ihr nicht wieder
Zu mir ins holde Thal,
Wohl schauen jetzt hernieder
Die Berge kalt und kahl.

Doch bald die Bäche rinnen,
Es kommt die Frühlingszeit,
Dann sind die Bergeszinnen
Von Blüten überschneit.

Dann gehn in Jugendfülle
Viel Jungfraun, stolz und hehr,
Sie gehn in schwarzer Hülle,
Denn ihr kommt nimmermehr.

Die Edelsten und Besten liegen jetzt tot auf fremder gefrorener Erde, ihre Augen sind zu, und der sinkende Schnee legt sich über ihr stilles Gesicht als feines Leichentuch, als weißes Sterbelinnen. Wer fragt weiter nach ihnen? — In der Ferne verhallen umsonst die Klagen ihrer Geliebten, aber sie rühren sich nicht, die Erschlagenen, und schütteln nicht den Schnee von ihren bleiernen Zügen.

Die Braut.

Die Sternenaugen schauen
Vom Himmel her so klar,
Auf den verschneiten Auen
Liegt tot die Heldenschar.

Die Wunden alle vornen,
So liegen sie gereiht,
Bei Disteln und bei Dornen
In Bergeseinsamkeit.

Wer aber kommt geschritten
Mit raschen Tritten dort,
Und wandelt hoch inmitten
Der bleichen Toten fort?

Was will die Jungfrau sehen?
Die Nacht ist grimmig kalt,
Die goldnen Haare wehen
Lang über die Gestalt.

So sucht sich die Walküre
Den besten Helden aus,
Daß sie ihn mit sich führe
In Wodans helles Haus.

Und sie hat ihn gefunden,
Grüßt ihn mit schrillem Laut,
In starren Todeswunden
Liegt er vor seiner Braut.

Sein Mund ist halb geschlossen,
Sein Haupt fiel sanft zurück,
Als ob er noch genossen
Im Tod das höchste Glück.

Als ob an ihrem Munde
Sein Mund noch einmal hing,
Eh' daß zum schwarzen Schlunde
Sein Leben schaudernd ging.

Sie knieet zu ihm nieder
Und spricht und deutet nicht,
Beschaut nur immer wieder
Sein edles Angesicht.

Und wie die Stunden rinnen,
Der Wald im Froste klirrt,
In ihrem Herzen drinnen
Es immer stiller wird.

Sie glaubt, daß sie geträumet,
Ihr drückt ein weicher Klang
Das Auge zu, was säumet
Die Liebende so lang?

Und aus des Himmels Thoren
Weht schon der Morgenwind,
Sie rührt sich nicht — erfroren
Ist das getreue Kind.

Paris.

Babel ist gefallen, die stolze hat trauernd ihr Haupt geneigt, in ihre Mauerkrone sind breite Lücken gebrochen, ihre hängenden Gärten hat der Feind zerrissen, hat ihre Trauben gekeltert und ihre Obstbäume abgehauen. — Und Siegesadler fliegen über weite Meere bis an die Grenzen der Welt und verkündigen den Menschen: Babel ist gefallen! Der Kaiser der Deutschen hat ihr den Fuß auf den Nacken gesetzt, ihre Stirn ist besudelt von Asche und Staub und dem Blut ihrer edelsten Kinder.

Und kläglich liegt sie mit gebrochnen Scharten,
Verhungert sind die Männer und getötet,
Und ringsumher ist alles Land verödet,
Das sonst ein fruchtbeladner lichter Garten.

Ja furchtbar zäh die deutschen Krieger harrten,
Bis jede Scholle sich mit Blut gerötet,
Bis man mit dreifach eh'rnem Ring umlötet
Die Riesenwälle, die von Waffen starrten.

Ganz Frankreich ruft: laßt uns die heil'ge retten!
Aus allen Herzen sprühn des Ingrimms Flammen,
Auf nach Paris, zu sprengen seine Ketten!

In weitem Kranz hängt Schlacht an Schlacht zusammen —
Umsonst, wie Leiche sich auf Leiche schichtet,
Und mit der Stadt wird auch das Reich vernichtet.

Siegesfest.

Auf allen Bergen lodern die Feuer, aus den hintersten Thalrändern funkeln die Flammen. Und der Mond gießt darüber sein zaubrisches Friedenslicht — die Hügelkränze liegen so weich, so dunsthell verschwommen. Böllerschüsse tönen herüber und abgerissene Stimmen fackeltragender Männer, die Siegeslieder singen. Auf den fernen Felsabstürzen der Alb liegen Feuer, wie hoch in der Luft, als wären es Lichter des Himmels. Dort aus den Falten des Thals dringt strahlende Helle, hier ist eine Stadt beleuchtet und an ihrem Ende ein gotischer Turm, dessen durchbrochener, mit Flammen besetzter Helm, einer riesigen Aloe gleich, in tausend Lichtblumen emporblüht. Denn Frieden ist wieder auf Erden, der Erbfeind liegt blutig am Boden, hat den Raub herausgeben müssen, den er Jahrhunderte lang in scharfen Krallen gehalten, und aufgerichtet ist wieder das Reich, das gewaltige Reich der Deutschen.

Wie lag mein Volk in Schmach und Not
Verknechtet und verkommen,
Bis ihm durch seiner Söhne Tod
Ein Morgenrot erglommen.

Sie ließen sich in edlem Groll
Mit Blut und Feuer taufen,
Nun rauscht der Rhein so tief und voll,
Wie bei den Hohenstaufen.

Es wurden wahr im Wettersturm
Die alten Sehnsuchtslieder,
Nun fliegt auf Straßburgs Münsterturm
Die deutsche Fahne wieder.

Am nächsten Morgen.

Von allen Türmen und Hausgiebeln flattern die Fahnen des Reichs, bewegt vom Südostwinde, der heute so feierlich herweht vom tiefblauen Himmel, und das ganze Volk strömt im Festaufzuge zum Marktplatz; die Handwerker und Gewerbe mit ihren Abzeichen,

ihren Fahnen und klingelnden Ehrenpokalen, die Kaufmannschaft zu Roß mit prachtvollen seidenen Schärpen, die Kinder, lobsingend und Friedenspalmen schwingend, und die blühende Jugend, — die Gelehrten, Künstler und Dichter, letztere besonders unruhig und vorwärtsgebeugt vor Gedanken und Kummer, heute noch Unaussprechbares sagen zu müssen, — von den riesenhaften Thaten, von der Größe des Tags. An allen Häusern hangen Kränze, Aufschriften, Wappen, Bildnisse, Transparente. Auch an den ärmlichsten Häuschen, in den engsten Gassen, prangen Blumen und Bänder, die Bilder der Helden und selbstgedichtete rührende Sprüche.

Vivat noster Imperator
Guilelmus Triumphator,
Qui subegit Galliam,
Vivat Bismarck, vir virorum,
Decus omnium Germanorum,
Qui creavit Patriam.

Ja, rührend ist es, Spruch für Spruch zu lesen,
Von braven Händen sinnig angebracht,
Sie offenbaren unsres Volkes Wesen,
All' seine Lieb' und Treu und Kraft und Macht, —
Germania, lang bist du Magd gewesen,
Nun bist du als die Herrin aufgewacht,
Und prächtig weht mit jubelndem Gebrause
Des Reiches Banner über jedem Hause.

Alle Fenster und Staffeln sind bepflanzt mit den schönsten Mädchen und Frauen, alle Dächer, auch die steilsten, mit Dienstmädchen. Der ganze Markt ist erfüllt und selbst der dicke altersgraue Turm mit seinen drei steinernen Kränzen. Und der Oberbürgermeister gedenkt mit lauter Stimme der großartigen Zeit, der unerhört sieghaften Aufrichtung des neuen Reichs.

Der riesigen Gefahren
Im großen Völkerkrieg,
Der braunen Männerscharen,
Die uns gebracht den Sieg.

Wie sie zu jähem Sturme
Sich Löwen gleich vereint,
Bis sie von Wall und Turme
Herabgestürzt den Feind.

Die krummen Hörner klangen,
Wild scholl der Schlachtenruf,
Die Feuerfunken sprangen
Aus ihrer Rosse Huf!

Dann gedenkt er der gewaltigen Opfer, der teuren Gefallenen. Lautlose Stille. Und ein herrlicher Männerchor besingt die teuren Gefallenen. Alle Häupter entblößen sich. Ein markdurchdringender dumpfer ausgiebiger Gesang, den tiefsten Grund aufregend in der Seele des Volkes. Man denkt alles des Kummers, des Hungers, der Kämpfe, des Elendes, — man denkt an die furchtbaren Mühsale — Tod, Graun und Verstümmlung — an unser eigenes elendes schwaches fluchtartiges Leben, aber dann wieder an die alles durchsiegende Kraft des sittlichen Wollens im Herzen der Edlen, und wie Göttergestalten schweben vorbei die Bilder der teuren Gefallenen — Mannestugend und flammenden Mut unalternd herabhauchend. — Und wieder spricht der Oberbürgermeister, und dann erklingt — alle Häupter entblößen sich wieder:

Nun danket Alle Gott,
Mit Herzen, Mund und Händen.

Das ganze Volk singt mit, auf dem Platz, auf den Gassen, aus den Fenstern, auf den Dächern, auf dem altersgrauen dicken gotischen Turm, von dem herab Posaunen schallen. Und der Südostwind trägt es weithin über das frühlingsselige Thal und die Fahnen des Reichs flattern empor in den blauen krystallklaren Himmel.

Den Gefallenen.

Sie liegen schlecht gebettet
Am fernen Marnestrand,
Die heldenkühn gerettet
Das deutsche Vaterland.

Und aus dem Boden dringet
Hervor manch Frühlingskraut,
Von wilden Schwänen klinget
Ein wanderfroher Laut.

Wir aber sind beim Feste,
Wie man noch keines sah,
Es drängen sich die Gäste
Herbei von fern und nah.

Es geht in Reigentänzen
Der Mädchen holde Schar,
Mit heil'gen Siegeskränzen
Im goldgelockten Haar.

Es kreisen hohe Becher
Voll dunkler Weinesglut,
Und sprühen durch die Zecher
Gewalt'gen Lebensmut.

Es ist der Feind vernichtet,
Der einem Riesen gleich,
Und wieder aufgerichtet
Das große Friedensreich!

O rühre deine Flügel,
Du heller Morgenwind,
Und schüttere die Hügel,
Wo sie begraben sind.

Und rausche in den Bäumen
Am fernen Marnestrand,
Daß sie noch einmal träumen
Vom deutschen Vaterland.



VII.

Altgermanisches.

Mir ist, ich vernehm' in des Windes Zug,
Der durch die Wipfel webet,
Mir ist, ich vernehme der Gottheit Flug,
Die über Allem lebet.

Vorlied.

Mit Worten nicht aus Wachs und Marzipan,
Gesinnungslosen und gedankenfeigen,
Führt man zurück den alten Götterreigen,
Das ist ein eitler, frevelvoller Wahn.

Wer nicht im Herzen selber ein Titan,
Durchglüht von einer Glut, so tief ureigen,
Der soll sich nicht vor Walhalls Thoren zeigen,
Der soll das Harfenstimmen bleiben lan.

Wir aber, deren Hünenschwerter schneiden,
Wir singen in dem Ueberdrang der Leiden
Im Ingrimm um die siech gewordne Welt.

Es gärt in unsrem eigenen Gesange,
Wie wenn beim Kampfe mit der Midgardsschlange
Giallarhorn zur Götterdämmrung gellt.

Einzug.

Schon wieder heult der Wintersturm sein Lied
Im öden Wald und wirft mit jähem Stoß
Die höchste Tanne in der Schluchten Schoß,
Daß schweren Flugs empor der Uhu flieht.

Und eisigkalt vom Kamm der Berge zieht
Ein Regen auf und dehnt sich riesengroß
Zum Nebelmeere, licht- und uferlos,
Daß man nicht mehr die Hand vorm Auge sieht.

Bei solchem Sturm wohl kam die erste Schar
Der ersten Deutschen, frierend und verdrossen
Mit ihrem Kindervolk im „Greisenhaar",

Mit Hundekarren und mit Steppenrossen, —
Längst hinter ihnen, fern im Osten, war
Des Paradieses Pforte zugeschlossen.

Opferstätte.

Gemieden ist die Stätte, menschenleer,
Nur Felsenbrocken liegen noch im Kreise —
Die Maienlüfte wehen lind und leise
Und Rosenbüsche wanken blütenschwer.

Uralte Büsche, niemand achtet mehr
Der hehren Blüte, die in Wunderweise
Glückstrahlend aufging — noch der tiefen Gleise
Des heiligen Weges vom Gebirge her. —

Jedoch ein Schauer vor der Gegenwart
Der höchsten Wesen, die vor grauen Zeiten,
Als unser Volk noch auf der Wanderfahrt,

Ihm halfen eine Heimat hier bereiten,
Noch immer um die liebe Stätte weht,
Und hüllt mein Herz in schweigendes Gebet.

Heilige Berge.

O Berg, wo einst, mit Maiengrün umlaubt,
Mein Volk, daß es dem Sonnenaufgangslichte
Den ersten keuschen Blick entgegenrichte,
Die Nacht durchwachte und an Gott geglaubt!

Längst bist du deiner Heiligkeit beraubt,
Beiseit gesetzt vom Strome der Geschichte, —
Nur eine schwere dunkle Aschenschichte
Bedeckt, vermengt mit Scherben, noch dein Haupt.

Doch über alle Wälder riesenhehr
Ragst du empor, berast von niedrer Heide,
Tief unter dir, verschwommen in ein Meer,

Liegt endlos Berg und Thal im Frühlingskleide, —
Und auf den Felsen blühen noch die klaren
Geweihten Blumen, wie vor tausend Jahren.

Hochstraße.

Da zieht sie auf der höchsten Wasserscheide,
Die alte Straße, still und breit und grau,
Tief unten liegen Wald und Wiesenau,
Hier kaum ein Vogelbeerbaum auf der Heide.

Noch wächst an ihr verwildertes Getreide
Und auf ihr selber blühen rot und blau
Die Alpenblumen, die der Morgenthau
Bedeckt mit diamantenem Geschmeide.

Im Herbst und Frühling läßt auf ihr der Hirt
Gemächlich seine Lämmerherde grasen,
Doch wenn der Christbaum angezündet wird,

Hört man auf ihr ein fürchterliches Rasen,
Vorüber jagt mit seinem Geistertrosse
Der alte Wode auf dem weißen Rosse.

Hünengrab.

Siehst du das Grab des alten Hünen liegen
Hoch aufgeschüttet an dem Donaustrand,
Bewegungslos die Flügel ausgespannt
Darüber einen Königsadler fliegen?

Des Donauflusses blaue Wellen wiegen
Sich weich und wonnig durch das grüne Land,
Und heute sind am fernsten Himmelsrand
Die Schneegebirge strahlend aufgestiegen.

Einst brauste hier am heil'gen Staub des Toten
Vorbei das Volk der Hunnen und der Goten,
Vom Boden fegend alles Römerwerk,

Noch immer aber über Thal und Dünen
Schaut unversehrt das hohe Grab des Hünen,
Ein künstlich aufgetürmter Riesenberg.

Der König.

Stirnbänder dort, aus rotem Gold geschlagen,
Ein Eisendolch, zur letzten Gegenwehr,
Man sieht die Formen so genau nicht mehr,
Weil's die Jahrtausende mit Rost benagen.

Da sitzt er auf dem erz=geschirrten Wagen,
Die treuen Rosse schlafen um ihn her,
Da sitzt er aufrecht, in der Hand den Speer,
Den er so oft ins Feindesland getragen.

Sein Traum ist bleiern, übers Grab dahin
Geht das Gewühl der Schlachten, ganz alleine
Bleibt er zurück, es mürben die Gebeine

In sich zusammen, — neue Völker ziehn,
Mit neuen Göttern, neuem Waffenscheine,
Mit fremder Lieder fremden Melodien.

Nanna an Balders Holzstoß.

Die Götter sterben, in den Himmel leckt
Des Drachschiffs Lohe, die mit Flammenzungen
Des Heißgeliebten Glieder schon durchdrungen
Und seine Asche in die Winde trägt.

Was habt ihr mich aus meinem Traum geschreckt —
Noch hatte mir sein Schmeichelwort geklungen,
Noch hieltest du mit Armen mich umschlungen, —
Nun von den Göttern keiner mehr dich weckt.

Aufbäumt das Meer, ich sehe schwarz wie Blut
Die Midgardsschlange aus der Tiefe ragen,
Am Welten=Eschenbaum die Stürme nagen, —

Aus allen Höhlen heult die Riesenbrut:
Die Götter sterben, und mit euch zu Grunde
Geht auch das Volk, ein Fraß dem Christenhunde!

Teufelsmauer.

Ueber Thal und Höhen zieht sie
Schnurgerad hinab, hinauf,
Nicht versumpfte Schluchten flieht sie,
Noch der Felsenberge Knauf.

Ueber Wald und Feld und Heide
Geht sie fort in stolzer Ruh,
Winkt mit ihrem Dornenkleide
Schon von fern dem Wandrer zu.

Und wo lang gezogne Wälle
Jetzt verdeckt von Stein und Moos,
Waren schirmende Kastelle
Dran gelagert, ernst und groß. —

Furchtbar ist der Kampf gewesen,
Der um Turm und Thor entbrannt,
Aus dem Schutt noch aufzulesen
Schwertesstumpf und Helmesband.

Rohe Schleuderkugeln lagen
Drohend in der Türme Grund,
Jedem auf das Haupt zu schlagen,
Der beim Alemannenbund.

Doch die Deutschen waren stärker,
Hieben alles kurz und klein,
Drangen wütend, als Berserker,
Durch den Teufelspfahl herein:

Ihren alten Heimatboden
Grüßend mit Triumphgesang,
Wo die alten heil'gen Toten
Schliefen schon jahrhundertlang.

Sieh, und diese Totenmale,
Hochgetürmt am Eichenhain,
Ragen über Berg und Thale
Noch in unsre Zeit herein.

Goldgerät und Kriegeswagen
Trüb in ihrem Schoße glühn,
Ururalte Göttersagen,
Blumen gleich, ihr Haupt umblühn.

Und noch zieht mit Sturmessausen
Ueber sie das Wodansheer —
Hört ihr nicht die Hörner brausen,
Seht ihr nicht des Gottes Speer?

Stets noch in der Wetterwolke
Rast er in die Männerschlacht,
Daß in seinem deutschen Volke
Der Teutonenzorn erwacht.

Auf, es ist noch nicht gebrochen
Sachsentrotz und Schwabenmut —
Feinde ringsum, laßt sie pochen,
Deutschland, auf! dein Schwert ist gut.

Alemannengrab.

Hei, Alemannenschwert, nicht unversucht
Sankst du ins Grab, — wie blinktest du so helle,
Als auf der Römer ragende Kastelle
Die Deutschen stiegen aus des Bergwalds Schlucht.

Wie schlugest du die Welschen in die Flucht
Und bliebst der Hüter an des Reiches Schwelle,
Da man gekämpft um Hohenstaufens Wälle
Und bis ans Meer getragen deine Wucht.

Hei, Alemannenschwert, noch immer pocht
Der Welsche frechlings an den heil'gen Fluren,
Worüber deine ersten Helden fuhren

Im Siegeswagen, — doch noch immer kocht
Die jähe Glut in dir — und wehe denen,
Die dich gelegt zum „alten Eisen" wähnen.

Wittekinds Bruder.

1.

O weh, mein armes Sachsenland, o weh!
Zertreten liegst du von den Frankenrossen,
Die Jahr für Jahr sich über dich ergossen,
Entsetzlich floß dein Blutstrom in den Schnee.

O weh, mein armes Sachsenland, o weh!
Stumm sind geworden meine Kampfgenossen,
Auf ihren Gräbern schon die Disteln sprossen,
Allein zu sterben, ich ins Elend geh'. —

Am fremden rauhen, aber freien Strand
Will ich den alten Leib zur Ruhe betten,
Was blieb denn noch in meinem Vaterland,

Als schlechtes Volk in ausgebrannten Stätten,
Das knieend frißt den Pfaffen aus der Hand,
Um nur das nackte Leben sich zu retten.

2.

Als Asa-Tor noch fuhr im Donnerwagen,
Als Freya's holder Segensblick gebot,
Da standst du noch im Frühlingsmorgenrot,
Mein Volk, umhaucht von Paradiesessagen.

Wild klang dein Lied beim Schildzusammenschlagen,
Eh' deine Männer stürzten in den Tod,
Ja wild und schaurig — und bald blutig rot
Die Feindesleichen auf dem Felde lagen.

Wie tönte da die Stimme der Walküren
Im Kampfgewühl, aufrauscht ihr Flügelpaar,
Die Helden nach Walhalla heimzuführen,

Damals mein Volk noch ungebrochen war,
Voll Kraft und Kühnheit, und vor seinem Schwerte
Zerfiel in Staub das größte Reich der Erde.

3.

An meine Kindheit denk' ich tausendmal,
Als ich am gottgeweihten Born gesessen,
Bei Gras und Blumen von der Welt vergessen
Im waldumkränzten stillen Wiesenthal.

Da glitzerte der goldne Sonnenstrahl
Vom Himmel, der sich aufthat unermessen,
Und Riesentannen standen gleich Cypressen
Um eines Heldenkönigs Totenmal.

Nun ist der Born verschlämmt und wo der Held
Im Hügel schlief, ist grobes Ackerfeld
Und hat die Bäume samt dem Grab verschlungen,

Ich aber blieb und meinem greisen Haupt
Kein Kruzifix die alten Götter raubt,
Von denen meine Mutter mir gesungen.

4.

Was habt ihr denn für unser Volk gethan?
Die Lieder ausgetilgt, die alten hehren,
Die einst geklungen auf den wilden Meeren
Im schöngedrachten schwarzen Wikingskahn.

Haß und Verwüstung zeichnet eure Bahn
Und muß mein Volk im tiefsten Mark versehren,
Wohl wird es noch Jahrhunderte sich wehren,
Zu Grunde geht es schließlich doch daran.

Damals als jener dürre Bonifaze
Die heil'ge Wodanseiche schlug in Splitter,
Da zeigte sich kein Retter und kein Ritter,

Der ihm das Schwert gehauen in die Glatze,
Ein jeder Axthieb hat mein Volk getroffen,
Und seine Wunden stehen brennend offen.

5.

Ich war in Rom und sah von Schutt und Scherben
Und Tempelraub den Petersdom gebaut,
Aus dessen Chor ein zürnend Antlitz schaut,
Vor dem sie alle im Gebet ersterben.

Und Alle wollten gleich den Himmel erben,
In Weihrauchwolken, am Altar gebraut,
Stand Schar um Schar, und alle schrieen laut
Zu Gott, er soll die Heidenwelt verderben.

Und von dem Dom ging ich ans Grab der Goten,
Da lagen sie zu vielen tausend Toten,
Doch aufrecht stand der ungeheure Ring

Der hochgetürmten braunen Kaisermauer,
Dran sie gefallen, und ein jäher Schauer
Um Deutschlands Heldenschicksal mich umfing.

6.

Der Christengott, der sich am Kreuz verblutet,
Stieg sanft herunter in die öde Welt,
Von einem Hauch des ew'gen Geists geschwellt,
Von reinster Menschenliebe ganz durchglutet.

Der Priester aber hat sofort gemutet
Sein göttlich Wort und hat in Kupfergeld
Es umgemünzt, und wer's für Gold nicht hält,
Dem wird vom Weltgerichte vorgetutet.

O daß ich hörte die Posaunen klingen,
Und bräche aus dem Erdreich eine Flamme,
Den Himmel samt der Sonne zu verschlingen!

Aus Götternacht und urweltart'gem Schlamme
Muß doch am Ende eine wundersame
Neu-Erde glänzend aus den Fluten springen.

7.

Die Raben krächzen, Wodans Krone sinkt
Langsam zu Boden, alle Asen schreien,
Aus Fels und Meer die Drachen Flammen speien,
Und blutrot überm Pol das Nordlicht blinkt.

Zum letztenmale meine Harfe klingt:
„Nichts kann auf Erden fürderhin gedeihen,
Errichtet werden zahllose Pfarreien,
Womit man in das Joch die Völker zwingt!“

„Nicht mehr mit Run' und Stäben wird geliedet,
Gesangbuchsverse werden jetzt geschmiedet,
Und Helden gehn mit Kreuz und Skapulier;“

„Wohlan, du Zwerg, laß uns die Barke rüsten,
Wir stoßen ab von Nordlands Felsenküsten,
Noch heute nacht verbrenn' ich mich mit dir!“

Wolf der Wiking.

Laut zecht in der Nacht an des Raubschiffs Rand
Der alte Wolf mit den Seinen,
Das Goldhorn kreist von Hand zu Hand,
Gefüllt mit den köstlichsten Weinen.

Wolf war ein Fürst im Norwegerland,
Der kühnste Held im Norden,
Man hat ihm Schloß und Thron verbrannt,
Seeräuber ist er geworden.

Das Goldhorn schäumend überschwillt,
Bleibt lang an jedem Munde,
Sie weihen ihm Gesänge wild
Aus glühendem Herzensgrunde.

Der eine singt: „Getrunken muß sein,
Und ob sie mich heut noch begraben,
Wohl siedet die Gicht mir im krummen Gebein,
Ich will's auch gut einmal haben."

Der andre singt: „Ja getrunken muß sein,
Was scheren uns Ehren und Güter,
Wir lassen fünf gerade sein,
Sind immerzu lustige Brüder."

Der Becher kommt zum Fürsten jetzt,
Der ist vom Sitz gesprungen
Und hat ihn hastig angesetzt
Und ausgeleert und gesungen:

„Es lebe die Freiheit, es lebe das Meer,
Ich mag mich nicht schmiegen und biegen,
Nicht auf dem Bauche platt und leer
Vor einem König liegen.

„Bin grad gewachsen wie mein Mast,
Der krümmt sich auch wie ein Wurm nicht,
Trägt schweigend seine eigne Last,
Bis krachend ihn der Sturm bricht.

„Es lebe die Freiheit, es lebe das Meer,
Der Glaube der Väter geknechtet,
Der Pfaffe drängt von Süden her,
Walhallas Götter geächtet.

„Sie hausen nur noch in des Meeres Flut,
Wohl hört ihr die drohenden Reden,
Wie sie mit dumpfer, unsterblicher Wut
Die schmutzigen Ufer befehden."

Das Goldhorn leert er noch einmal,
Vom Aug', dem rachedunkeln,
Geht ihm ein blendend scharfer Strahl,
Wie heiligen Richtschwerts Funkeln.

Und er schleudert das Horn in den brausenden Schlund,
Die Winde stoßen und stürmen,
Und hoch aus des Meeres tiefunterstem Grund
Die Wassergebirge sich türmen.

„Die Freiheit lebt, es lebt das Meer,
Die Götterdämmrung nahet,
Der Menschen sündhaft erbärmliches Heer
Den rechten Lohn empfahet.

„Schon bricht die Flut den Felsendamm,
Zerwühlt den falschen Boden,
Schon heben sich hell aus dem gärenden Schlamm
Gewappnet die tapferen Toten.

„Und die Freiheit sie lebt, und die Segel spannt auf!
Schon reiten die Götter, die hohen,
Vom Himmel herunter in flammendem Lauf,
Die Kronen fürchterlich lohen.

„Wir Wiking helfen mit im Streit,
Im großen Götterkriege,
Zur Neige geht die faule Zeit,
Und wir zum ewigen Siege.“

Und sie hören es alle mit pochendem Hirn —
Und rüsten Segel und Seile,
Es fliegt auf des Meeres kochender Stirn
Das Schiff mit rasender Eile.

Fliegt, zu der höchsten Hast entfacht,
An die trotzig entstarrenden Klippen, —
Wildkläglich stöhnen hinaus in die Nacht,
Gebrochen die stämmigen Rippen.

Ganz blieb allein der hohe Mast,
Es dreht ihn von oben nach unten,
Die steigende Brandung hat ihn gefaßt,
Da ist er zerstoben, verschwunden.

Gelimer, der Vandalen-König.

Uns rinnet wie ein Morgentraum
Das Lebensglück von hinnen,
Und uns zu Füßen saust der Schaum,
Eh' daß wir Stand gewinnen.

O weh, mein Volk, das löwenkühn
Uralten Bann gebrochen,
Mag jetzt schon nicht mehr weiter blühn,
Fort sind die Flitterwochen.

Fort ist der hohe Heldengeist,
Aufzischt der Zwietracht Schlange,
Es neigt sich arm und gottverwaist
Mein Volk zum Untergange.

Allvaters letzte Eiche sinkt
Vom Kamme der Kiölen,
Das Kreuz des Patriarchen blinkt,
Der Pfaffe geht ans Oelen!

Noch einmal kommt ein großer Kampf,
Da türmen sich die Toten,
Da ringen wir im Sterbekrampf,
Als wie die letzten Goten.

Da werden wir im wilden Stoß
Als freie Männer fallen,
Und leid= erlöst und fleckenlos
In Odins Himmel wallen.

Schon mit dem Eichenkranz umlaubt
Ich meine Schläfe spüre,
Als kühle schon mein müdes Haupt
Der Odem der Walküre.

Auf der Heide.

Auch meine Augen, blau und rein,
Ich will sie gern hingeben,
Wird nur dem Herzgeliebten mein
Geschenkt sein süßes Leben.

Ich gebe auch mein goldnes Haar
Und meine goldne Stimme,
Daß nur der Himmel ihn bewahr'
Vor seinem letzten Grimme.

„Und bringest du dich selber dar,
Wer kann den Fluch bemeistern?
Es reitet schon ein halbes Jahr
Dein Gatte mit den Geistern.

„Er reitet mit dem Wodansheer
Wohl um die Hünenheide,
Lacht nicht herauf vom wilden Meer
Geheul und Höllenfreude!

„Siehst du Gestalten in der Luft,
Verzerrt und widerwärtig,
Hörst du, wie dein Geliebter ruft:
Weib, ist der Braten fertig!“

So will ich durch den Rosenhag
Mit nackten Füßen treten,
So muß ich bis zum jüngsten Tag
Für seine Seele beten.

Grablied.

Um alte Mauern fließt der Sonnenstrahl,
Hier laß mich ruhn in dem geliebten Thal,
Müd ist mein Herz, ja müde bis zum Sterben,
Soll ich denn schon im Lebensmai verderben?

Gieb mir die Harfe, Freund, dort an der Wand
Umfächelt sie ein grünes Hoffnungsband,
Ein Lied noch will ich singen, eh' ich ende,
Daß es von uns den schweren Kummer wende.

Den alten Göttern bring' ich dieses Lied,
Von denen man mein Volk, das edle, schied,
Den alten Göttern, die aus lichten Hallen
In Armut, Schmach und Düsternis gefallen.

Oft wenn im Wald der Sturm geht schaurig bang,
Erlausch' ich den verwehenden Gesang,
Die Esche splittert bis herab zur Erde,
Da kommen sie mit wütender Gebärde!

Es reitet, und ein Schrei die Luft erfüllt,
Im langen Wolkenmantel eingehüllt,
Der alte Wode auf dem grauen Schimmel,
Den Hut tief im Gesicht, — und von dem Himmel

Die Sterne fallen, dort ein Meteor
Schießt blendendhell dem wilden Sturme vor,
Lang kracht's noch nachher in den Waldeswipfeln
Und bricht die Bäume auf den Bergesgipfeln. — —

Dort, wo die ältesten der Eichen stehn,
Dort laß mich ruhn, muß ich zu Grabe gehn,
Den Hügel schütte über meine Knochen,
Und nicht ein Wort der Klage sei gesprochen.

Ein wilder Birnbaum wachse drüber her,
Bedecke sich mit Blüt' und Früchten schwer,
Und in der hohen, lindbewegten Krone
Ein Paar von weißen Turteltauben wohne.

Der Götzenbaum.

Am Walde steht ein Eichenbaum, uralt,
Verflucht vom Priester und vom Volk gemieden,
Weil einst davor die alten Heiden knieten,
Ein Riesenbaum von herrlichster Gestalt.

Wenn längst im Forst kein Axthieb mehr erschallt,
Vom Felde draußen Roß und Mann geschieden,
Und die gestirnte Nacht mit ihrem Frieden
Leisrauschend durch die Blätterkrone wallt,

Erhebt sich aus der schönen Silberquelle,
Die zu des Baumes schwarzen Wurzeln quillt,
In Licht getaucht, ein schlankes Frauenbild,

Umwandelt singend die geweihte Stelle, —
Doch wenn der Hahn kräht und die Wolken flammen
Im Morgenrot, rinnt es in Rauch zusammen.

Der Alte.

Bergheide, du wilde, voll Dornen und Ginster,
Hoch über der Menschen verworrenem Thal,
Blitzfunkelnde Wolken umziehen dich finster,
Umziehen das frischgrüne Totenmal.

Der Knabe, der mir mein Alles gewesen,
Da ruht er im rauhen Gewölbe von Stein,
Hab' selbst in die eherne Urne gelesen
Mit zitternden Händen sein zartes Gebein.

Wenn abends ich sitze am thauigen Hügel,
Betäubt von des blühenden Heidekrauts Duft,
Durchschwebet sein Bild oft mit schneeigem Flügel,
Voll himmlischer Schöne, die schweigende Luft.

Er lebt bei den Göttern in ewigen Wonnen,
Vom Kranze des Sieges die Locken umlaubt,
Ihm rauschet der Dichtung unsterblicher Bronnen, —
Und er träuft mir die Lieder aufs alternde Haupt.



VIII.

Krach und Liebe.

1880.

Unter Lindenbäumen erwacht' ich zum Leben,
Die Vögel flogen um mein Haus,
Es sah so schön, so fröhlich aus,
Die Berge mit den grünen Reben.

Der Weise.

Maienmorgen, aufgeschlossen
Ist das junge Grün der Linden,
In die Holzbank hingegossen
Wir den Weisen wieder finden.

Wieder trug er seinen Ranzen
Aus dem Land der Lazzeronen,
Far niente zu verpflanzen
Auch in nördlichere Zonen.

Von dem Lockenhaupte schauert
Schwarz und breit ein Filshut nieder,
Kaffeebrauner Mantel trauert
Um die vielgereisten Glieder.

Auf dem Blick, dem sanften, blauen,
Trägt er eine goldne Brille,
Und im Unterrock, dem grauen,
Schopenhauers „Welt als Wille".

Jetzt mit einem Rattelhunde
Kehrt er nach dem Heimatthale,
Schaut befremdet in die Runde,
Auf die Stadt im Sonnenstrahle.

„Weh, wie bist du groß geworden,"
Ruft er aus, „mit Häusermassen
Schwillst du nach der Berge Borden,
Nicht vermag's das Thal zu fassen.

„Weh, wo sind die schmalen Wege,
Die durch Obstbaumgärten führten,
Ob dem Wiesenbach die Stege,
Die mich oft zu Thränen rührten.

„Wo wir erste Veilchen suchten
Mit den Mädchen früh am Morgen,
In den windgeschützten Buchten
Unter Blüten ganz verborgen.

„Nicht umsonst als Erzbuddhisten
Lockt es mich ins Land der Inder,
Bei den Herrn Kapitalisten
Ist kein Raum für Sonntagskinder.

„Dieser Tanz um goldne Kälber
Wird noch grauses Unheil stiften
In ganz Deutschland, und mich selber
Samt der Nation vergiften.

„Diese Gründer soll — —“ da siehe,
Kommt ein hohes, schlankes Mädchen
Aus dem Nachbarhaus, die Kniee
Regt sie sittsam, wie in Drähtchen.

Auf dem Sommerhute sprossen
Ackerblumen, gelbe Halme,
Geistvoll ist sie aufgeschossen,
Wie das Wunderbild der Palme.

Und ihr Aug', das blaue, reine,
Und die langen blonden Flechten,
Ist's ein Traumbild, ist es eine
Sendlingin von höhern Mächten?

Leicht beschwingt, gleich einem Pfeile,
Biegt sie nach der nächsten Straße,
Und der Mann in höchster Eile
Folgt, als ob er liebesrase. —

Wo sich schon die Hügel heben,
Tritt sie rasch in einen Garten,
Ein Palast, vollendet eben,
Streckt daraus die Mauerscharten:

Ganz von Sandstein, groß und mächtig,
Mit drei schwebenden Balkonen,
Rings umher ein Garten prächtig:
„Weh, wenn hier die Eltern wohnen!“

Da vom Gärtner aufgeschlossen
Wird das Thor, vorüberfahren
Im Gespann von Ungarrossen
Mann und Frau — „ob sie es waren?“

Er schon ältlich, streng von Miene,
Stumm, als ob er Pläne brüte,
Sie noch reizende Blondine,
Eine zarte Frauenblüte.

Und der Weise tritt voll Zagen
An die hohe Gitterthüre:
„Wer im Haus wohnt, möcht' ich fragen,
Freute mich, wenn ich's erführe.“

Gärtner, ohne aufzuschauen:
Dieses die Besitzer waren,
War mein Herr mit seiner Frauen,
Eben sind sie ausgefahren.

Reiche Leute, doch nur eine
Tochter. — „War es jenes Mädchen?
Jenes blonde, engelreine?“
Das ist unser Elsabethchen!

Und der Weise dankt dem Alten, —
Starrend im Gewühl der Schmerzen,
Muß er sich am Gitter halten,
Und er spricht mit wundem Herzen:

„Es gelangen die Kamele
Leichter noch durch Nadelöhre,
Als des Reichen arme Seele
In der Engel Jubelchöre.

„Doch noch schwerer ohnegleichen
Kann ein Armer hier auf Erden
Mit der Tochter eines Reichen,
Die er lieb hat, selig werden.“

Thränen in den Augen, bleibt er
Lang noch vor dem Garten stehen,
Mit dem Stab im Sande schreibt er
Einen Vers, voll Angst und Wehen:

„Elsa, wie von einer Toten,
Muß ich tiefentsagend hören,“ —
Kommt der Hund, mit seinen Pfoten
Seine Dichtung zu zerstören.

Und der Weise lächelt bitter,
Denkt an seines Lebens Mühen,
Gierig durch das schwarze Gitter
Sieht er, wie die Rosen blühen.

Wasserstrahlen sprühen, steigen
Aus den Alabasterbecken,
Hinter dunklen Myrtenzweigen
Marmorbilder sich verstecken.

Also an dem Thor von Eden
Liest ein Sünder fluchbeladen:
Eintritt nicht für einen jeden,
Nur für den von Gottes Gnaden!

Die Begegnung.

Klirrend kommt mit seinem Sabel
Elsas Vetter, Offizier:
Weiser Mann, wie geht es dir?
„O mir geht es miserabel.“

„Bäschen mit den blonden Flechten,
Bäschen hat mir's angethan,
Längst vertreibt mein Liebeswahn
Mir den Schlaf aus meinen Nächten.“

Fröhlich spricht der edle Vetter:
So dies Feuer ist im Haus,

Heute morgen flog sie aus
Bei dem wundervollen Wetter.

Komm mit mir zum hohen Walde! —
Ach so schlug sein Herz noch nie —
Rasch und mühsam klimmen sie
An der steilen Weinberg-Halde.

Droben auf dem grünen Rasen,
Unter Bäumen, kühl und frisch,
Sitzen schon am langen Tisch
Elsa und drei alte Basen.

Heil'ges Glück, an ihrer Seite
Ist gerade noch ein Sitz,
Und der Weise, wie der Blitz,
Setzt sich drauf und blickt ins Weite. —

Gleichwie ferne Kirchenglocken,
Klingt ihm alles was sie sprach,
Wundertöne, welche nach
Fabelhaften Inseln locken.

Die That.

Als der Weise heimgekommen,
O da sang er keine Lieder,
Wie sonst immer immer wieder,
Furchtbar fühlt er sich beklommen.

War's, weil er zu sehr sich freute,
War es Ahnung künftiger Schmerzen,
Ganz wie mit gebrochnem Herzen
Legt er sich aufs Lager heute. —

Nicht des Morgens Rosen nehmen
Ihm die Nebel von der Stirne,
Mit zermartertem Gehirne
Geht er aus in dumpfem Grämen.

Aber als er sie gesehen,
Mit den schönen ätherblauen
Augen, die von Güte thauen,
Spricht er rasch: es soll geschehen!

Geht zurück nach seinem Zimmer,
Sucht nach seinem alten lieben
Büchlein, das er selbst geschrieben
Und im Selbstverlag noch immer.

Blau in Gold ist es gebunden,
Und er schreibt dazu mit Zagen,
Daß die Liebe ihm geschlagen
Unausfüllbar tiefe Wunden.

Wie nach ew'gem Schicksals-Willen
Sie die seine müsse werden,
Seiner Seele schon auf Erden
Ihre Sehnsuchtsqual zu stillen.

Dreimal an die Briefpostlade
Trägt er's, und es steht ein kalter
Angstschweiß auf ihm — in den Schalter
Wirft er's endlich: „Gott mir gnade!"

Elsa im Garten mit Lili.

„Ganz ein sonderbarer Mann
Ging vorgestern mit spazieren
Nach dem Waldschloß — o der kann
Einen köstlich amüsieren.

„Ging am langen Pilgerstab,
Den er schnitt an Meeresborden:
Den er trage bis zum Grab,
Mitglied vom Buddhistenorden.

„Edel ist sein Angesicht,
Doch den Kopf, den läßt er sinken,
Was er treibt, man weiß es nicht:
Lebt vom Essen und vom Trinken.

„Ist ein dichtendes Genie,
Das sich von der Welt gewendet,
Ach — und heute morgen, sieh,
Hat er mir sein Buch gesendet.

„Las es schon, es stehn darin
Von Italien hübsche Sachen,
Manches hat gediegnen Sinn,
Uebers Meiste muß man lachen.

„Und dazu, nein denke noch,
Schreibt er an mich solche Lieder,
Liebe, Gute, rat' mir doch,
Send' ich sie nicht sogleich wieder?" —

Und die Freundin, in die Hand
Nimmt sie rasch die losen Blätter:
„„Ja, der ist mir wohl bekannt,
Barometer steht auf Wetter!

„„Krank vom tiefsten Liebesweh,
Hat er Lied um Lied geschrieben,"" —
„Aber sag', wie könnt ich je
Just in solchen mich verlieben?

„Und mein Vater würde nie
Mir dazu sein Jawort geben,
Ist ihm doch die Poesie
Das Verhaßteste im Leben."

„„Liebes Kind, verschwör' es nicht,
Dichter haben Zaubermächte,
Ueberstrahlt vom Himmelslicht,
Thun traumwandelnd sie das Rechte.""

Vor dem Fenster.

Die Wolken hängen tief herab,
Es dunkelt schon im Garten,
Der Weise wandelt auf und ab,
Als wollt' er sie erwarten.

In ihrem Erkerzimmer sieht
Er jetzt ein Licht erschienen:
Ihr Schattenbildnis kommt und flieht
Dort hinter den Gardinen.

Sein Herz in Wonne überschwillt,
Er hat sie heut begegnet,
Ihr Grüßen war besonders mild,
Wie wenn es Blüten regnet.

Und diesen Abend darf er noch
Sie auf dem Balle sehen,
Wohl tanzt er herzlich schlecht, jedoch
Es muß einmal geschehen.

Ihm ist, schon sei in ihrer Brust
Die Liebe wach geworden,
Aufströmt ein Lied ihm unbewußt
In seligen Akkorden:

„Wolken ziehen um dein Dach,
Das im schönen Thale stehet,
Um dein friedliches Gemach
Schon der Nachtwind schaurig wehet.

„Perlgerät und Edelstein
Nimmst du von den blanken Tischen,
Daß mit ihrem bunten Schein
Sie dein Angesicht erfrischen.

„Denn seit jener einen Stund'
Dir das liebliche verblaßte,
Und in deiner Seele Grund
Eine fremde Macht dich faßte.

„Du gehörst dir nicht mehr an,
Denkend trittst du an das Fenster,
Dran vorbei in wildem Bann
Jagen Engel und Gespenster.

„Immer ärger stürmt es her,
Tollverworrenes Getriebe,
Aber durch das graue Meer
Bricht ein Strahl der ewigen Liebe.

„Wolken ziehen um dein Dach,
Das im schönen Thale stehet,
Um dein friedliches Gemach
Schon der Nachtwind schaurig wehet.“

Er singt's und immer weiter flirrt
Das Licht im Erkerraume,
Doch der Poet hat sich geirrt,
Er wandelt bös im Traume.

Wohl sitzt hier schön Elisabeth
Zum Ball im blauen Kleide,
Verstimmt, verstört, ihr Denken geht
In unverstandnem Leide.

Die Basen haben ihr gesagt,
Sie werde aufgezogen
Von jedermann, als wilde Jagd
Sei's durch die Stadt geflogen.

Der Weise sei ein Taugenichts,
Versuch' es längst mit allen,
Bis sie vom Klange des Gedichts
Bethört, ins Netz gefallen. —

Sie hält das Büchlein in der Hand
Und die geschriebnen Lieder,
Ihr Geist ist fern hinweggebannt,
Sie blättert planlos wieder.

Da hört sie rasche Schritte gehn, —
Eh' sie sich kann besinnen,
Muß auch der Vater vor ihr stehn
Und alsogleich beginnen:

„Mein Kind, was hast du denn gethan,
So zeig' mir die Gedichte,
Aus welchem Grund nahmst du sie an,
Die Stadt weiß die Geschichte.

„Die ganze Sache kam heraus,
Dort auf dem Lindenplatze,
Da malt man Bilder an das Haus
Von dir und deinem Schatze."

Elise drauf und seufzet tief:
„„Das hat er mir gesendet,
Das Büchlein hier und hier den Brief,
Drin er an mich sich wendet.""

Der Vater schlägt den Fuß zurück
Und liest den Brief geschwinde,
Und sagt: „Das ist ein großes Glück,
Das ich es so noch finde."

Läßt scharf auf ihr die Augen ruhn:
Es bebt an allen Gliedern
Schön Elsabeth, was soll sie nun
Dem Vater nur erwidern.

Es strömt bis über ihre Stirn
Das heiße Blut zusammen,
Ihr ist, als wäre ihr Gehirn
In tausend Feuerflammen.

„Beruhige dich," der Vater spricht,
„Ich bring' es schnell ins reine,
Liebst du den Weisen oder nicht,
Erkläre nur dies Eine.

„Er hat es ungeschickt gemacht,
Der gute Herr Poete,
So daß er dich bereits gebracht
In übeles Gerede.“

In Elsa's edlem Herzen steigt
Kein Geist empor im Grimme,
Allein in ihrem Herzen schweigt
Auch jede andre Stimme:

„„Ich lieb' ihn nicht, ich haß' ihn nicht,
Still ist's in meinem Herzen —““
„So laß uns thun nach unsrer Pflicht,
Doch ohne ihn zu schmerzen.“

„Die Lieder wollen wir geschwind
Ihm alle wieder senden!“
„„In Gottes Namen,““ sagt das Kind, —
„„So hat es müssen enden!““

Der Vater hört es hocherfreut,
Holt Siegellack und Schnüre,
Und packt und packt, damit es heut
Der Weise noch erführe.

Der Ball.

Er mit seinen Urwaldstiefeln,
Ach, nun ist er auf dem Balle,
Elsa ist noch nicht gekommen,
Sonst versammelten sich alle

Vor ihm her auf langen Bänken
Thronen sie in hellen Scharen,
Wie auf einem Sklavenmarkte
Dort im Lande der Tartaren.

Hinter jeder Tochter ihre
Mutter, wie ein Adler schauend,
Sich auf diesen oder jenen
Eine Heiratshoffnung bauend.

Und der Weise in Verzweiflung:
Hier bekomm' ich keine Nahrung,
Wo ist jene Form, die göttlich
Aller Rätsel Offenbarung?

Eben wieder geht die Thüre,
Und sie kommt, im Kerzenlichte
Ueber ihre Eltern ragend
Mit dem Sonnenangesichte.

Nicht im Ballanzug, im blauen
Seidekleid ist sie gekommen,
Und schon wiegen sich die Paare,
Von des Walzers Wut durchglommen.

Aber mit den Urwaldstiefeln
Naht sich schon der Liederdichter,
Achtet nicht auf der Verwandten
Unwahrscheinliche Gesichter.

Grüßt nachdrücklich mit dem Kopfe,
Schieflings, wie er immer pfleget,
Doch die Hohe, wie ein Holzbild,
Steht sie lautlos, unbeweget.

Ohne Wunsch und Ziel, austilgend
Alle Glut und alles Hoffen,
Steht sie, und es zuckt der Arme,
Wie vom Blitz ins Herz getroffen.

Unermeßlich bis zum Weltschmerz
Muß sich ihm sein Leiden dehnen,
Und er duckt in eine Ecke,
In den Augen starre Thränen.

Deckt sie mit den Händen, die da
Seinem Fracke lang entragen,
Will an jeglicher Erlösung
Dieser Todeswelt verzagen. — —

Nach dem Ball.

Am offnen Fenster sitzt
Das Kind noch lang im Dunkeln,
Der Morgensterne Funkeln
Zu ihr herüber blitzt:

„Was hab' ich denn gethan,
Daß ich ihn weggestoßen,
Dieweil er nur mit Rosen
Bestreute meine Bahn.

„Aus seinem Auge quoll
Ein Strahl der tiefsten Schmerzen,
Und kam aus einem Herzen,
Das reich und wundervoll.

„Die andern, die ich sprach,
Wie sind sie arm gewesen,
Er rief in meinem Wesen
Die besten Geister wach.

„Ich sah sein Angesicht
Im Ueberdrang der Zähren
Urplötzlich sich verklären, —
O das vergeß' ich nicht.“ —

Da löscht der Sterne Schein,
Die Wolken werden grauer,
Der Morgenröte Schauer
Weht schon vom Fichtenhain.

Zurück.

Aus gräßlich durchgehärmter Nacht
Hat er sich früh erhoben,
Durch seine Brust verhundertfacht
Graun-wüste Bilder toben.

Er setzt sich wiederum aufs Bett,
Ermüdet bis zum Tode,
Da bringt ein grauliches Packet
Ihm von der Post der Bote.

Der Arme wiegt es in der Hand,
Er weiß ja was darinnen,
Aus seinen Augen unverwandt
Die heißen Thränen rinnen.

Und endlich muß er's öffnen doch,
Da liegt so Brief als Lieder,
Ja selbst der alte Umschlag noch,
Nur umgedreht, ist's wieder.

Das Packpapier so regengrau,
Und wie er darauf geschrieben
„Mit Schriften ohne Wert", genau
So ist es nun geblieben. —

Auf der Heide.

Auf der Heide sitzt der Weise,
Unversöhnt in seiner Qual,
Abendglocken klingen leise,
Leise aus dem tiefen Thal.

Wilde Felsennelken blühen,
Golden in der Sonne Gold,
Und am klaren Himmel glühen
Zarte Wölkchen, engelhold.

Stunden schon in seinem Wehe,
In den Mantel eingemummt,
Sitzt er an dem kleinen Seee,
Unglückselig und verstummt.

Und auch Elsa, Zweifel treiben
Ihre Seele, jung und mild,

Kann nicht mehr im Garten bleiben,
Strebt empor ins Berggefild.

Auf der schöngeschlungnen Steige,
Die von Villen dicht besät,
Drängt sie aufwärts, da zur Neige
Schon die liebe Sonne geht.

Ganz umströmt vom Abendschimmer
Hier die hohe Heide ruht,
Und das Mädchen wandelt immer
Weiter nach des Bergsees Flut.

Felsig-niegegangne Pfade,
Waldeslüfte, frisch und rein,
Aber sieh, am Seegestade
Sitzt der Weise auf dem Stein.

Und er hat sie schon gesehen,
Wie sie geht im Abendlicht,
Märchenzauber zucken, wehen
Ueber seinem Angesicht.

Und im Nu den Sitz verlassend,
Tritt er kecklich hin zu ihr,
An der linken Hand sie fassend:
„Elsa, o vertraue mir.

„Gönne mir nur zwei Minuten
Hier auf diesem Felsenstein,
Dann mag still mein Herz verbluten
Unglückselig und allein."

Und er zieht sie zu sich nieder
Aengstlich auf das graue Moos,
Leise beben ihre Glieder,
Und er spricht wie teilnahmlos:

„Heute morgen, schon beklommen
Ob dem gestrigen Versuch,
Hab' ich noch zurückbekommen
Jenen Brief und jenes Buch.

„Schlecht ist wohl der Text gewesen,
Den zum Buch der Weise schrieb,
Seine Werke mag man lesen,
Aber er ist niemand lieb.“

Spricht's und wagt hineinzuschauen
In ihr klares Angesicht,
Ganz betäubt von Glück und Grauen, —
Aber Elsa lächelt nicht.

Wortlos, wie in leisem Grimme,
Sitzt sie da, wie schwer gekränkt, —
Und er spricht mit matter Stimme,
Seinen Kopf herabgesenkt:

„O verzeihen Sie, — es zittert
Meine Seele, wie ein Blatt,
Das der Frühlingssturm zerknittert
Und in Staub geworfen hat.

„Scheiden wir, o diese Stunde
Wird mir ewig teuer sein,
Bis sie mich im Thalesgrunde
Unbetrauert senken ein.

„Dieses Auge wird als Leuchte
Ueber meinem Haupte stehn,
Wenn des Alters trübe, feuchte
Wolkenschauer drüber gehn.

„Meines Schmerzlieds tiefste Töne
Wird es stärken, wie ein Geist,
Daß ich gottvoll mich versöhne,
Der ich grenzenlos verwaist.

„Scheiden wir“ — und wie gebrochen
Irrt sein Blick zu ihr hinan,
Hörbar seine Pulse pochen,
Und er sieht sie flehend an.

Aber Elsa, tief errötend,
Schaut ihm starr ins Angesicht,
Plötzlich alle Scheue tötend,
Sie mit weichen Lauten spricht:

„„Ich vermag es nicht zu fassen,
Was ich Ihnen sagen soll,
Nur das Eine weiß ich, lassen
Wir den mißverstandnen Groll.““

„„Alles, alles will ich geben,
Alles, alles will ich thun,
O mir scheint, mein ganzes Leben
Soll in Ihren Händen ruhn.““

Es versagen ihre Lippen,
Weil sie weinen, weinen muß,
Und er drückt auf ihre Lippen,
Wie im Traume, Kuß auf Kuß.

Die Werbung.

Draußen an dem Saum der Wiese,
Die begrenzt vom Erlenbach,
Sitzt der Vater der Elise,
Denkt der letzten Tage nach.

Wie verändert ist mein Kind doch,
Ihre Wangen sind verblüht,
Reizbar ist sie, und so lind doch
War von jeher ihr Gemüt.

Hab' ich mich vielleicht vergriffen,
Daß ich sie vom Weisen zwang,
Der ihr doch so frech gepfiffen
Den verlockenden Gesang.

Nicht bin ich ein Feind der Lieder,
Sind sie wirklich wahr und echt,
Aber ganz ist mir zuwider
Dieses lungernde Geschlecht,

Das in Hochmut unergründlich
Niemals weiß, wohin es strebt,
Thatenlos, bequem und sündlich,
Auf der andern Kosten lebt.

Solch ein reiches, schönes Mädchen,
Solch ein lichter Edelstein,
Wäre wohl für das Poetchen
Wie gefunden, — aber nein!

Nein! — nicht reich braucht sie zu küren,
Nur ein wackrer, thät'ger Mann
Soll sie zum Altare führen,
Der sich selbst ernähren kann!

Also denkend sitzt der Vater
An des Baches grünem Rand,
Doch der Weise, furchtsam naht er,
Tief den Schlapphut in der Hand.

„Guten Tag," schon aber stocken
Seine Lippen, — wie noch nie,
Steht er in den Tod erschrocken, —
„„Bitte doch, was wünschen Sie?""

„Guten Tag, ich will es wagen,
Einmal muß es doch ja sein,
Jetzt bei Ihnen anzufragen,
Sagen Sie auch dreimal Nein.

„Alles, alles will ich tragen,
Dieser Erde tiefste Pein,
Blutend mich durchs Leben schlagen,
Bis Elisabeth wird mein.

„Ihre mir geweihte Liebe,
Ihrer Augensterne Glut,
Hält mich, — bis im Weltgetriebe
Gott an uns ein Wunder thut.

„Daß, was ich im Traum der Lieder
Wonnetrunken längst geschaut,
Einst als Wirklichkeit hernieder
Ueber unser Leben thaut."

Aber liebt Sie denn Elise?
„Gestern sprach sie's glühend aus!"
Und der Alte fährt auf diese
Nachricht zornerfüllt heraus:

Wahrlich, hinter meinem Rücken
Waget ihr bei Sturm und Nacht,
Euch an mir vorbei zu drücken,
Nein, das hätt' ich nicht gedacht!

„Es war Zufall, Fügung Gottes,
Will ich sagen, und Er wird,
Sind Sie jetzt auch bösen Spottes,
Zeigen, daß wir nicht geirrt."

Ich bin auch kein blöder Spötter,
Und weiß auch, was Recht und Pflicht,
Doch, mein Herrchen, eure Götter,
Die verehr' ich freilich nicht.

Denn sie heißen Träumen, Schlafen,
Liebelein und Müßiggang,
Und ihr bleibet ihre Sklaven
Euer ganzes Leben lang!

„Eure Götter," ruft der Weise,
Dem das Blut ins Auge rollt,
„Find' ich unter allem Preise,
Kälber sind's aus rotem Gold.

„Tanzt euch satt, es kommen Tage,
Und die Tage sind nicht fern,
Da im wilden Wetterschlage
Ihr erfahrt die Hand des Herrn!

„Grausig wird der Himmel krachen,
Und die Welt in Flammen steht,
Aber durch den Höllenrachen
Wandelt lächelnd der Poet.

„Lebet wohl, was wollt ihr wetten,
Auf, es gilt Elisens Hand,
Einstens will ich euch erretten,
Wenn ihr gänzlich abgebrannt!“

Todesbleich von seinem Sitze
Fährt der Alte, außer sich —
Doch der Weise: „Laß die Hitze,
Bester, ich empfehle mich!“

Und mit graziösem Schwunge
Schwingt er seinen breiten Hut,
Und mit einem kühnen Sprunge
Setzt er durch des Baches Flut.

Abschied.

Alle Lerchen singen in dem Himmel,
Alle Lilien stehen auf dem Feld,
Aus dem Thal mit silbernem Gebimmel
Schwärmerisch der Chor der Glocken gellt.

Und er spricht: „Lebt wohl, ihr Pietisten,
Lammesfromm und vor der Stirn ein Brett,
Und ihr andern, die noch keine Christen
Und noch Feinde sind vom Schweinefett.“

Wieder trägt er seinen braunen Mantel,
Dornenstock und seinen breiten Hut,
Und begierig seinem Lebenswandel
Folgt der Rattenfänger, treu und gut.

Auf dem letzten rauhen Felsensteine
Rastet er sich aus im Morgenrot,

Und verhüllt sein Haupt, damit er weine,
Denn er ist betrübt bis in den Tod.

Dann beginnt er: „Enger Thaleskessel,
Muß hinauf in freie Bergesluft,
Rasch vergessen bei Cyan' und Nessel
Deinen süßlichen Kloakenduft.“

„Mag das Größte hier dein Herz ersinnen,
Niegeahnte Weisen, o Poet,
Doch die Palme wird nur der gewinnen,
Der am höchsten auf dem Geldsack steht!“

Und die Glocken hören auf zu gellen
Tief im Thal, er schickt den Abschiedskuß,
Und der Rattelhund beginnt zu bellen,
Weil man wieder auf die Reise muß.

Die Verhaftung.

Kraftlos und in öder Trauer
Schleicht er auf der Straße fort,
Da begegnet ihm ein blauer
Schutzmann aus dem nächsten Ort.

„Landsmann, wohin geht die Reise,
Euer Bündel drückt nicht schwer?“
Fragt der ganz vergnügt und leise
Und geht forschend nebenher.

„„Ach, wohin, was wird's noch werden,
Und woher, ich weiß es nicht,
Nur im Traum sind wir auf Erden,
Und verlöschen wie ein Licht.““

„Wo Sie hingehn, möcht' ich wissen“ —
„„Bin ein Blatt im Winde nur,
Jäh vom Lebensbaum gerissen,
Wank' ich über Berg und Flur.

„„Und nur dieser Rattenfänger
Mir als Freund zur Seite irrt,““ —
„Das ertrage ich nicht länger,
Hiemit Er verhaftet wird!

„Dieser Hund hat keine Marke,
Und Er selbst nur Handgepäck!“
Fest am Arme führt der Starke
Ihn zum nahen Dorfe weg.

Kinder geben das Geleite,
Nach dem Rathaus geht die Jagd,
Wo sofort der meterbreite
Schultheiß ihn gemütlich fragt:

„Wo ist Er geboren worden?“
„„Thalheim heißt die teure Stadt,
Wo sich jeder einen Orden
Holt, sobald er keinen hat.““

„Wie heißt Er?“ „„Ich heiße Maier,““
„Alt?“ „„Sie sagen dreißig Jahr,““
„Ledig?“ „„Selbst nahm ich den Schleier,
Weil mir keine günstig war.““

„Welch' Gewerbe?“ „„Lyrikaster.““
„Was ist das?“ „„Ein saures Brot!““
„Also Bäcker?“ „„Nein ein Laster,
Das mich treibt in frühen Tod.““

„Hat Er wirklich eine Krankheit,
Er scheint förmlich ungesund,
Prangt mit übergroßer Schlankheit,
Wie sein Scherenschleifershund!“

„„Liebesweh heißt mein Leiden,
Längst gebrochen ist mein Herz,
Möchte Friedenspalmen schneiden,
Um zu pilgern himmelwärts.““

„Glaubt Er gar an Most und Bebel
Und ist sonst ein Atheist?“
„„Nein bei Gott, allein ein Knebel
Tief in meiner Seele ist.

„„Möchte in Erlösungsworte
Gießen, was die Brust mir schwellt,
Und des Paradieses Pforte
Wäre frei für alle Welt!““

„Schutzmann, der ist nicht gefährlich,
Zwar im Kopfe nicht gescheut,
Doch in seiner Dummheit ehrlich,
Wären nur so alle Leut!“

Auf der Hünenburg.

Da liegt die Burg der Hünen,
Wo wieder neu belaubt
Die Buchenwälder grünen
Ums alte Felsenhaupt.

Gemieden ist die Stelle,
Gespenstig ist der Ort,
Nur riesenhafte Wälle
Von Steinen liegen dort.

Verwildert ist die Stätte
Durch Baum- und Dornenwuchs,
Es sucht sich hier sein Bette
Der Marder und der Fuchs.

Vergangen die Gefechte,
Der rauhe Schlachtgesang,
Der durch die Winternächte
Zum Thale niederdrang.

Verschleudert die Geschosse
Aus starker Heldenhand,

Zu Staub verbrannt die Rosse
Im lohen Opferbrand.

Begraben auch die Frauen,
Die mit dem keuschen Blick
Prophetisch konnten schauen
Das kommende Geschick.

Manch runder Hügel stehet
Noch über ihrem Staub,
Geheimes Flüstern gehet
Durchs frische Buchenlaub.

Und hier im hohen Walde,
Im kühlen Höhlenritz,
Hält er als „letzter Skalde"
Verborgen seinen Sitz.

Dort wandelt er alleine
Mit seinem Hund einher
Von Fels- zu Felsensteine,
In Träumen, tief und schwer.

Heut auf dem höchsten Felsen
Steht er im Morgenstrahl,
Die Nebelbilder wälzen
Sich drohend durch das Thal.

Er singt: „Ihr Schriftgelehrten
Und Pharisäerlein,
Die meinem Volk verwehrten
Das Grab im Götterhain!

„Die seine Bundeseichen
Gefällt mit frevlem Schlag,
Euch alle soll erreichen
Der Graun-Vergeltungstag!"

Da muß sein Blick gewahren
Fern überm Thalesrand

Zerstreute Männerscharen
Mit Fahnen in der Hand.

Bedenklich schaut er nieder,
Merkt endlich, was es sei:
„Man wählt zum Reichstag wieder,
Da bin ich auch dabei.“

Die Reichstagswahl.

Blauer Montag — schlechter Magen,
Und die Köpfe dick und seicht,
Ein unsäglich Unbehagen
Alles Menschliche beschleicht.

Durst auch, Durst am frühen Morgen,
Und vertrunken ist das Geld,
Selbst der Freund will nicht mehr borgen
Auf der mangelhaften Welt! —

Gar noch Wahltag ist es heute,
Brennend sticht der Sonnenschein,
Dicht im Staube ziehn die Leute
In das alte Städtchen ein.

Mit des Reiches Fahne wieder
Veteranen, jung und stramm,
Singen hell die deutschen Lieder,
O, das klingt so wonnesam!

Stumm darauf, in vollen Bärten,
Männer der Demokratie —
Schüchtern folgend ihren Fährten,
Tritt der Weise neben sie.

Denn schon springt mit einer Glocke
Auf den Stuhl ihr Kandidat,
Gegen ihn, im schwarzen Rocke,
Steht ein echter Bureaukrat;

Bauern auch mit Lederhosen,
Tief den Dreispitz im Genick,
Zu beschwören heut des großen
Vaterlandes Wehgeschick.

Dreimal läßt die Glocke tönen
Auf dem Stuhl der Demokrat,
Aber dann mit Donnerdröhnen
Streut er aus der Worte Saat:

„O ihr Bauern, noch so teuer
Ward es in dem neuen Reich,
Und die stets erhöhte Steuer
Holt am ersten man bei euch!

„Hans und Frieder fehlt dem Pfluge,
Einsam steht der Ochs am Berg,
Doch getrost, bald aus der Fuge
Geht das heikle Uhrenwerk.

„Sagt, wo sind die Milliarden?
Schaurig gähnt das Defizit,
In des Volkes letzte Schwarten
Machen sie den letzten Schnitt.

„Daß man neu im Golde schwimme,
Nimmt man euch den Tobak auch —
Bismarck ruft's mit Donnerstimme:
Nußlaub auch giebt guten Rauch!“

Vivat hoch, es gärt im Volke,
Vivat hoch, der Demokrat!
Trostlos steht, in finstrer Wolke,
Der Regierungskandidat!

Da gedenkt der Weise: brechen
Muß ich jetzt das Volksgewühl!
„Bitt' ums Wort!“ — So laßt ihn sprechen!
Er beginnt mich Hochgefühl:

„Germania als Kassandra."

„Einsam, wie ein wunder Adler,
Sing' ich meine Klagelieder,
Ohne Lober, ohne Tadler,
Denn mein Wort ist euch zuwider,
Nur der falsche Klang des Goldes
Hat für euch noch etwas Holdes.

Einen Krieg hat man geschlagen,
Wie noch nie die Welt gesehen,
Riesig die Trophäen ragen
Und die deutschen Banner wehen,
Doch nach all' den schweren Siegen
Ist nur das Papier gestiegen.

Kaum die Toten sind begraben,
Und das Reich ist ausgeründet,
Wird geschachert und geschaben
Und gewuchert und gegründet,
Als ob diese große Zeiten
Nur ein Israel befreiten.

Und ihr seht vor euren Thoren
Nicht den Feind voll Racheblicken,
Wie ihm seine Trikoloren
Tausend flinke Hände flicken,
Hütet euch, die Wacht am Rheine
Strahlt im blut'gen Wiederscheine!

Und ihr seht im eignen Lager
Nicht die finstern Schatten schleichen,
Ausgeklüftet, glatt und hager,
Hergesandt aus welschen Reichen,
Um mit ihren Kuttenstricken
Licht und Leben zu ersticken.

Und ihr sehet nicht den Drachen,
Der mit ihnen eng im Bunde,

Mit dem Erdölflammenrachen
Lauert er im Hintergrunde,
Wehe, wenn das Ungeheuer
Uns entreißt des Staates Steuer!

Aber einsam in der Wüste
Sing' ich meine Klagelieder,
Und zerschlage meine Brüste,
Denn mein Wort ist euch zuwider,
Einsam meine Stimme schallet:
Hütet euch, daß ihr nicht fallet!"

Doch sie schreien wutgerüttelt:
Schlagt ihm doch den Schädel ein!
Aepfel, nicht vom Baum geschüttelt,
Fliegen sausend hinterdrein,

Faule Eier auch in Menge;
Breit gedeckt von seinem Hut,
Flüchtet er aus dem Gedränge,
Denn er kennt die Gegend gut.

Rasch aus einem Hinterhause,
Ueber einen Berg von Mist,
Klettert er, und das Gebrause
Immer noch im Wachsen ist.

„Hängt ihn an den höchsten Galgen!"
„„Nein, er ist ein Ehrenmann!"" —
Und ein brüderliches Balgen
Ist der Rede Frucht sodann.

Keuchend einer Römerstraße,
Die seitab zum Walde zielt,
Folgt er, duckend sich im Grase,
Während daß er rückwärts schielt.

Doch sein Hund nur folgt den Spuren,
Und nun kühn wie Hannibal,
Geht er aufrecht durch die Fluren,
Ueberdenkend seinen Fall.

Spricht: „O Schuster, bleib' beim Leisten,
Politik ist nicht dein Fach,
Dichtend magst du etwas leisten,
Redend warst du immer schwach."

Zu dem nahen Waldessaume
Er mit seinem Hunde irrt,
Da vom großen Eichenbaume
Gläserklang entgegenschwirrt:

Männer sind's aus bessern Ständen,
Drüben aus der Nachbarschaft,
Becher haltend in den Händen,
Reden sie mit großer Kraft.

Zweige um das Haupt sie flechten,
Lachen laut in muntrem Chor —
Und er denkt: „Das sind die Rechten!"
Geht, und stellt sich ihnen vor.

Der Geburtstag.

Der Mama Geburtstag heute,
Eingeladen viele Leute,
Schmausen schon am langen Tische,
Sind bereits am zweiten Fische.

Schöne Herrn und junge Damen
Zu dem Wiegenfeste kamen,
Hochehrwürdig unter ihnen
Alte Tanten und Kousinen.

Flammenreiche goldne Lüster
Bändigen des Saales Düster,
Aus den schweren Prunktapeten
Große Oelgemälde treten.

Und zu jeder neuen Speise
Andre Weine, rote, weiße,
Und wie Wein an Wein sich schließt,
Munterer die Rede fließt.

Eingehüllt in Brüßler Kanten,
Die durchfunkelt von Brillanten,
Sitzt Elisabeth beim Mahle,
Wunderschön im Kerzenstrahle.

Ihrer Liebe bange Schmerzen
Drängt sie stark zurück im Herzen,
Denkt, bei Menschen dieser Sorte
Sei die Sehnsucht nicht am Orte.

Rechts von ihr, gebrannten Haares,
Und im Hintergrund viel Bares,
Sitzt ein junger Mann voll Leben —
„Soll uns einen Eidam geben,"

Denkt der Vater, ihr zur Linken,
Seine grauen Aeuglein blinken,
Ganz in Festeslust zerflossen,
Weil er viel des Weins genossen.

Jener spricht zu ihr voll Hulden:
Fräulein, vierzigtausend Gulden
Gilt vom Bauplatz jetzt der Morgen,
O da lebt man ohne Sorgen.

Habe selbst der Morgen sieben,
Und sobald Sie es belieben,
Laß ein Haus ich bauen — Ihnen
Drin mein lebenlang zu dienen.

Elsa drauf nach kurzer Pause:
„Mich verlangt nach einem Hause,
Fensterlos und kühl und klein,
Da wird mir am wohlsten sein."

Er nach längerem Besinnen:
„Klarheit kann ich nicht gewinnen,
Laß das Haus in allen Fällen
Auf die Winterseite stellen.“

Horch die Champusflaschen knallen,
Pfröpfe auf die Tafel fallen,
Und daneben am Klaviere
Regen sich der Hände viere:

Eingeladne Virtuosen,
Die ums Warme grandiosen
Mißbrauch treiben mit Gefühlen,
Rasend in den Tasten wühlen!

Riesenhaftes Applaudieren,
Gläserklang und Toastieren, —
„Else, laß die Noten bringen,
Eine Arie zu singen!“

Ruft der Vater, sie verblaßt,
Doch sie rasch sich wieder faßt,
Und mit elegantem Schritt
Sie zu dem Klaviere tritt.

Und sie spielt, ha, welche Weisen,
Tanzmusik, phantastisch reißen
Ihre Klänge, hell von Scherzen,
Flammend fort der Hörer Herzen.

Brava! brava! voller immer
Wird ihr Anschlag, toller immer
Zuckt und blitzt es durch die Tasten
Hin in fieberhaftem Hasten.

Alles eilt vom Sitz und ohne
Nachzudenken zum Salone,
Von der Töne Wollustwogen
In den Wirbeltanz gezogen.

Elsa lächelt, wie sie draußen
Hört die Tanzeswellen brausen,
Neben ihr im atemlosen
Staunen stehn die Virtuosen.

Und nun rasch mit holden Mienen,
Fortzuspielen, winkt sie ihnen:
„Mit Vergnügen," sagen die,
Und im Nu verschwindet sie.

Geht aufs Zimmer — tief alleine
Sitzt sie dort im Dämmerscheine,
Ohne Trost und ohne Thränen,
Bis sich muß ihr Busen dehnen,

Und in balsamsüßen Bächen
Ihr hervor die Thränen brechen —
Dann vom Tische nimmt sie wieder
Zitternd seine letzten Lieder,

Die, als er die Stadt verlassen,
Bei dem Gärtner er gelassen,
Drin sein ganzes ew'ges Lieben
Er in Flammenschrift geschrieben.

„Hier ist Geist und reines Leben,"
Spricht sie endlich, — „und daneben,
Unter mir am offnen Fenster,
Grinsen greuliche Gespenster.

„Wie sie jauchzen, wie sie johlen,
Und er flieht auf wunden Sohlen,
Seine Kraft im Sturme bricht,
Großer Gott, verlaß ihn nicht.

„Nur an Dir emporgerichtet,
Hat er Lied um Lied gedichtet,
Unser Lieben, unser Leben
Ganz in Deine Hand gegeben."

Horch, da dringen sanfte, schöne,
Wehmut-überhauchte Töne
Vom Salon, und träumend nieder
Sinkt ihr Haupt auf seine Lieder.

Der Traum.

Der Weise ruht mit seinem Hund
Auf einem Hünengrabe,
Ein König sitzt im Hügelrund
Samt aller seiner Habe.

Um seine Stirn ein Diadem,
Aus purem Gold getrieben,
Zur Hand die Waffen, die bequem
Ihm hingelegt die Lieben.

Die Waffen und die Krone sind
Allmählich am Zerbrechen,
Nun geht um seinen Leib so lind
Der Gurt aus Eisenblechen.

Der Weise sinkt in süßen Traum,
Und sieht aus seinem Grabe
Den König steigen hörbar kaum,
Der fragt ihn, was er habe.

„Ich habe nichts und trage nichts,
Als meine eigne Schwere,
Und bade mich im Quell des Lichts
Nach Schopenhauers Lehre.

„Und weil ich ruh' auf deinem Grab,
So will ich deiner Seelen,
Damit sie Unterhaltung hab',
Vom Neuesten erzählen:

„Wir haben in dem letzten Krieg
Das Vaterland gerettet,

Es folgte Schlag auf Schlag der Sieg,
Germania ward entkettet.

„Auch haben wir unendlich Gold,
Unendlich Gold gewonnen,
Doch wie der Bach ins Weltmeer rollt,
Ist unser Gold zerronnen.

„Da haben wir Papier gemacht
Mit großen Wasserzeichen,
Nimm deine goldne Kron' in acht,
Sie werden dich erreichen!"

Der alte Hüne stöhnte tief,
Verkroch sich in den Rasen,
Der Weise aber weiter schlief
Ganz über alle Maßen.

Und wieder taucht ein helles Licht
Empor in seinem Traume,
Ein lieblich Mädchenangesicht
Erscheint am Eschenbaume.

Wie schön ihr die Korallen stehn
Zum weißen Sommerkleide,
So zeigen sich die Bergesfeen
Im Wald und auf der Heide.

Sie tritt zu ihm in holder Scheu
Mit einem Kranz von Rosen,
Und sagt: „Ich blieb dir lieb und treu,
Du darfst mich nicht verstoßen."

Um seine Locken legt sie nun
Den Kranz von roten Rosen,
Läßt lang auf ihm die Augen ruhn,
Die blauen, stillen, großen.

Er zuckt empor, verschwunden ist
Das holde Traumgebilde,
Durch Thränen lächelt der Buddhist
Vor Wehmut und vor Milde.

Ein wundervolles Ahnen geht
Ihm auf im Herzensgrunde:
„Es dachte die Elisabeth
An dich zu dieser Stunde.

„Gieb acht, es wird noch alles gut,
Du mußt empor dich raffen,
Dir kaufen einen andern Hut,
Und wie die andern schaffen.

„Du schriebst ja schon so manches Buch,
Das niemand noch gelesen,
Weil's Poesie — das ist dein Fluch
Von Jugend auf gewesen.

„Geh' auch einmal den Hundetrab,
Die breite Heeresstraße,
Steig' von dem Pegasus herab,
Bequeme dich der Phrase.

„Schreib' übers Kunstgewerbe doch,
Das thust du nicht verstehen,
Beginne diesen Abend noch,
Es wird vortrefflich gehen."

In der Bergstadt.

Durch der Bergstadt enges Thor
Tritt er ein mit raschen Schritten,
Eilend nach dem Münsterchor,
Der sich mächtig hebt inmitten.

Turmlos, weil zu groß gedacht,
Steht der Bau mit seinen Schiffen,
Und in seine kühle Nacht
Tritt der Weise, tief ergriffen.

In den Bogenfenstern glühn
Fromme Bilder, purpurfarben,
In den Kreuzgewölben blühn
Golddurchblitzte Blumengarben.

Aus dem Hintergrund beginnt
Eine Orgel sanft zu tönen,
Und der Weise, wie ein Kind,
Beugt sich vor dem Ewigschönen.

Seiner Heimat süßes Thal
Sieht er dort am blauen Strome,
Hoffend wiederum einmal,
Tritt er aus dem hohen Dome.

Draußen an der Nebenwand
Ein Gerüst und Leitern stehen,
Maurer, Kellen in der Hand,
Eifrig auf und nieder gehen.

Dicke, weiße Farbe quillt
Drunter aus der großen Tonne,
Oben prangt ein Freskobild,
Englein grüßen die Madonne.

Und weil mehrfach das Gewand
Der Gestalten halb verblichen,
Wird von der Gesellen Hand
Jetzt das Ganze zugestrichen.

Er erspäht's — den Kübel um
Stößt er rasch samt Farb' und Kellen,
Vor Erstaunen starr und stumm
Stehen aufrecht die Gesellen.

Aber dann: was geht's Euch an,
Das gehört der Stiftungspflege,
Die hat's in Akkord gethan,
Geld her, oder es giebt Schläge!

Doch der Weise, rasend wild:
„Wer noch einmal mit der Kelle
Rührt an das Marienbild,
Den erschlag' ich auf der Stelle!"

Sausend mit dem Pilgerstab
Holt er aus, — die Maurer brüllen
Wütend vom Gerüst herab —
Volk beginnt den Platz zu füllen.

Niemand weiß was werden soll,
Niemand bändigt mehr die Geister, —
Da zur Rettung wundervoll
Naht der Oberbürgermeister.

Mit dem Haupte, schon schneeweiß,
Teilt er sorgsam das Gedränge,
Ehrerbietig einen Kreis
Bildet rasch um ihn die Menge.

„Dieses hohe Meisterstück
Wollen schnöde sie vertünchen,"
Ruft der Weise, — „kam zum Glück,
Und nun möchten sie mich lynchen."

„Schaut doch, wie das Angesicht
Der Madonna fein gemalet,
Welch ein überirdisch Licht
Aus den langen Wimpern strahlet.

„Rührend ist hier jeder Zug
Der jungfräulichen Gebärde,
Bitten kann ich nicht genug,
Daß das Bild erhalten werde."

Näher tritt mit festem Blick
Unser Oberbürgermeister,
Senkt den Kopf tief ins Genick,
Schweigt und schweigt, — dann endlich preist er

Selbst das Bildnis — „„Ja fürwahr,
Schönheit hat es und Noblesse,
Sah's noch nie, ging Jahr für Jahr
Dran vorüber in die Messe.

„„Stets mit seinem Heil'genschein
Soll es uns am Dome blinken —
Und Sie lad' ich freundlich ein,
Mit mir ein Glas Wein zu trinken!""

Der Krach.

Als der graue Nebel sich verzogen,
Tritt er furchtsam in die Riesenstadt,
Die sich mit gewalt'gem Häuserbogen
Um der Berge Kranz gelagert hat.

Wunderbar aus Gold und Marmelsteinen
Türmt empor Palast sich an Palast,
Alle Menschen hier zu fliegen scheinen,
Aufgeregt in fieberhafter Hast.

Ein Getös, Karrossen an Karrossen,
Und darinnen liegen schön und breit
Damen, von Juwelen übergossen,
Im Gesicht vornehme Müdigkeit.

Jeden Augenblick bekommt von hinten
Der Buddhiste einen leichten Stoß —
„Wär' ich bei den blauen Hyazinthen
Doch geblieben in des Waldes Schoß!"

Murmelt er, und durch die Menschenmenge
Keilt er sich zum Börsenplatze vor,
Aber grausig ist das Volksgedränge,
Fürchterlicher Lärm umtäubt sein Ohr!

Von der Börse langen Marmorstufen
Kommt ein markdurchdringendes Geschrei,
Eines nur versteht man aus den Rufen,
Ein entsetzliches Owaih! Owaih!

Um der Börse hohe Porphyrsäulen
Prallt ein Menschenwirbelstrom herum,
Wölfen gleich, die Aktionäre heulen:
„Schwer geprüft wird doch das Publikum!“

Andre wieder, in den Zeitungsblättern
Bohren sie sich bis zum Hals hinein:
„Alles hin, da steht's mit Riesenlettern,
Ach, es kann, es kann, es kann nicht sein!“

Drüben trägt man eine schwarze Bahre,
Und der Weise fragt zum Nachbar hin:
Herrscht die Cholera hier? „O nein, bewahre,
Da liegt wiederum ein Gründer drin.“

„Ist das Geld verjobbert, geht's ans Henken,
Und dem einen folgt der andre jach,
Junger Mann, es giebt wohl viel zu denken
Der von Gott gesandte große Krach!“

Und der Weise nickt mit offnem Munde, —
„Kracht es hier, so kracht es wohl auch dort,“
Sagt nachdenklich er zu seinem Hunde,
„Komm, wir gehen sogleich wieder fort.“

Am Steinkreuz.

Wetterwolken, fürchterliche Hitze,
Nicht ein Lüftchen durch die Tannen geht,
Mühvoll klimmt er auf des Berges Spitze,
Wo ein halbversunknes Steinkreuz steht.

Welch ein Blick, von Waldgebiet umdichtet,
Liegt der Bodensee im blauen Glanz,

Und dahinter, riesig aufgerichtet,
Ragt in Glut der Hochgebirge Kranz.

Aber todesmüde sinkt er nieder
Auf die Heide neben seinen Hund,
Plötzlich kommen ihm die Thränen wieder
Und er klagt aus tiefstem Herzensgrund:

„Alles, alles, alles fehlgeschlagen,
Keine Rettung auf der ganzen Welt,
Hunger knurrt mir leise schon im Magen,
In der Tasche klirrt mein letztes Geld.

„Wehe mir, an gar so mancher Thüre
Pocht' ich heiß, da ward mir aufgethan,
Daß ich schöne Tröstungen erführe,
Aber niemand nahm sich meiner an.

„Was mir fehlt, das ist im Blut das Eisen,
Geltend mich zu machen, o mein Gott,
Meine Freunde nannten mich den Weisen,
Aber längst bin ich der Buben Spott.

„Das Gefilde prangt voll goldner Aehren
Und verheißt dem Landmann reichstes Glück,
Ich allein, ich kann mich nicht ernähren,
Ew'ger Vater, nimm dein Kind zurück.“ —

Immer schwerer drückt auf ihn der Kummer,
Keine Thräne seine Seele stillt,
Da versinkt sein Haupt in jähen Schlummer,
Einen Schlummer, tief und todesmild.

Und die Vöglein singen auf der Heide:
Lebensmüder Pilger, gute Nacht,
Deiner wartet eine große Freude,
Eine Freude, wie du nie gedacht.

Heimkehr.

Freudig in das grüne Thal
Strebt er heim im Morgenstrahl,
Wie die Stadt so prächtig liegt
Und sich an die Berge schmiegt.

Wälder glühen in der Rund,
Jubelnd bellt der Rattelhund, —
Mit den Türmen, stolz und hehr,
Steigt sie aus dem Nebelmeer.

Doch er schweigt vor Freuden still,
Denn er hat jetzt was er will,
In der Tasche einen Brief,
Der zum Lehrer ihn berief

Auf die Universität —
Weit gebracht hat's der Poet,
Weiter als er je gedacht
Und die andern ausgemacht.

Durch die Straßen voller Hast
Strebt er nach dem Steinpalast,
Den der Vater seiner Braut
Von den Aktien erbaut;

Grüßt ihn laut von ferne schon,
Aber leer steht der Balkon,
Oede steht ihr Fenster auch,
Das sonst linder Blumenhauch

Ueberschwoll, wo frisch und flink
Sang ihr lieber Distelfink,
Ach, der ganze Stock ist leer,
Und sein Herz wird centnerschwer.

Aber sieh, ein heller Troß
Drängt sich in das Erdgeschoß,
Drinnen herrscht ein wüster Schall,
Stampfen wie in einem Stall.

Tief erregt das Angesicht,
Er sich Bahn zur Halle bricht,
Sagt, was wird denn da gemacht?
„Nun sie sind jetzt auch verkracht!

„Wohnen jetzt im Hinterhaus,
Mit der Herrlichkeit ist's aus,
Heut noch währt die Auktion,
War die halbe Woche schon."

Bis zur Decke Kist' an Kist'
Drohend aufgestapelt ist,
Alter Tage Glück und Glanz,
Staubig und entwertet ganz.

Einer schwingt den Hammer schwer,
Und das Publikum umher
Paßte nicht in den Salon,
Maste Weiber, plumper Hohn!

Unsrem Weisen wird es heiß,
Er sich kaum zu halten weiß —
„Hier ein Fink im Käfig noch,
Der pfeift auf dem letzten Loch!"

Eine Frau, bedenklich stark,
Ruft: „ich gebe sieben Mark,"
Daß es ihm das Herz zerreißt,
„Zwanzig Mark!" und klirrend schmeißt

Er das Goldstück auf den Tisch,
Nimmt den Vogelkäfig frisch,
Und verschwindet aus dem Thor —
Das kommt ihnen närrisch vor.

Die Botschaft.

Auf dem Dache sich die Kätzchen sonnen,
An dem Fenster sitzt Elisabeth,
Leis im engen Hofe rauscht der Bronnen,
Der beim alten Fliederbaume steht.

Windenblumen blühen um die Scheiben,
Niedre Fenster, aber nett und blank,
Und das Mädchen sieht die Wolken treiben
An dem Himmel, ist vor Schmerzen krank.

„Keine Nachricht, keine, nicht verlassen
Hat er mich — und darum ist er tot,
Gar so wüst=unsicher sind die Straßen,
Jeden Tag ein neues Schrecknis droht.“

Und sie drückt das Antlitz in die Hände,
Und ein heißer Strom von Thränen bricht
Ihr vom Auge schwer, als ob sie fände
Nimmermehr aus dieser Nacht ein Licht.

Horch, da singt mit wunderlichem Locken
Vor dem Fenster ihr ein Vögelein,
Aus den Thränen blickt sie süß erschrocken,
Und ihr kleiner Liebling fliegt herein.

Und sie streichelt seine bunte Schwinge,
Kosend wendet sich das kluge Tier,
Um das Hälschen trägt es eine Schlinge,
Drin ein schmales Ringlein von Papier.

Auf dem Ringlein steht umher geschrieben:
„Elsabeth, wir sind unsäglich reich,
Nicht umsonst war unser treues Lieben,
Diesem Vogel folgt ein andrer gleich.“

In der Laube.

Was wedelt denn der Rattelhund
So munter mit den Ohren,
Sie sitzen Hand in Hand jetzund,
Er küßt sie auf den Rosenmund,
Ins Paradies verloren.

Sie blickt ihn an voll Zärtlichkeit
Und unnennbarer Wonne,
Nach jahrelangem Herzeleid —
So bricht aus trübem Wolkenkleid
Der Strahl der Maiensonne.

Weich über ihrem Haupte schlingt
Sich eine Rebenlaube,
Der treue Fink im Käfig singt,
Und über ihre Seelen dringt
Ein lichter Gottesglaube.

„Was hab' ich doch, mein liebes Kind,
Dir alles zu erzählen,
Du weißt ja, wie die Dichter sind,
Und daß sie werden doppelt blind,
Beim Wunsch, sich zu vermählen.

„So warf ich jüngst aus Liebesweh,
Im Kreise der Doktoren,
Der Dame neben den Kaffee
Auf ihre Robe, weiß wie Schnee, —
Da war das Spiel verloren.

„Nun bin ich selbst ein Doktor gar,
Ich kann es kaum begreifen,
Und weiß nun selbst was ewig wahr,
Und muß in der gelehrten Schar
Mich auf mein Wissen steifen.

„Und nie versagt mir dieser Hort,
Denn in den meisten Fällen
Schleppt sich ein mißverstandnes Wort,
Stets wieder abgeschrieben, fort,
— Wir nennen das die Quellen."



IX.

Stimmen aus der Wüste.

1886.

Den Tieren sing' ich in des Waldes Wüste,
Der Sturmwind nur will meine Stimme hören,
Die drohend anschwillt um die alten Föhren,
Und um die moosbedeckten Felsenbrüste.

Hinab, hinab bis an des Meeres Küste,
Muß ich euch aus dem Sündenschlummer stören,
Die tiefste Seele meinem Volk empören,
Daß es zu neuem Geisterkampf sich rüste.

Der Vogel und der Fuchs hat seine Wohnung,
Ich aber bin verfehmt, und ohne Schonung
Werf' ich mein Wort auf das vor Hochmut kranke

Geschlecht; — bald wird mein Leib in's Grab sich legen,
Doch aus dem Grabe sonnenlicht-entgegen
Hebt sich als Siegesadler mein Gedanke.

Wirf an die Wand!

Wirf an die Wand die schwarzen Tintenfässer,
Wie Luther that, als er den Teufel sah,
Schon ist der holde Frühling wieder da,
Das Eis verging im dampfenden Gewässer.

Was willst du als ein wahrer Eisenfresser
Endlos in Kampf dich stürzen fern und nah,
Die Welt treibt immer doch Allotria,
Du machst dir schlecht, das übrige nicht besser.

Komm, laß uns, rote Rosen in dem Haar,
Zum Dorf hinaus zur grünen Linde schreiten,
Gedenkend an vergangne große Zeiten,

Da schon an sich das Schöne heilig war, —
Und so von geistvertiefter Freude klar,
Durchs ganze Weltall unsern Blick sich weiten.

In jäher Not.

In jäher Not laß ich mein Volk zurück,
Dem böse Schlangen an dem Herzen nagen,
Von dessen riesenhaftem Siegeswagen
Klanglos herunterbröckelt Stück für Stück.

Und ob wir auch durch Gräben und Gebück
Die jungen Leiber in den Feind getragen
Und Schlachten wie noch nie ein Volk geschlagen,
Den Deutschen blüht hienieden doch kein Glück.

Die Zwietracht frißt uns, die der Pfaffe säte,
Seit er des Vaterlandes Grund betrat
Und in sein groß-goldblumiges Ornat

Das Kreuz als ein Symbol des Friedens nähte;
Was aber soll noch aus der Menschheit werden,
Wenn der Germanen Stern erlischt auf Erden!

Europa.

Europa, du bist alt und kindisch fast
An deinem Witz und Aberwitz geworden,
Dich hetzt dein Bücherskorpionen-Orden
Entgöttlicht fort in ahnungsloser Hast.

Ja, du bist alt und blöd und kindisch fast,
Erst müssen wieder Völkerwandrungshorden
Mit Städtebränden und mit Massenmorden
Dir helfen von des Wissens Ueberlast.

Wenn Abgrund über Abgrund aufgewühlt,
Im Wirbelsturme rasend fortgespült
Fabriken, Schulen, Kirchen und Kanzleien,

Mit Schutt bedeckt der alte, kranke Grund,
Mag aus den Trümmern wieder kerngesund
In Gottesfurcht ein frischer Geist gedeihen.

Nach Süden.

Nach Süden komm, mit Wein umlaubt die Becher,
Am Pinienstamm, beim Lied der Nachtigallen,
Indes vom Baum die jungen Blüten fallen,
Da säßen wir, zwei herzvergnügte Zecher;

Und wären nicht mehr blutbespritzte Schächer,
Die sie ans Kreuz zur Linken Christi schnallen,
Wir blickten froh durch offne Lorbeerhallen
In heitrer Tempel sonnige Gemächer.

So tränken wir, und, Freund, mit jedem Zug
Versänken wir in süßre Melodieen,
Den Göttern gleichend, in uns selbst genug

Erfüllt vom Urquell aller Poesieen,
Und ließen über uns im Wanderflug
Des Nordlands Gänse mit Geschnatter fliehen.

Hinüber.

Es ist ein schlechter Spaß, im Weltenraum,
Dem uferlosen, hin und her zu fahren,
Umfunkelt von unzähl'gen Sternenscharen,
Und träumen einen rätselhaften Traum.

Und wenn wir nun auf dieser Erde kaum
Nach tausenderlei Sorgen und Gefahren
Ein wenig leidlich eingerichtet waren,
Winkt uns zur Weiterfahrt der Totenbaum.

Doch festen Schritts will ich den schwanken Nachen,
Der mich hinweg vom sichren Strande führt,
Betreten, ob auch seine Planken krachen,

Ein wüster Wind die schwarzen Segel rührt, —
Oft ist es mir, als ob mich Stimmen laden
Hinüber zu glückseligen Gestaden.

Das stille Thal.

Das stille Thal möcht' ich noch einmal sehn,
Das sich herabzieht an Firenze's Mauern,
Drin schön erhaben die Cypressen trauern,
Oelbäume sich aus kargem Felsgrund drehn.

In Deutschland war mir schweres Leid geschehn,
Gerüttelt war ich schon von Fieberschauern
Und glaubte nicht das Jahr zu überdauern,
Da fühlt' ich deinen Odem mich durchwehn.

Ihr sanften süßen Lüfte von Florenz,
Die jene großen Menschen einst umfächelt
Und ihnen einen ew'gen Geisteslenz

Für dieses rauhe Dasein zugelächelt —
Ihr himmlischen, o weht noch einmal wieder,
Als letztes Glück, um meine müden Glieder.

Monte cavo.

Mich weht ein Frühling an aus fernen Tagen,
Als ich empor das Felsgebirge ritt,
Narcissen blüten uns bei jedem Schritt,
Die Eichen hatten eben ausgeschlagen.

Tief unter uns Italiens Thäler lagen,
Um welche noch ein leichter Nebel glitt,
Und aus den Schluchten, die der Weg durchschnitt,
Erscholl der Nachtigall verliebtes Klagen.

Und oben von der Heide, die so hehr
Im Trümmerschutt sich an die Felsen lehnte,
Sah'n wir hinunter auf das blaue Meer,

Das sich aus tausend Buchten endlos dehnte,
Und himmelhoch stand auf der andern Seite
Der Apennin, der tief herab verschneite.

Traum.

Italien sah ich heute nacht im Traum:
Es war so schön, der Epheu überrankte
Die Bergwaldthäler riesenhaft und schwankte
Im Windeshauch empor von Baum zu Baum.

Wir standen hoch an eines Hügels Saum
Und sah'n hinab und unser Auge dankte
Für all' die Schönheit, die uns die erkrankte
Zerriss'ne Seele hob wie Wellenschaum.

Des Leibes bleischwer lastendes Gewicht
Schien wunderbar von uns hinweggenommen,
Wir schritten fort, durchstrahlt von inn'rem Licht,

Von unnennbarer Seligkeit durchglommen, —
So wird es werden, wenn beim Weltgericht
Wir still hervor aus unsern Gräbern kommen.

Adolf Gnauth.

(† 19. November 1884 als Oberbaurat in Nürnberg.)

Als wir dereinst im Villa d'Este-Hain
Verzaubert gingen und die Maße nahmen,
Und Nachtigallen hergeflogen kamen,
Aufjauchzend bei des Abends Dämmerschein,

Da floß das Leben uns wie Götterwein,
Der licht verströmt aus güldnen Bechers Rahmen,
Anstatt in leerem Wissenswust zu kramen,
Sah'n wir der Schönheit in das Herz hinein.

Da rauschten nicht die riesigen Cypressen
Ob unserm Haupt: bald ist der Lauf durchmessen,
Im kalten Norden ist ein Grab bereit! —

Nun steh' ich still auf deinem Blumenhügel,
Doch in den Lüften rauscht's wie Adlerflügel:
Dein Freund erstritt sich die Unsterblichkeit.

Heimweh.

Nach dem Thal der Heimat möcht' ich fliegen,
Wo die weißen Frühlingsblumen blühn,
Trauerweiden jetzt ihr erstes Grün
In den Murmelbach herunterbiegen.

Ausgezogen, wie zu großen Siegen,
Ausgezogen bin ich stolz und kühn,
Aber meine Kraft ist im Verglühn,
Schwächte sich in tausend kleinen Kriegen.

Viele Meilen ist es noch von hier,
Mächtig ruht der Föhrenwald dazwischen,
Draus hervor die grauen Schlangen zischen,

Und mein Herz verlodert vor Begier, —
Sonne neigt sich schon zum Untergange,
Und die Nacht, die kommen wird, ist lange.

Stuttgart.

O milde Freude, denn der Frühling naht,
Die Wolkenbilder durch das Blaue dringen,
Vom Dach herunter schon die Vöglein singen,
Zum Walde lockt der schmale Wiesenpfad.

Wie oft ich schon die stillen Wege trat,
Wo meine Seele sich mit Adlerschwingen
Glückselig aufschwang zu den höchsten Dingen
Und dort sich nimmer ein Genüge that.

O meiner Heimat grünes Weingelände,
Nur schöner jedes Jahr erscheinst du mir,
Und mahnest mich, bin ich entfernt von dir,

Daß ich daheim nur meinen Frieden fände,
Wo ich, von unnenbarer Lieb' umgeben,
Erwacht in dieses ruhelose Leben.

Hohen-Neifen.

Die Dohlen schreien, Wetterwolken häufen
Sich um den Berg, als wie zum Kampf geballt,
Der Donner rollt, es wogt der Buchenwald,
Der schwarz umhüllt die Feste Hohen-Neifen.

Die riesenhaften runden Türme greifen
Hinunter in den tiefsten Felsenspalt,
Und um ihr dachlos Haupt unheimlich kalt
Ihr spöttisch Lied die Hagelstürme pfeifen.

Einst war es anders, vor der hohen Feste
War Volksgewühl und Andrang fremder Gäste,
Erging sich jung und alt in Maienlust;

Mit Rosen überdeckt war jede Zinne,
Und schmelzend süß erklang von Lenz und Minne
Gottfrieds von Neifen frohe Liederbrust.

Ahnung.

Schon wieder will der Frühling in das Land,
Der Abendhimmel ist so weit, so fern,
Und aus der Dämmrung blitzt der Abendstern
Ganz wundervoll als grüner Diamant.

Feuchtrötlich vor der schwarzen Wolkenwand
Hebt sich des Waldgebirges Felsenkern, —
Ich habe solche Dämmerung so gern —
Und nahm noch spät den Wanderstab zur Hand.

Im Winter war ich traurig bis zum Tod,
Nun blick' ich wieder auf ins Abendrot,
Es weh'n um mich, wie Paradiesesdüfte,

Des lauen Südwinds wonnig-weiche Lüfte, —
O Menschenherz, vom Elend wund gerieben,
Des Himmels Ahnung ist dir doch geblieben.

Ostern.

Erst seit ich trug so schweres Erdenleid,
Empfind' ich ganz des Frühlings Pracht hienieden,
Ahn' ich in ihm des Himmelreiches Frieden,
Ein Wandersmann im rauhen Pilgerkleid.

Ihr Oelbaum-Thäler, riesenhaft und breit,
Umzackt von grüner Berge Pyramiden,
Und aus der Ferne, durch das Meer geschieden,
Glänzt neuer Länder neue Herrlichkeit.

In meine Seele drang ein Osterhauch,
Ich weiß es nicht, von wannen er gekommen,
Und heute ist an Busch und Baum und Strauch

Des Lenzes Blütenparadies erglommen, —
In meine Seele, die zu Grabe sinkt,
Drang eine Liebe, die den Tod bezwingt.

Am Bache.

Am Bach der Heimat saß ich heut im Traum,
Das Haupt gelehnt am warmen Wiesenraine,
Und silberhell im klaren Sonnenscheine,
So weit ich schaute, blühte Baum an Baum.

Das kleine Bächlein rauschte hörbar kaum
Herunter über blanke Felsensteine,
Und über all' die Hügel kam die feine
Balsamische Lenzluft von der Berge Saum.

Wie lang ich hier gesessen, weiß ich nicht,
Die ganze Gegend war voll Duft und Licht,
Die Vögel flogen jubelnd zu mir her

Und wußten nichts von Menschenscheue mehr —
Es war so still und friedlich weit und breit,
Mir war, ich sei schon in der Ewigkeit.

Sonnenwende.

Im purpurroten wilden Prachtgewühl
Auflodern alle Rosen auf der Heide,
Doch aus der Wolken schwarzem Eingeweide,
Das dort sich herschiebt hinterm Tannenbühl,

Die Donner rollen; banges Vorgefühl
Vom jähen Abbruch höchster Lebensfreude,
Daß wiederum der schöne Frühling scheide,
Durchbebt die Erde, und die Luft ist schwül.

Die Vögel schweigen. — War es gestern kaum,
Daß mich am Bach umweht die Kirschenblüte,
Daß von des Buchwalds frischergrüntem Saum

Der Maienthau zu mir heruntersprühte?
Auf Zauberflügeln jagt die Zeit dahin —
Wie kommt's, daß ich noch immer fröhlich bin?

Der Lindenbaum.

D Lindenbaum, dir muß den Preis ich geben
Vor allen Bäumen, hundertjähr'ge Kraft
Hält dir erhoben deinen schlanken Schaft
Und läßt dein Astwerk auseinanderstreben.

Um deinen Kranz die muntern Bienen schweben
Und saugen gierig deinen Honigsaft,
Denn wenn des Frühlings Blumen längst erschlafft,
Beginnst du erst dein reiches Blütenleben,

Durchduftest süß die Heide in der Glut
Der Julisonne, während rings die Matten
Vor Dürre knistern, und behaglich ruht

Der müde Wanderer in deinem Schatten, —
In Schlaf gesenkt von deinem Honigseim,
Fliegt er im Traum zu seinen Lieben heim.

Frühherbst.

Wie lieb' ich dich, du Frühherbstsonnenlicht,
Mit deinen milden golddurchwirkten Farben,
Ob auch des Sommers reiche Blüten starben,
Leer steht die stille Heide doch noch nicht.

Um ihre sandig kahlen Hügel flicht
Die Gentiane blaue Blumengarben,
Und prächtig strahlt aus braunen Riedgrasnarben
Der Silberdistel Sonnenangesicht.

Ein Herz, das schon Unsägliches gelitten,
Ihm ist der Herbst allein die rechte Zeit,
Die Sicheln ruh'n, die Halme sind geschnitten,

Der Himmel liegt so wolkenlos und weit —
Nach all der Arbeit, all dem Kampf hienieden
Verströmt von oben her ein Gottesfrieden.

Vorbei.

Um meine Hütte braust mit wildem Fegen
Der kühle Sturm und wirft die Blütenpracht
Des heißen Sommers in die Sternennacht
Und schlägt mir an das Fenster seinen Regen.

Aufzuckt die Luft, als wie von Donnerschlägen,
Im nahen Wald der höchste Wipfel kracht,
Als rase wieder in die Geisterschlacht
Der alte Wode auf verruf'nen Wegen.

Ich aber sah nicht, wie die Rose blühte
In diesem Jahr, aus meinem Auge sprühte
Der bitt'ren Thränen nie gestillter Strom, —

Nun deckt mit Wolken sich der Himmelsdom,
Der Herbst ist kommen und der Winter naht,
Und dürres Laub umwirbelt meinen Pfad.

Abschied.

Die Blumen sterben und die Stürme brausen,
Der Sonne Glanz erlischt am Himmelszelt,
Die Wolken gehen dicht, vom Nord geschwellt,
Vom Wald herab die gelben Blätter sausen.

Ich seh' es wieder mit geheimem Grausen:
In wenig Tagen wintert ein die Welt,
Schon liegt so still und dämmerig das Feld,
Wo noch die letzten Wandervögel hausen.

Dann bin ich wieder auf der Heideflur
So ganz allein im Schweigen der Natur,
Ich sehe nur das starrende Gestein,

Und endlos grau hüllt mich der Nebel ein,
Und wieder sehnt sich, voll erhab'ner Ruh,
Mein Herz dem unbekannten Gotte zu.

November.

November ist es wieder, wie ein Traum,
Ist Blatt um Blatt im weiten Wald gefallen,
Geflohen sind des Lenzes Nachtigallen,
Und kahl und ernsthaft wölbt sich Baum an Baum.

Schwarz ist die Luft, von meines Daches Saum
Kommt traulich süß des Regens leises Schallen,
Und weit, weit hinter den entlaubten Hallen
Färbt noch ein mattes Licht den Himmelsraum.

So früh am Tag und schon des Abends Ruh,
Und auch mein Leben rinnt dem Tode zu,
Die Sonne ist der Sternenpracht gewichen, —

Still ist mein Herz, das auf dem langen Gang
Unendlich Lieb' und Leid hinunterschlang,
Bis auch die letzten Schatten ausgeglichen.

Erfroren.

Es war ein Vöglein frisch und wohlgemut,
Und war so schön in seinem bunten Kleide,
Nun sitzt es einsam draußen auf der Heide
Umwettert von des Schneegestöbers Wut.

Doch immer noch mit leiser Liebesglut
Will es versöhnen sich in seinem Leide,
Und rings umher im eisigen Geschmeide
Urkalt und still die Winterlandschaft ruht.

Ihm blieb ein Keim des Frühlings in der Brust,
Kaum hört es wie des Nordens Stürme tosen,
Bis in die Nacht fort singt's voll Maienlust

Vom Heimatthal und seinen ersten Rosen.
Den andern Morgen finden es die Raben
Im tiefen Schnee gestorben und begraben.

Allein.

Vom Neid benagt und dem gemeinen Hassen,
Vom Strom des Lebens traurig angequarkt,
Geh' ich allein durch den empörten Markt
Und singe laut mein Lied in taube Massen.

Sie hören's nicht, sie könnten's auch nicht fassen,
An einem andern Licht bin ich erstarkt,
Und habe nie mit meiner Glut gekargt,
Von Gott begnadet und der Welt verlassen.

Oft wird es mir, als bräche mir das Herz
Ob all dem Treiben, diesem sinnesleeren,
Dann aber steigt mir aus dem Höllenschmerz

Ein heilig Lied, mich selber zu verklären,
Und ich vermag in des Gesanges Fluten
Von allem Leid mich friedlich auszubluten.

An das Herz.

Was willst du zagen, wunderbares Herz,
Noch keine Kraft hat deine Kraft bezwungen,
Und immer wieder hat dein Lied geklungen,
Wie sturmbewegt der Glocke stolzes Erz.

Wohl ist der Grundton deines Lieds der Schmerz,
Doch durch der Erde tiefste Dämmerungen
Hast du zum Frieden dich hindurchgerungen
Und blickst nun freudig hoffend himmelwärts.

Halt aus, daß dir das Leben nicht die Glut,
Die reine Glut von deiner Liebe töte,
Von deiner Liebe, welche nimmer ruht

Im Kampf und Schmachten nach der Morgenröte
Des ewigen Geist's, von dem ein blasser Funken
Auch auf mein irdisch Angesicht gesunken.

Zu frühe.

Ach, viel zu früh schon hat mein Herz gelitten,
Drum bin ich müde, müde bis zum Tod,
Und steht mein Leben schon im Abendrot,
Eh' ich das Mannesalter überschritten.

Doch jeder Schmerz, der mir ins Herz geschnitten,
Hat mir solang das Innerste durchloht,
Bis er, befreit von aller Erdennot,
Zum Klang des Liedes sich emporgestritten.

Was außen ich nicht fand, die Harmonie,
In meiner eignen Brust erschuf ich sie,
Und konnte noch von jedem Leid gesunden, —

So hab' ich längst das Leben überwunden,
Und gehe hin im Frieden und befehle
In Gottes Hand die reingestimmte Seele.

Um Mitternacht.

Im Traume sah ich meine Kindheit wieder,
Die alten Stätten, hehr und wunderbar,
Woselbst ich unaussprechlich glücklich war —
Und selig tropften mir die Thränen nieder.

Im Hof am Brunnen blühte schon der Flieder,
So traulich eng der Dächer braune Schar,
Ringsum die Rebenberge sonnenklar,
Noch klein die Stadt, von Grün umhegt und bieder.

Ich wach' empor, — es ist um Mitternacht —
O Gott, was hab' ich nun dafür zu geben,
Ein kampf- und müh- und sorgenvolles Leben,

Das elend ist in aller seiner Pracht —
Und fern da draußen bei den Kirchhoflinden
Sind die mich liebten alle schon zu finden.

Im Sturme.

Ich höre dich in Donnersturmeswehen,
Erhabner Gott, — die stärkste Eiche bricht,
Ich falle nieder auf mein Angesicht,
Im Staube deine Allmacht anzuflehen.

Ich werde wie ein dürres Blatt verwehen,
Du aber wandelst ewiglich im Licht,
Kennst das Entstehen und Vergehen nicht,
Kannst aus der Hand Millionen Welten säen.

Zertritt mich nicht, schon in der Kindeszeit
Verehrt' ich dich mit grenzenlosem Grauen,
Mein ganzes Leben hab' ich dir geweiht,

Du ließest mich auf Erden Hütten bauen, —
Zertritt mich nicht, ich bin vor dir ein Nichts
Und zittre vor der Wage des Gerichts.

Im Walde.

Im Walde geh' ich traurig und verschneit,
Im Nebelgrau, des Schneees Riesenlast
Zerdrückt die müdgewordnen Bäume fast,
Vom Dorf herauf kommt abendlich Geläut.

Ich denke an die schöne Rosenzeit,
Voll seliger Blüte neigt sich jeder Ast
Und scheitelrecht verströmt der Sonne Glast
Vom Himmelsdome, der so hoch und weit.

Darf ich es wiedersehen? o mein Leben
Stürzt immer unaufhaltsamer dahin,
Bald über meinem Grab die Wolken ziehn, —

Doch meine Seele wird gerettet schweben
Mit jener Seele in das Morgenrot,
Die mich geliebt, geliebt bis in den Tod.

Führung.

Erhabner Gott, auf meinen dunklen Wegen,
Erhabner Gott, du bliebst mir immerdar
Und führtest meine Seele wunderbar
Durch Nacht und Grauen deinem Licht entgegen.

Ich brauche keinen Finger zu bewegen,
Mir, der ich immer ohne Waffen war,
Mir krümmten meine Feinde nicht ein Haar,
Noch alle sind sie deinem Blitz erlegen.

Gerade wenn die allertiefste Schmach,
Wenn alles Elend auf mein Haupt sich häufte,
Daß mir das arme Herz im Jammer brach,

Gerade dann der reichste Segen träufte
Von dir auf mich, und aus des Lebens Traum
Verlor ich mich im ewigen Sternenraum.

Rückblick.

Ich rechne ab mit einem reichen Leben,
Der Liebe Glück, der Freundschaft sanftes Licht,
Der schöne Hang zu Baukunst und Gedicht
Ward mir auf diese Erde mitgegeben.

Mit meinem Volke durft' ich vorwärts streben,
Bis es geglüht voll Siegeszuversicht,
Und wie nun mählich meine Kraft zerbricht,
Mir auch die letzten Wolken sacht verschweben.

Weitoffenen und klaren Blickes ruhte
Mein Auge auf dem bunten Schein der Welt,
Nie hat des Menschenwitzes Wortgetute

Die Stimme meines Innern übergellt,
Die stille Ahnung eines höchsten Wesens
Gab mir den Keim unsterblichen Genesens.

Abschied.

Ich seh' sie niederfallen Blatt für Blatt,
Die teuren Leben, die mich aufgerichtet,
Die mir das Herz durchfeuert und durchlichtet,
Daß es so lange widerstanden hat.

Nun such' ich selbst die letzte Lagerstatt,
Nachdem genug gerungen und gedichtet,
Aus Schutt und Staub das Gold herausgesichtet, —
Des Ruhmes müde und der Arbeit satt.

Und wieder blüht der alte Lindenbaum
Am Kirchhofthor und wirft die Honigblüten
Aufs graue Haupt dem Erdenstürmemüden,

Den es verlangt nach neuem Werdetraum,
Dem aus des Lebens irrem Kampf und Lieben
Ein Schimmer ewiger Seligkeit geblieben.

Mein Lied.

Den Sehnsuchtsdrang, den mir ein Gott gegeben,
Hab' ich ins Lied, als wie in Erz gegraben,
Sie mögen meinen müden Leib begraben,
Mein Dichterwort wird ruhig weiterleben.

Und köstlich, wie der firne Saft der Reben,
Wird es die künftigen Geschlechter laben,
Denn über dieses Erdenland erhaben,
Bis an das Licht der Sterne ging mein Streben.

Es war doch immer nur der eine Drang,
Der mich zum Lied fast wider Willen zwang,
Der Drang, das Rätsel dieser Welt zu lösen

Und Himmelshoffnung in die Brust zu flößen,
Und dieser Drang, der alles Sein durchschauert,
Macht, daß mein Lied mein Leben überdauert.

Millionen.

Millionen seh' ich auf Millionen häufen,
Die Sklavenbande immer fester schnüren,
Des Volkes Wohlstand ins Verderben führen
Mit schwindelhaften Käufen und Verkäufen.

Bangt euch denn nicht vor nahen Schicksalsläufen,
Wenn sie den Riesenflammenholzstoß schüren,
Wenn aus den aufgebrochenen Geschwüren
Pestartig Blut- und Eiterströme träufen.

Ihr aber frevelt fort in blinder Wut,
Ihr aber schaut nur nach dem goldnen Kalbe,
Ihr aber meint, es werde alles gut

Durch kleine Mittel, augenblicklich halbe,
Man könne bannen diese Drachenbrut
Mit Armen-Sport und priesterlicher Salbe.

Geduld.

Nur nicht im Zorne wolle sie bekämpfen,
Mit holdem Lyraspiel, beim Becher Weins,
Im Silberblick des Maiensonnenscheins,
Laß uns die Flut der Nebelbilder dämpfen.

Ob auch die Menschheit längst in Sterbekrämpfen,
Das ist für uns ja nur das Reich des Scheins,
Wir dringen fort nach dem was ewig Eins
Und ewig heiter ist in allen Kämpfen.

Nicht mit dem Schwerte wolle sie bezwingen,
Doch wenn die Saiten deiner Leier klingen,
So tanzen sie bacchantisch um dich her.

Den Orpheus schon umtanzten wilde Schlangen,
Doch alle diese sind davongegangen —
Nun tanzen Hirsch und Wolf, und Stier und Bär.

Ausblick.

Ich sehe schaudernd, über Blut und Leichen
Geht meines Volkes Weg ins bessre Licht,
Ihm ist verhängt noch manches Strafgericht
Von Hungersnot, von Kriegen und von Seuchen.

Dann aber werden alle Schatten weichen,
Und eines neuen Glaubens Sonne bricht
Durch manches gottverklärte Angesicht,
Es kommt ein Geistesfrühling ohnegleichen.

Dann schüttert auch durch meine armen Knochen,
Dann längst in Staub vermodert und zerbrochen,
Des neuen Lebens Auferstehungshauch.

Mein Volk erinnert sich uralter Lieder,
Uralt vergessener — es blühet wieder
Auf meinem Grab der wilde Rosenstrauch.

Einst kommt ein Tag.

Einst kommt ein Tag — o höret auf den Weisen, —
Da ist der Himmel voll von Feuersglut —
Da ist die Erde voll von Haß und Blut,
Dem Goldzeitalter folgt die Zeit von Eisen. —

Da wird das Bettlervolk auf Purpur speisen —
Verbrecher gehen im hohen Fürstenhut,
Und frevelhaft, mit blindempörter Wut,
Wird man die Kreuze aus dem Boden reißen.

Ich sehe schon die fürchterlichen Zeichen,
Doch eher will ich einen Stein erweichen,
Als wecken euch mit meinen Tubastößen, —

Wenn so der Erdenkreis in Blut gebadet,
Erscheint der Held, von seinem Gott begnadet, —
Selbst Luther nicht kann ihm die Riemen lösen.

X.

Der neue Merlin.

Ein Lied aus dem nächsten Jahrhundert.

1888.

Den Heldenmännern, die aus Schmach und Nöten
Mein Volk befreiten, weih' ich dieses Buch, —
Die es vollbracht, nach hundertjährigem Fluch
Die deutsche Treue wieder neu zu löten.

Unselig Volk, warum dich selbst zu töten,
Machst du doch immer wieder den Versuch,
Und immer wieder aus dem Leichentuch
Hebst du das Haupt zu neuen Morgenröten?

Unselig Volk, so klein und doch so groß,
Von allen doch das herrlichste auf Erden,
Der Menschheit Zukunft ruht in deinem Schoß,

Laß meine Hoffnung nicht zu Schanden werden —
Auch dieses Lied, voll Schatten und voll Licht,
Zeigt dir dein geistig Doppelangesicht.

Im Walde.

Nicht zurück in alte Zeit
Führ' ich euch, nein kühn vorauswärts,
Mit der Dichtkunst Seherauge
Schauend in das Künftige
Meines Volks, — und nicht aus Ruhmsucht,
Nur aus eigner Angst und Liebe
Spann ich's aus dem Hirn in Fäden,
Die wie Sommerfäden glänzen
Silbern über leerem Blachfeld,
In dem letzten Sonnenschein,
Eh' der wilde Sturm die letzte
Thau-benetzte Rose knickt. —
Silberfäden sind es, weithin
Fliegend über Berg und Thale,
Greisenhaft.

Ins Grab gesunken
Ist das laufende Jahrhundert,
Und schon über fünfzig Jahre
Sind vergangen, seit der große
Bismarck Deutschland wieder hob
In den Sattel, daß es reite, — —
Und es ritt, dem Teufel grauste
Oft darüber.

Doch im Walde,
In dem hohen Buchenwalde,
Wo die Hütte steht Merlins,
Singen noch die Vögelein,
Wie am Tag der Schlacht von Sedan.

Das ist nicht Merlin, der Alte,
Der im Zaubermädchenschoße
Ewige Tage, eingelullt
Von krystallner Flötenstimme,
Wonneselig zugebracht.
Anders ist der Held geartet,
Der vor seiner Blockbauhütte,
Unterm wilden Apfelbaume
Auf der rauhgeschafften Steinbank
Ruhig sitzt im Abendlicht,
Das die riesenhohen Wipfel
Ganz durchflutet. Wohl auch silbern
Fließt ihm bis zur Brust das Barthaar,
Und die stählern-grauen Augen
Haben einen stieren Ausdruck,
Wie von einem, der verschollen,
Menschenalterlang verschollen
Aus dem Weltlauf.

Ganz in Wolle,
In die rauhhärigste Wolle,
Ist sein Leib gehüllt, einfarbig,
Wie das Dach des Winterhimmels,
Endlos schmerzlich grau — kein Fleckchen,
So von Leder oder Leinwand.

Um ihn her zu seinen Füßen
Hüpfen frohe Waldesvögel,
Längst vertraut; mit klugen Augen
Sehn sie aufwärts nach dem Manne,
Der so viele treue Jahre
Hier allein mit ihnen haushielt,
Der in seinem ganzen Wesen
Unergründlich eine Liebe
Längst gefaßt zur Kreatur.

Auf dem Kopfe trägt der Alte
Einen Breithut, ohne Futter,

Göttlich grob, die Greisenhaare
Stehlen durch die sieben Löcher,
So der Zahn der Zeit hineinfraß,
Lang hindurch sich; selbst die Schuhe
Sind von Wolle, breit viereckig,
Daß der große Zeh mit Wonne
Sich darin bewegen kann,
Und nicht schnöde, wie beim Volk
Der Gebildeten, verkümmert.

„Heute jährt sich's," spricht der Alte
Endlich, und ein seltsam Lächeln
Ueberfliegt sein sturmgehärtet
Angesichte: „Heute jährt sich's,
Heute sind es dreißig Jahre,
Daß in diese Waldeshallen
Ich gezogen und die Eichen-
Stämme zu der Blockbauhütte
Selbst gefällt und selbst behauen.
Dreißig Jahre! Eine ganze
Welt ist heimgegangen seither
In das Grab. — Urheilige Stille
Bändigt mit erhabnem Schauer
Meine Seele. — Aber heute
Ueberkommt ein übermenschlich
Heimweh mein Gemüt: ich wittre
In der Luft ein unermeßlich
Elend über meinem Volke,
Das ich längst verließ.

Unfaßbar,
Unerklärbar, aber desto
Sichrer, eben weil's der Dinge
Letzter Urgrund, ist ein solches
Ahnendes Gefühl, das Leib und
Seele aus den Elementen
Einzusaugen scheinen. — Giebt nicht

Auch der sternbesäte dunkle
Riesenäther, wenn er nächtens
Ueber unsrem Haupte hinrollt,
Eine Wittrung: Balsam weht er
Um die Stirn uns, läßt Gedanken
Auf Gedanken ins Unendlich-
Götterhafte in der Brust uns
Selig keimen. — Und des Erdreichs
Graue Scholle, die mir alle
Meine Lieben längst hinabschlang,
Giebt doch einen unbeschreiblich
Schweren Angstduft — und die armen
Völker, die auf dieser armen
Kugel im verruchten Kampf ums
Dasein sich zerfleischen — geben
Sie nicht auch im Kriegslärm oder
Freiheitstaumel oder in der
Sklavischen Zerknirschung geisthauch-
Artig ihre bange Seele
In die Luft — und wie ein Peststrom
Oder ein erlösend Wetter,
Weht und wogt es in die Massen
Und bewegt sie; unwillkürlich
Wächst im einzelnen das Große,
Das im Luftraum, als sein eignes
Denken weiter und im Rausche
Schafft das Volk." —

Tief sinnend hält er,

Seufzend inne: „Böse Zeiten,"
Spricht er weiter, „sind im Anzug,
Offenbar nach Pech und Schwefel
Riecht es wieder. O mein armes
Deutschland, Deutschland, keine Ruhe,
Keinen Frieden, keine Kraft,
Keine Stetigkeit.

Ich kann nicht
Sterben deinethalb. Der Tod ist
Längst mein Freund geworden, doch der
Jammer hält mich. Noch einmal
Muß ich wandern, eh' ich sterbe,
Durch das Land." — Im tiefen Dunkel
Sitzt er lang noch, leise träumend
Von dem Thal der fernen Heimat.

Der Auszug.

An seinem Pilgerstabe strebt Merlin
Der Heimat zu in schnurgerader Richtung,
Nicht schattet mehr der Hochwald über ihn,
Er tritt hinaus in eine Tannenlichtung —

Und dann ins Feld, doch unermeßlich stumm
Empfängt es ihn mit moorigen Bezirken,
Wacholderbüsche stehn zerstreut herum
Bei Sumpfgestrüpp und schlanken Heidebirken.

Versauert ist der Boden, keine Hand
Des Menschen scheint darüber mehr zu wachen,
Was nicht zur Felsenöde ausgebrannt,
Hat sich vertorft in schmutzig braune Lachen.

Nur Dorn und Distel trägt der Acker jetzt
Und hohes, taubverwildertes Getreide, —
Das ist der Bürgerkrieg — und hier durchsetzt
Ein niedrer Damm in straffem Zug die Heide.

Gras wächst auf ihm, — hier zog die Eisenbahn
Und ließ landauf, landab die Pfeife gellen,
Nun sind die Eisenschienen weggethan,
Es frißt der Schwamm die faulen Eichenschwellen.

Das ist der Krieg! — Dem fernen Himmelsrand
Entsteigen plötzlich Rauch- und Feuersäulen,

Merlin hält spähend übers Aug' die Hand,
Ihm ist, er höre Menschenstimmen heulen —

Tiefjammervoll, und eh' er sich's versieht,
Wird er umringt von flüchtigen Bauernscharen,
Die im gestreckten Trabe durch das Ried
Auf ihren schweren Leiterwägen fahren —

Mit Weib und Kind, darüber kunterbunt
Turmhoch des Hausrats schwankendes Gerümpel,
Hallo, Hallo, fort über Schlucht und Schlund,
Und durch der Heide schilfumwogte Tümpel!

Zuvörderst rennt ein langer dürrer Mann,
Ein alter Schäfer, schlägt mit seinem Stecken
Wahnsinnig um sich, schreit, so laut er kann,
Und reißt die Augen auf im Todesschrecken:

„Hallo, Hallo, in allen Städten steht
Der Pöbel auf und rottet sich zusammen,
Und wo ein Dampfrad oder Mühlrad geht,
Loht auch das Haus in hellen Feuerflammen.

„Wo eingepfercht in hölzerner Fabrik
Das Kindervolk gesponnen an der Spule,
Entfachen sie des Feuers Tigerblick,
Befreien sich aus ihrem Höllenpfuhle.

„Hallo, Hallo, vom Wald herunter weht
Der Sturmwind in die Millionen Spindeln,
Hallo, Hallo, wie sich der Dachstuhl bläht,
Bedeckt das ganze Thal mit glühenden Schindeln."

So schreit er auf. Versteinert steht Merlin,
Hört Wort für Wort mit namenlosem Leide; —
Sie sind hinweg; — schon wird es Nacht um ihn,
Mit letzten Kräften eilt er durch die Heide.

Und sieh, die Felsenstaffeln stürmt herauf
Ein wilder Troß, mit blutigroten Fahnen,
In blauen Blusen, Freiheitsmützen auf,
Und blut'ge Köpfe auf den Partisanen.

Halbtot — ziehn Weiber hinter sich am Strick
Gefangne fort, — das waren reiche Leute —
Und einer Trommel gräßliche Musik
Dröhnt in den wütenden Gesang der Meute:

„Gieb her dein Geld, das du mit tausend Mühen
Uns armen Sklavenseelen abgepreßt,
Siehst du im Brande die Paläste sprühen?
Wir feiern heut das große Bruderfest!

„Gleich, alles gleich! was Testament und Erben!
Schließt endlich eure Wucherkästen auf!
Wer nicht mit uns ist, der muß sterben, sterben,
Das gegenzeichnet unsres Schwertes Knauf.

„Wo sind die Gelder, sind die Milliarden,
Die unser Volk in schwerem Schweiß geholt,
Das sich gestürzt in Feindes Hellebarden,
Sich das Gehirn im Pulverdampf verkohlt."

So brüllen sie, und wie ein Traumbild jagt
Der Zug dahin im ungewissen Scheine
Des Vollmondlichtes; nur der Nachtwind klagt
Unheimlich wieder um die Felsensteine.

„Weh," ruft Merlin, „weh, über meinem Staub
Muß wieder neu die alte Zwietracht rasen,
Und muß mein armes Volk, wie dürres Laub,
Haltlos und schlecht in alle Winde blasen.

„In Asche fällt, was ein Jahrhundert lang
Gewerb' und Kunst in üpp'gen Lagerstätten
Trüb aufgehäuft, und aus dem Untergang
Wird nur der Wolf mit seiner Brut sich retten."

Sein Atem stockt, vor namenlosem Schmerz
Fühlt er die Bande seiner Brust zerbrechen, —
Dann aber geht ein Blitz ihm durch das Herz
Und in Verzückung fährt er fort zu sprechen:

„Doch über all den grausigen Ruin
Seh' ich ein Haupt bis an die Sterne ragen,
Fernher von Sonnenaufgang wird Er ziehn,
In Kreuzes-Form ein Schwert in Händen tragen.

„Auf weißem Roß, im Feuerflammenhauch
Fährt Er daher, Ihm ist die Welt zu enge,
Und hinter Ihm im Wetterwolkenrauch
Lawinenhaft des deutschen Volkes Menge.

„Und fürchterlich mit Seines Schwertes Schlag
Er alle Feinde meines Volks vernichtet,
Bringt nach jahrhundertlanger Nacht den Tag,
Der meines Volkes tiefstes Herz durchlichtet.

„Der unser Herzblut fraß, der alte Wurm,
Krümmt unter Seinen Streichen sich im Staube,
Und über Schutt und Blut und Schlachtensturm
Blüht unserm deutschen Volk ein neuer Glaube.

„O Frühlingszeit. — Mit meinen Augen nicht
Darf ich den Herrlichen im Leben schauen,
Doch einem Gott gleich wandelt Er im Licht,
Und in die Grabnacht steig' ich ohne Grauen."

In der Heimat.

Apfelbäume, arme, kranke,
Angesaugt von fetter Mistel,
Stehen schief am Weg, wie flehend
Vorgereckt die dürren Aeste
Nach dem alten Mann, der mühsam,
In Erinnerungsgedanken,
Sich dahinschleppt, bis er endlich
Rechts in einen Seitenpfad biegt,
Breit und wiesig; Glockenblumen
Wachsen drauf und hohes Dörnicht,
Draus die aufgestörten Vögel

Schreiend schwirren. Ganz am Wegend'
Ragt ein Lindenbaum, das dichte
Kronwerk auf die Mauer legend,
Welche langhin, halbzerfallen,
Im Geleucht der Abendsonne
Vor den tiefgefurchten grünen
Waldschluchtbergen funkelnd ansteigt.
Ist es doch die Friedhofmauer
Seiner Vaterstadt, weit offen
Liegt der Thorweg, längst verlassen
Ist der Garten, als ein Urwald
Wirrt sich sinnlos durcheinander
Wein und Epheu bis zum Wipfel
Sturmzerfressener Cypressen,
Eschen, Eichen, Pappeln, rankt sich
Rücksichtslos um Obelisken,
Rundturmart'ge Säulen, oder
Engelknaben, die verloren
In der golddurchstrahlten Wüste
Und verstümmelt stehen. Oftmals
Mit dem langen Pilgerstab
Tastet er die Brombeerketten
Aus dem Weg sich.

Aber wo die
Thränenweide, ganz umschlungen
Von der Rose Schwesterarmen,
Tief herabhängt, hält er inne,
Setzt sich nieder auf die Moosbank,
Denn hier stehen, schon verwittert,
Und verwuchert von dem Baumwuchs,
Stehn die Male seiner Lieben,
Marmorkreuze, doch der Marmor
Ist verkalkt, und abgewaschen
Sind die Schriften. — Seine Eltern
Ruhen hier und seine Liebste,

Die nach langem Kampf und Sehnen
Sein geworden und die Schwere
Von der Seele ihm hinwegnahm,
Daß ein lichter Maientag
Ihm das Leben. Auf der Moosbank,
Tief gesenkt das alte Antlitz,
Sitzt er, in der Thränenweide
Schlägt die Drossel ihre letzten
Liebeslieder, und die weißen
Abendnebel kommen schon
Aus dem Waldthal. Seines Lebens
Heilig irr verschlungne Pfade
Denkt er wieder bis zum Anfang:
Bild auf Bilder, sonnengoldig,
Rosenduftig, geistumsprüht,
Wehn vorüber — wie ein Liedstrom
Klingt und klagt es.

Seine Hände
Zittern und sein Pilgerstab
Fällt zu Boden. — „Ausgestoßen,"
Spricht er endlich, „aus der Menschheit,
Sitz' ich hier. Uralte Tage,
Wo ich glücklich, über alles
Glücklich war, sie rauschen wieder
Dunkel aufwärts samt dem Rätsel
Meines Daseins; werd' ich wieder
Euch begegnen, der ich leide,
Mehr als menschlich leide, leide,
Mit der ganzen ungeheuren
Dreißigjährigen Verödung,
Die ich trug, und die das Herz mir
In der wunderbaren Wildnis
Gott genähert, wenn ich also
Reden darf, daß ein unendlich
Hoffen und Verstehen meine

Seele nach des Todes Thoren,
Wie nach einem unerklärlich
Süßen Wohnort, schauernd hinzieht."

Gefunden.

Der Alte schleppt sich lendenlahm
An eine Trödelbude,
Da sitzt bei seinem Bücherkram
Ein armer Trödeljude.

Da stehen sie in Corduan
Und Saffian gebunden,
Die einst in ihrem Dichterwahn
Mit Lorbeer sich umwunden.

Da stehen sie im Winkel dort
Vergessen und verschollen,
Und haben einst mit ihrem Wort
Die Welt erobern wollen.

Der Schrei der Not, der Schrei nach Brot,
Ist jetzt das Lied der Menge,
Der Schrei nach Brot, der Schrei der Not,
Statt lyrischer Gesänge.

Da plötzlich fährt ein süßer Schreck
Dem Alten in die Glieder,
Er starrt bestürzt auf einen Fleck,
Sieht seine eignen Lieder.

Er deutet auf den Tisch sodann:
„Was soll das Büchlein gelten?"
„Zwei Mark," versetzt der Trödelmann,
„Das Buch ist ziemlich selten."

„Wer schrieb es denn?" — „Man weiß nicht mehr,
Der Mann ist längst begraben,
Sein Kopf war etwas überquer,
Was öfter bei den Schwaben.

„Im tiefsten Wald verborgen sei
Er ganz zuletzt gewesen,
Aus Zorn, weil seine Dichterei
Von niemand noch gelesen.“

Der Alte lächelt vor sich hin,
Zahlt die verlangte Summe,
Schlägt auf das Buch und liest darin
Mit fröhlichem Gebrumme.

Und fröhlich brummend geht er fort
Zum nächsten Ausruhsteine
Mit seinem Buch, und setzt sich dort
Im Abendsonnenscheine.

Jungheinrich.

Also liest Merlin. Da drängt sich
Neben ihn ein braungelockter
Knabenkopf: „Laß mir das Büchlein,
Lieber Mann, schon lang vergebens
Fahnd' ich drauf; es sollen echte
Lieder drin sein, wie sie unsre
Dichter nicht mehr schreiben.“ — Staunend,
Staunend sieht Merlin, der alte,
Auf den Knaben, der errötend
Vor ihm steht mit schlanken Gliedern,
Wonnevoll, im edlen Antlitz
Jene schwärmerische, süße,
Sanft von Schwermut überhauchte,
Heilige Schönheit, die das Heimweh
Nach dem reinen längst verlornen
Paradiese in der Brust uns
Schmerzlich aufreißt.

Wie verzaubert,
Faßt Merlin mit seiner rechten
Hand des Knaben linke schmale,

Hält sie zitternd fest, und langsam-
Feierlich beginnt er: „Gerne
Schenk' ich dir das Liederbuch,
Wenn du mich sofort aus dieser
Stillen Stadt zum Wald hinaufführst,
Wo die alten Föhren, rauschend
Ob der Sandsteinfelsenkante,
Von uralt verschollnen Tagen
Uns erzählen." — „Laß uns eilen,"
Sagt der Knabe. — Wie ein Junger,
Springt der Alte auf. Sie wandeln
Schweigend fort. Verwundert schauen
Rings die Menschen an dem Steinweg,
Der zum Föhrenwald emporführt,
Auf die beiden. Immer noch
Schweigt der Alte, und dem Jüngling
Wird es fast unheimlich, sieht er
Auf den Wollanzug, den Breithut,
Auf die Schuhe, und den Bart auch,
Der wie Silber bis zum Gürtel
Tief herabflockt. — „Ist ein Schwindler
Dieser Alte, der vornehmer
Leute Söhne, mit Geheimwerk
Schnöd beluchsend, in den Wald lockt?" —
Aber wie die Brillenschlange
Augenfunkelnd ihre Opfer
Starren macht, so sieht der Alte
Auf den Knaben: „Sonderbar
Schein' ich dir," beginnt er fragend,
„Mehr als sonderbar, doch mehr als
Sonderbar ist auch das ganze
Weltgebäu, mein bester Junge,
Denk', ich lebe schon so lang, so
Bitterlang; fast ein Jahrhundert
Rauschte über meinen Scheitel.
Aus dem vorigen, das siehst du,

Ist die Tracht noch. Große Tage
Sah sie, riesenhafte Tage,
Als im Heldenkraftzenith stand
Unser Volk. — O bleibe bei mir
Diese Stunde.“ —

Und der Knabe,

Wie zu einem höhern Wesen,
Blickt er aufwärts, mit den blauen
Jugendaugen. Vor der Stadt schon
Sehen sie, elende Hütten
Sind zerstreut noch zwischen grünen
Aermlichen Gemüsegärten,
Halb verlass'nen. — „Meine Heimat,
O wie sankst du,“ sagt der Alte,
„Wo jetzt giftbesamtes Unkraut,
Rote Disteln und des Schlehdorns
Wildunfruchtbares Gespenste,
Trug der Hügel einst Paläste,
Wunderstolze, und bewohnt einst
Von vieledlen, liebenswürd'gen,
Hochgastfreundlichen Bewohnern,
Und die süße Glut des Rheinweins,
Und der Tonkunst reichste Fülle,
Und der scherzberauschten Dichtkunst
Schier prophetenhafte Strahlen,
Schossen durch die marmorblanken,
Goldgetäfelt hohen Hallen,
Dran die schwülen Palmenhäuser,
Hold besprüht von nimmermüden
Silberbrunnen, zauberisch
Dufteten.“ — „Das ist nun anders,“
Sagt der Jüngling, „wenig Reiche
Nährt die Stadt noch und die meisten
Sind semitischen Gepräges,
Sagen sie.“

Verstohlen lächelnd,
Spricht Merlin dagegen: „Siehe,
Siehe, wie so schön noch immer,
In das reinste Sonnenblau
Hingetaucht, die weichgeformten
Fernen Berge meiner Heimat
Sich verschränken; nicht gealtert
Ist die gute Mutter Erde,
Immer noch mit gleichem Liebreiz
Drängt sie nach dem ewigen Licht
Ihre Berge, ihre Bäume,
Nur der Mensch, das gottbegnadet-
Unglückseligste der Wesen,
Ist gealtert, seine Seele
Klebt am Staub und als ein Spottbild
Irrt der Edle.

Und die Zukunft,
Pech und Schwefel! Byzantinisch
Aufgebauscht und babylonisch,
Rennt die Menschheit, hirnlos, herzlos,
In das Leere. Kalter Nachtreif
Kam auf unsere Zeit, vernichtend
Auch die letzte Poesie.
Junger Freund, ich bin aus Zeiten,
Da noch keine Eisenbahnen;
Mit dem Ränzlein auf dem Rücken
Schweifte man von Berg zu Berge
Nach gebrochnen Ritterburgen,
Um zuletzt in rebenkühler
Weinschanklaube einzukehren;
Zeit der Liebe, Zeit der Lieder!
Nur bisweilen noch in fernen
Thälern singt am Quell die Hirtin
Jene Weisen, Geisterstimmen
Längst vergangener Geschlechter.

Zeit der Liebe, Zeit der Lieder,
Zeit der Jugend unsres Volkes!"
„Aber auch in diesem Buche,"
Spricht der Knabe, „sollen solche
Lieder sein, oft sprach davon
Mir mein Vater, und nun liegt er
Selbst im Grab schon; meine Mutter
Hab' ich nie gesehen." — Zuckend
Mit den Augen senkt der Alte
Tief das Antlitz: „Und die Götter
Gaben dir dafür das höchste:
In dem Ebenmaß der Glieder
Eine reine makellose
Selige Seele, blühend-offen
Jedem Glutstrahl der Verheißung;
Möchten sie dir auch das andre
Höchste geben, frühen Tod!"
Murmelt er; dann zu dem Knaben
Sanft sich wendend: „Nun, so wisse,
Der das Buch geschrieben, lebt noch,
Selber schrieb ich's, in der Jugend
Thränenleid schrieb ich die Lieder,
Als die Maiensonne schien
In mein Herz. Wohl sechzig Jahre
Sind dahin." — Aufstaunt der Knabe
In des Alten Augen, die da
Friedvoll leuchten. An der Schulter
Faßt der Greis ihn: „Meine Jugend
Kehrt zurück, o bleibe bei mir,
Bis ich sterbe. — Balde, balde
Wird ein ungeheures Schicksal
Diese Stadt zu unsern Füßen
Von dem Boden fegen. Glaube,
Glaube mir, ich bin gewandert
Ganz das Land durch, und ich schaue
Geierartig in den Abgrund,

Der, seit mehr als hundert Jahren
Langsam sich erweiternd, aufklafft
Und der ganzen längst vermorschten,
In dem tiefsten Kern verfaulten
Und verrotteten Gesellschaft
Jetzt den Garaus macht." — Erschrocken
Klammert sich der Knabe heftig
An den Alten an. — „O fürchte
Nichts, mein Liebling, unser Leben
Liegt weitab von jenem Greuel,
Den ich ahne. — Nicht zu schnödem
Gelderwerb und Güterschacher
Haben wir das Pfund des Himmels
Umgetrieben, haben keine
Schuld an jener frevelhaften
Goldanhäufung auf der einen,
Der Verarmung und Verrohung
Auf der andern Seite, haben
Keine Schuld am öden Sumpfhauch,
Der, die letzten Geistessäfte
Unsres Volks verstockend, grausig
Innere und äußere Lügen
Großgebrütet. — Darum wird auch
Er, so über Tod und Leben
Einsam richtet, ohne Den kein
Sperling von dem Dach und ohne
Den kein Haar von deinem Haupt fällt,
Durch Millionen aufgehobner
Schwerter heil uns führen. — Hörst du
Nicht die Amsel in der Föhren
Abendgoldumsäumten Wipfeln,
Siehst du nicht am fernen Himmel,
Wie der Abendstern die feine
Strahlenflut aus einer andern
Welt in unsre ruhelose
Niedersendet. — Dringe, dringe,

Durch den schweren Dunstkreis dieser
Erde in den unermeßlich
Sternenlicht-durchblitzten Weltraum,
Und dein angsterfülltes, armes,
Junges Menschenherz wird stille."

Sturmnacht.

Sie schlafen schon in tiefer Ruh,
Grüntannenreisach deckt sie zu.

Und oben in den Wipfeln zieht
Des Walds uraltes Schlummerlied.

Das klingt so schaurig und so schön,
Und immer stärker wird der Föhn,

Und immer lauter braust das Meer
Der Wipfel um die beiden her:

Sie fahren auf, noch halb im Traum,
Und halten sich am Föhrenbaum.

Und sieh, und sieh, im tiefen Thal
Da flammen Feuer, Strahl um Strahl.

Es heulen von dem Münsterturm
Die Glocken wütend in den Sturm.

Kanonendonner, Böllerkrach,
Das Feuer fliegt von Dach zu Dach.

Die Glocken heulen fort und fort,
In allen Straßen Brand und Mord,

Triumphgeschrei und Sterbgestöhn,
Und immer lauter rast der Föhn.

Und immer höher steigt der Glast,
Im Walde leuchtet jeder Ast.

Die Füchse rennen aus der Kluft,
Die Tauben steigen in die Luft.

Verstöbert um die Wipfel kreist
Die Schleiereule, wie ein Geist.

Das ganze Himmelsfirmament
In blutigroten Wolken brennt.

„Schau," ruft Merlin, „zum alten Dom
Wälzt sich hinab der Feuerstrom.

„Die Dächer flammen um und um,
Die Glockenhunde werden stumm.

„Geschmolzen fällt ihr glühes Erz
In breiten Klumpen niederwärts.

„Die Wölbung birst! — Allein, allein
Ragt riesenhaft im Flammenschein

„Der Krucifixus, siehst du nicht
Des Welterlösers Angesicht?

„Den Gottessohn, voll Menschenweh,
Wie damals in Gethsemane?"

So zu dem Knaben ruft Merlin;
Sie stürzen auf den Boden hin.

Sie stürzen hin, zum Tod betäubt,
Von Aschenflocken überstäubt.

Am Kirchhof.

Sie ziehen in der Oede fort,
Nun ist die Welt so stille,
Der Kuckuck ruft vom Walde dort,
Im Felde zirpt die Grille.

Sie ziehen fort, feldaus, feldein,
Die Pfade werden schmäler,
Sie ziehen in den Wald hinein,
In enge Felsenthäler.

Zaunkönig mit behendem Schwung
Schnellt über Bach und Kiesel,
O grüne Waldesdämmerung,
Einschläferndes Geriesel.

Sie treten in ein Wiesenthal
Heraus in Tageshelle,
Da schimmert noch im Sonnenstrahl
Die gotische Kapelle.

Hochaufgebaut mit Turm und Chor,
Umhegt von alter Mauer,
Und vor dem offnen Bogenthor,
Da sitzt in tiefer Trauer

Ein ländlich Kind, kaum sechzehn Jahr,
Mit Gold gestickt das Mieder,
Es hängt ihr schönes blondes Haar
In langen Zöpfen nieder.

Der Alte fragt: „Was weinest du,
Wer ist dir denn gestorben?“ —
„Mein Bruder war's, doch keine Ruh'
Hat er im Grab erworben.

„Beim großen Brande in der Stadt
Ward er in Kopf geschossen,
Bis hierher bracht' er sich und hat
Die Augen zugeschlossen.

„Sie wollten auf dem Kirchhof hier
Ihn lutherisch begraben.
Das weigert der Kaplan, weil wir
Nicht seinen Glauben haben.

„Auch ließ er ihm nicht läuten mehr
Und ging im Zorn von hinnen;
Als ob ein Dieb mein Bruder wär',
Liegt er im Grabe drinnen.“

So klagt das Kind, — zum Tode bang
Beginnt ihr Herz zu pochen;
Schwarz ist vor ihr drei Schritte lang
Das Erdreich umgebrochen.

Merlin jedoch besinnt sich kaum,
Geht wieder nach dem Walde,
Mit einem jungen Lindenbaum
Kehrt er zurück alsbalde.

Rasch setzet er das Lindenreis
Dem toten Mann zu Häupten,
Daß Lindenblüten silberweiß
Aufs Grab herunter stäubten.

Wie nun das Grab im Schatten ruht,
Ist er zurückgetreten,
Nimmt sich vom Haupt den Pilgerhut
Zum Vaterunserbeten.

Es beten still die andern auch,
Die Hände fromm gefaltet,
Ein milder Gottesfriedenshauch
Durch ihre Seelen waltet.

„Schlaf'," spricht Merlin, „schlaf' ungeschreckt
Von allen Erdensorgen,
Bis dich zu neuem Leben weckt
Der Auferstehungsmorgen.

„Verloren geht kein Samenkorn
Im weiten Weltbezirke,
Gott sammelt es im Geistesborn,
Damit es ewig wirke."

In der Waldschenke.

„Siehst du, Kind, den heiligen Berg dort,
Leicht von Wolken überschauert,
Unersteiglich vom Geröllwall
Aus der Heidenzeit ummauert.

„Oben auf der kahlen Breite
Laß uns eine Hütte bauen,

Fröhlich auf die Herrlichkeiten
Unsrer Heimat niederschauen.

„Wäldermeere, Felsenzinnen,
Rascher Ströme Silberbänder,
Die durch goldne Auen rinnen,
Bis an blau'ste Bergesränder.

„Wenn sich dort mit Wolkenschwere
Ueberdeckt der Winterhimmel,
Reitet vor dem wilden Heere
Wodan auf dem Geisterschimmel.

„Durch den Bergwald eine Gasse
Bricht er Götterhaß-durchwutet,
Weil im Thal das leichenblasse
Volk sich jammervoll verblutet.

„Geh', wir weiden deine Schafe,
Geh', wir weiden deine Lämmer,
Leg' dich hin zum ewigen Schlafe,
Hin zum ewigen Seelendämmer!

„Schlafe, schlafe, bis am jüngsten
Tag des Totenrichters Sichel
Deine Knochen aus dem Grab reißt,
Schlafe, schlafe, deutscher Michel!"

So Merlin, mit wildem Hasse, —
Aber sanft und leise gehen
Abendlüfte, — an der Gasse
Sehn sie links ein Wirtshaus stehen.

In der Abendsonne glitzen
Seine blanken Fensterscheiben,
An dem Holzwerk, dem geschnitzten,
Rosen ihre Ranken treiben.

Und Merlin: „Hier laß uns rasten,
Hier muß Recht und Friede wohnen,
Wird uns reichlich für das Hasten
Dieser Wanderfahrt belohnen."

Aber wie der Wind so schnelle,
Wie das Vöglein aus dem Bauer,
Fliegt ein Mädchen aus der Schwelle —
Jenes von der Kirchhofmauer:

„„Seid viel tausendmal willkommen!““
Und sie führt sie in das Zimmer;
Von des Abends Gold durchglommen,
Leuchtet in verklärtem Schimmer

Das Getäfel und die schöne
Bunt bemalte Balkendecke;
Wirt und Wirtin und vier Söhne
Treten grüßend aus der Ecke.

Und der Wirt ergreift des Greisen
Hände, während seine wanken:
„Gott im Himmel muß ich preisen,
Der mich würdigt, dir zu danken.

„Bleibt bei uns, am runden Tische
Sitzen wir gemütlich nieder.“
Und der Alte: „Gern erfrische
Ich die müdgewordnen Glieder.“

Und er setzt sich mit Jungheinrich
Zu den beiden Ehehalten,
Zu der Söhne wetterharten,
Hochgewachsenen Gestalten;

Zu dem Mädchen, hold und minnig,
Das in erster Jugend pranget,
Dessen Auge still und innig
An dem fremden Knaben hanget.

„Margareta, mit den Broten
Bringe Wein vom allerbesten,“
Ruft der Wirt, „den dunkelroten
Klevnerwein aus Neckarwesten.“

Und sie kommt mit großem Kruge,
Füllet die krystallnen Becher, —
Feierlich in langem Zuge
Trinkt Merlin, der alte Zecher.

„Diesen Abschiedstrunk,“ beginnt er,
„Bracht' ich eurem teuren Sohne,
Kaum entrückt dem Spiel der Kinder,
Fand er schon des Lebens Krone.

„Seine Seele ruht im Frieden,
Ledig aller Leidensbande —
Wäre solches auch beschieden
Unserm armen Vaterlande.

„Einmal muß das Weh sich mindern,
Der Gewittersturm versausen,
Bald mit Kind und Kindeskindern
Werdet ihr im Frieden hausen.“

„Ostwärts,“ spricht der Wirt dagegen,
„Sagte heut der Dorfschulmeister,
Soll es sich gewaltig regen,
Ist ein Riesenkampf der Geister.

„Ist ein Glaubensheld erstanden,
Und zertrümmert alle Ketten,
Prediget von Land zu Landen,
Uns vom Teufel zu erretten.“

„Auf, ihr Faulen, die da schliefen,“
Ruft Merlin, — wie Sterngefunkel,
Stechen seine alten tiefen
Augen durch das Dämmerdunkel.

„Ich gedenke jener hohen
Tage, jener heiligen Streiter,
Freilich längst verging das Lohen
Dieser Siegesflammenscheiter.

„Selige Tage, die ich meine,
Als ich noch in jungen Jahren,
Anno Siebzig, nach dem Rheine,
Zum Franzosenkrieg gefahren.

„Eine, eine Glut entflammte
Von dem Felsen bis zum Meere
Unser Volk, und das gesamte,
Knecht und König, griff zur Wehre.

„Griff zur Wehre, endlich, endlich,
Nach jahrhundertlangem Drucke,
Trostlos schändlich, unabwendlich,
Vorwärts mit gewaltigem Rucke.

„Vorwärts! Mit der Rache Flügel
Und dem nie verjährten Hassen
Stürmen wir die Weinberghügel,
Wörths gemauerte Terrassen.

„Vorwärts! Roß und Mann verendet
Im Geträtsch der Kugelspritze,
Mit den eignen Händen wendet
Man die Speichen der Geschütze.

„Vorwärts! In den Staub geschossen
Rohre, Räder und Lafetten,
Aber vorwärts! Kurzentschlossen
Aufgelöst in Schützenketten.

„Schwenkt nur eure Katzenwedel,
Ungetaufte Muselmanen, —
Mit tief eingeschlagnem Schädel
Kollern sie zu ihren Fahnen! —

„Da verdunkelt sich der Himmel!
Erzgeschirmter Küraßiere
Wolkenähnliches Gewimmel —
Von dem Hufschlag ihrer Tiere

„Bebt der Erdenball. Wir rucken
Brust an Brust, Schnellfeuer gebend, —
Ein Gewimmer, ein Verzucken,
Nicht der zehnte Mann bleibt lebend.

„Aber sieh, auf stolzem Rosse
Dort der Sohn des Preußenkönigs,
Vom Gehagel der Geschosse
Unberührt, ein Schlachtenphönix.

„An dem hohen Heldenbilde
Aller Blicke glühend hängen. —
Unter seinem Heeresschilde
Wir von Sieg zu Siege drängen.

„Bis wir in die Heimat wieder
Voller Sehnsucht eingezogen,
Beim Gesang der Siegeslieder,
Unter grünen Ehrenbogen.

„Wilhelm mit dem Heldensohne,
Schön gebräunt vom Schlachtenqualme,
Ueber ihre Lorbeerkrone
Spielt das Laub der Friedenspalme.

„Selige Tage! Eure Spuren
Sind auf Erden längst verlodert,
Unter Larven und Lemuren
Unser Volk zusammenmodert!

„Trotz der heißersiegten Schlachten
Geht es wiederum zunichte,
Wenn nicht unsre Herzen trachten
Endlich nach dem ewigen Lichte.

„Unser Glaube muß sich klären,
Aus dem Urgrund alles Seines
Unser Volk sich neu gebären,
Alles andre Sein ist keines!“

„Lasse mich," beginnt der Knabe,
„Gegen Sonnenaufgang dringen,
Wenn ich dort Gewißheit habe,
Will ich dir die Kunde bringen.

„Was in kühnen Reimgeflechten
Du mir oft verzückt gesprochen,
In geweihten Sternennächten,
Dieses Licht ist angebrochen."

Göttlich aufgeregt erhebt sich
Hoch der Greis und legt die Hände
Segnend auf das Haupt des Jünglings:
„Als Apostel ich dich sende.

„Aber denke, Kind, bedenke,
Bis geschehen solche Thaten,
Muß bis an das Wehrgehenke
Unser Volk im Blute waten.

„Auch des Geistes Flammensäulen,
Auch des Friedens Mannathauen,
Wird auf Erden erst mit Keulen-
Schlägen aus dem Stoff gehauen."

So der Greis. — Begeistert springen
Auf die Brüder in der Runde,
Lassen ihre Becher klingen,
Rufen wie aus einem Munde:

„Alle gehen mit zum Kampfe,
Kommt der Mann, den Gott verheißen,
Der wird im Kanonendampfe
Unser Volk zusammenschweißen!"

Des Alten Berglieder.

Laß uns zu Berge steigen
Noch einmal lusterfüllt,
Bevor in Todesschweigen
Der Schnee die Gegend hüllt.

Ich weiß dir einen Gipfel,
Unsagbar still und hehr,
Um den die Tannenwipfel
Hinwogen wie ein Meer.

Da sind verborgne Tiefen
Von moosigem Gestein,
Aus allen Ritzen triefen
Quellen, krystallenrein.

Von Völkern, längst zertreten,
Zeigt sich noch heilige Spur,
Wo sie versucht zu beten
Zur ewigen Natur.

Dort auf dem Opfersteine,
Im rauhen Sturmgetos,
Wird uns, mit Gott alleine,
Die Seele riesengroß.

Alte Städte sah ich liegen,
Schön umschirmt vom Mauerkranz,
Um zerfallne Thore schmiegen
Epheu sich mit feuchtem Glanz.

Alte Dome sah ich ragen,
Siebenfach getürmten Bau,
Wolken ihre Flügel schlagen
Drüber her in düstrem Grau.

Heil'ge Ströme hört' ich brausen
Durch das enge Felsgebiet,
Und die Buchenwälder sausen
Ein uraltes Heldenlied.

Meine Heimat sah ich wieder
In der Rebenberge Grün,
Von der Felsenkante nieder
Tausend goldne Blumen blühn.

Unter Trauerweiden rauschte
Mir der Bach den Wiegensang,
Daß ich wie verzaubert lauschte,
Viele, viele Jahre lang.

Aber als ich jäh erwachte,
War der Zauber jäh vorbei, —
Sonnenwende, — und ich dachte,
Daß ich alt geworden sei.

Meiner Jugend denk' ich wieder,
O, wie war es wundervoll,
Als der erste Hauch der Lieder
Ueber meine Seele quoll.

Als ich auf den Bergeswarten
Meiner Heimat träumend saß,
In dem wilden Blumengarten
Alles Erdenleid vergaß. —

Lange bin ich fortgeschritten, —
Härter war's, als ich geglaubt;
Ausgekämpft und ausgelitten,
Senkt sich still mein graues Haupt.

Nur die Sehnsucht, die den Knaben
Einst erfüllt mit Himmelslicht, —
Alles, alles ist begraben,
Nur die Sehnsucht ist es nicht.

Immer heftet sie sich wieder
In mein Herz voll süßer Qual,
Wie der Klang der Jugendlieder
Aus dem fernen Heimatthal.

An meines Heimat-Baches Borden
Hinlegt' ich gern das müde Haupt,
Sein Haar ist greis und schlaff geworden,
Der Glanz der Jugend ihm geraubt.

Was kleb' ich noch an dieser Scholle
In mühsam-ödem Pilgerlauf,
Schon rollt sich das geheimnisvolle
Gebiet der Geisterwelt mir auf.

O kommt, ihr Lieben, die ich habe,
Verlaßt mich nicht in solcher Zeit,
Nehmt mir die Hand vom Wanderstabe,
Noch ist das Ziel entsetzlich weit.

O sprecht mir Worte, singt mir Lieder,
Kredenzt mir einen Becher Wein,
Und lullt das Himmelsheimweh wieder
In meiner Seele Tiefen ein.

Aus der Sündennacht des Bösen,
Aus der irdischen Natur
Bangem Fluche kann erlösen
Uns die reine Schönheit nur.

In dem Anblick ganz versunken,
Und uns selber kaum bewußt,
Spüren wir den Götterfunken
Jauchzend in der eignen Brust.

In dem Ebenmaß der Glieder
Finden wir die heilige Zahl
Als das Weltgeheimnis wieder,
Und vergessen Angst und Qual.

Von unsterblich-lichten Wesen
Ueberschauert uns ein Traum,
Giebt ein grenzenlos Genesen
In dem grenzenlosen Raum.

An meines Lebens letzter Grenze
Begrüßt mich deiner Augen Licht,
Daß durch die nahen Totenkränze
Ein Widerschein vom ewg'en Lenze
In Paradiesesströmen bricht.

Die blauen, heiligen, gefeiten,
Vom ersten Jugendhauch bewegt,
Sie scheinen mich hinauszuleiten
In jene unnennbaren Weiten,
Wo frei mein Geist die Flügel regt.

Betracht' ich dich, du schöner Knabe,
Bethränt sich still mein Angesicht,
Als müßtest du mit mir zu Grabe,
Damit ich einen Führer habe
Hinüber in das ewige Licht.

In den Abgrund meiner Schmerzen
Fällt ein milder Hoffnungsstrahl,
Wie das Licht der Sternenkerzen
In den dunklen Himmelssaal.

Und mit grenzenloser Rührung,
Und mit seligem Dankgefühl,
Denk' ich an die heilige Führung
Durch das irre Weltgewühl.

Der ich, fern dem Erdenlohne,
Dennoch nicht verloren ging,
Und des Lebens höchste Krone
Still aus Gottes Hand empfing.

Letzte Blumen auf der Heide,
Augentrost und Enzian,
Letzte lichte Lebensfreude,
Denn schon fängt der Winter an.

Leichten Schwungs in kleinen Heeren
Ziehn die Finken nach dem Süd,
Naschend an den Purpurbeeren,
Wovon Baum an Baum erglüht.

Krächzend schwirren auf die Raben,
Rauh der Wind aus Norden tost,
Und es will der Schnee begraben
Enzian und Augentrost.

Die grauen Nebel drücken
Sich auf die Heide schwer,
Du wolltest Blumen pflücken
Und findest keine mehr, —
Die Wälder nur, die hehren,
Mit goldnem Blättersaum,
Davor mit roten Beeren
Der Ebereschenbaum.

Sobald des Schneees Hülle
Mit strengem Hunger droht,
Giebt dieser Baum in Fülle
Den armen Vögeln Brot;
Drum war in alten Tagen
Den Göttern er geweiht,
Das sind verklung'ne Sagen,
Das ist versunk'ne Zeit.

Ich aber blieb ein Heide,
Ein Kind der stillen Flur,
Und sang in Lust und Leide
Den alten Göttern nur;
Sie werden mich behüten,
Bis mir das Auge bricht,
Und decken dann mit Blüten
Des Toten Angesicht.

Ueber die herbstliche Heide jagen
Bleischwer lastende Wolken davon,
Sausende Winde die Flügel schlagen
Scharf um des Berghaupts felsigen Thron.

Goldene Lieder und Träume geschüttelt
Hat einst von blühenden Bäumen der Mai,
Aber jetzt über der Herbstheide rüttelt
Einsam der Habicht mit kläglichem Schrei.

Schauerlich hell von der Sonne beleuchtet,
Starren die Gräber der Hünen empor,
Wald auf dem Haupt, doch von unten befeuchtet
Trüb von der Heide verschwimmendem Moor.

Tot sind die Götter! Wer türmt einst den Rasen
Berghoch und still auf mein elend Gebein;
Tot sind die Götter! An Quellen und Straßen
Stehen die Kreuze. — Ich sterbe allein.

O weh meines Volkes, ich kenn' es nicht mehr,
Verbraucht und verblendet, blutrünstig und leer,
Vergangen die Kraft und der feurige Mut,
Der selbst auch im Schwächlichen Wunder noch thut.

Was das arme errungen und endlich besaß,
Ward dem Volk aus der syrischen Wüste zum Fraß,
Auf was es gebaut noch, an was es geglaubt,
Ward ihm von den falschen Propheten geraubt.

Von außen steigt Wetter an Wetter daher,
Ich schaue die Feinde, wie Sand an dem Meer,
Ich schaue die Waffen, den Haß und die Glut,
— Aber hütet euch vor der teutonischen Wut.

Wenn donnernd herfahren im Wolkengewirr
Die Götter der Heimat mit Roß und Geschirr,
Hoch über die Berge der schwäbischen Alb,
Zum Kampf mit dem Kreuz und dem goldenen Kalb.

Sie werden zerbrechen. Zu wild und zu groß
Ist unserer Götter verzweifelter Stoß;
Und auf Erden bleibt der Sieger im blutigen Feld
Das germanische Volk und erobert die Welt.

Nach dieses Herbstes wildem Toben
Strömt nun in lauer Lüfte Hauch
Der letzte Sonnenschein von oben
Und wärmt das Laub an Busch und Strauch.

Vergoldet glühn des Waldes Säume
Herunter in das stille Thal,
Es kommen mir die Frühlingsträume
Voll sel'ger Rührung noch einmal.

Die Vöglein fangen an zu schlagen
Von Liebesglück und Maienlust,
Sanft quillt, wie in der Jugend Tagen,
Das eigne Lied mir aus der Brust.

So wird an meines Lebens Scheide,
Nach Jahren voller Kampf und Mühn,
Durchtränkt vom ew'gen Sehnsuchtsleide,
Mein Haupt im Gotteslichte glühn.

Da wird nach diesen tausend Schmerzen
Ein unnennbarer Friede mein,
Ein Glück, unfaßbar meinem Herzen, —
Und alles wird vergessen sein.

Zum letztenmal erglühen
Die Wolken rosenrot,
Zum letztenmal erblühen
Die Blumen und verblühen,
Und sinken in den Tod.

Zum letztenmal erklingen
Wehmütig süßer Lust
Die Lieder und verklingen,

Die letzten Saiten springen
In meiner trüben Brust.

Auf heißes Jugendstreben
Folgt harte Winterszeit, —
Doch aus dem Erdenleben
Wird meine Seele schweben
Beflügelt und befreit.

Wiedersehen.

Oktobernacht. Es funkeln alle Sterne,
Vor seiner Hütte sitzt der Alte noch;
Da plötzlich stürmt aus neblig dunkler Ferne
Jungheinerich herauf das Bergesjoch.

Schon ist er da, und tiefaufatmend nieder
Wirft er sich auf die Bank, zum Tode müd,
Umarmt Merlin, umarmt ihn wieder, wieder,
Von unnennbarer Seligkeit durchglüht.

„Das Riesenwerk," ruft er mit freudigem Stolze,
„Der Freiheit und der Einheit ist vollbracht;
Des Reiches Baum grünt neu am alten Holze
Nach unerträglich uralt banger Nacht.

„Geliebter Vater, lasse dir erzählen
Beim Sternenhimmel, der voll Licht und Ruh:
Im fernen Osten jauchzen alle Seelen
Schon ihrem künftigen Erlöser zu.

„Wohl hundert Meilen bin ich fortgeschritten,
Der Hunger war mein Koch, der Wald mein Dach,
Ich habe viel, unsäglich viel gelitten,
Bis in mein Herz die Morgenröte brach.

„Das Volk steht auf! Gerad in jenen Landen
Wächst wunderbar des neuen Glaubens Glut,
Die schon jahrhundertlange in den Banden
Der Geistesdumpfheit jämmerlich geruht.

„Dem deutschen Kernvolk, das an Alpenriesen
Von Gletscherwassern brausend wird getränkt,
Hat Er zuerst den Weg ins Licht gewiesen,
Blitzartig rasch die Fesseln abgesprengt.

„Sein Angesicht; ich hab' Ihn selbst gesehen,
Er stand auf einem heiligen Berg, wie du,
Ein Sturmwind wurde Seines Wortes Wehen,
Kam auf mein Herz in Feuerflammen zu.

„Wacht auf, rief Er, zum letztenmale seien
Die Schwerter aus der Scheide losgezückt,
Es gilt dem Geist, die Geister zu befreien,
Damit das grause Schlachtenwerk uns glückt.

„Wacht auf, wacht auf! Einst an des Indus Borden
Hast du, o Volk, im Palmenhain geruht,
Bis dich hinauf zum blütenlosen Norden
Gedrängt die große Völkerwandrungsflut.

„Ein Heimweh blieb dir, ein Gefühl der Leere,
Ein Ahnen von verlorner Seligkeit,
Damit dich jetzt dein eigner Geist verkläre
Ins höchste Licht nach grenzenlosem Leid.

„Wacht auf, wacht auf! Es rühren sich die Gräber,
Erhellt von dieser Jubeltage Schein,
Ihr müsset euer eigener Erheber,
Und euer eigener Vollender sein.

„Doch glaubet nicht, daß ich am Kreuzstamm schmähe
Das hohe, wundervolle Gnadenbild,
Ich selber fühle seine Gottesnähe,
Aus der das Blut der ewigen Liebe quillt.

„Wacht auf, wacht auf! vergeßt das trübe Trauern,
Das knechtisch eure Seelen eingeschnürt,
Und werdet von den Offenbarungsschauern
Des ewigen Geist's glückselig aufgerührt.

„Mit ihm versöhnt im freigewordnen Herzen,
Vom Glauben an Unsterblichkeit durchloht,
Könnt ihr besiegen alle Lebensschmerzen,
Euch freudig stürzen in den Schlachtentod!“

„So rief der Held! — Aus Seinen Augen fahren
Sah furchtbar ich des ewigen Lebens Licht,
So rief der Held! — Und Seine Kriegerscharen,
Sie fielen betend auf ihr Angesicht.

„So weit ich kam, vom Felsen bis zum Meere
Stand Berg an Berg in Siegesflammenglut,
Er zieht heran mit ungeheurem Heere,
Verschlingt die Welt mit seinem Heldenmut.“ —

So spricht der Jüngling, — mit erhab'ner Wonne
Der Greis an seinem Angesichte hängt,
Sein Geierblick wird eine Geistersonne,
Draus Blitz an Blitz sich wetterleuchtend drängt.

Dann spricht er leise, seine Hände beben
Vor Seligkeit: „Dem Gott im Himmel Dank,
Das Heil, das ewige, darf ich erleben,
Eh' mir die Rundung dieser Welt versank.

„Der Freude Glut darf ich hinübernehmen
In jenes unbekannte Geisterreich,
Gesühnt, gesühnt ist meines Lebens Grämen,
Die reine Seele blüht den Sternen gleich.

„Gesühnt, gesühnt hat sich das Riesenelend
Des deutschen Volks, die Tiefe seines Falls,
Nun steht es da, beseeligt und beseelend,
Vorkämpferin des ganzen Erdenballs.“ —

„Ja,“ ruft der Knabe, „auch im fernen Süden
Hebt sich das Volk ins helle Gotteslicht,
Auch über jene Glanz- und Schönheitsmüden
Das Morgenrot des neuen Geistes bricht.“

„O dieses Land der Eichen und Cypressen,“
Stimmt voll Begeisterung Merlin mit ein:
„Da sind wir auf dem Felsenberg gesessen,
Am Steintisch trinkend honigsüßen Wein.

„Zu unsern Füßen lagen beide Meere,
Die Marmorküste glänzte wie Krystall,
Und hinter uns stieg in des Himmels Hehre
Des nackten Felsgebirgs Gigantenwall!

„Stadt meiner Sehnsucht, himmlisches Firenze,
Mit Brunellesko's kuppelstolzem Dom,
Ihr Glockentürme und ihr Mauerkränze
Am brücken-schönen gelben Arnostrom.

„Es fiel von meiner Brust die Eiseshülle,
Des deutschen Bundes rostiger Kettenstaub,
Ich trat hervor in edler Geisterfülle,
Die Stirn umkränzt mit Dante's Lorbeerlaub.

„Mir brachen auf des Lebens tiefste Quellen,
Für ewig wurde meine Seele groß,
Sah ich anbetend in den Grabkapellen
Die Götterbilder Michelangelo's. —

„Im Riesenschatten seines Riesengeistes,
Wie lange hat auch dieses Volk gebraucht,
Dem unsern gleich, ein macht- und lichtverwaistes,
Von Pfaffenlist in Nacht und Blut getaucht.

„Die beiden Völker in Europas Mitten
Begehen ihren Auferstehungstag,
Die heilig-großen, welche mehr gelitten,
Als was ein Volk zu leiden sonst vermag.“ —

„Geliebter Vater,“ spricht der Knabe weiter,
Und seine Wange glüht in rosigem Brand,
„Wenn in das Land kommt jener Gottesstreiter,
Dann drückst auch du ein Schwert mir in die Hand.

„Dann will ich auch mit meinen schwachen Kräften
Mithelfen bei dem großen Siegesritt,
An seines Rosses Bug will ich mich heften,
Sein Flammenhauch reißt mich im Sturme mit.“

„Es sei, es sei,“ beginnt der Alte wieder,
Ein kalter Strahl durchbohrt sein ödes Herz,
„Es sei, es sei,“ und kämpft gewaltsam nieder
In tiefster Brust der Todesahnung Schmerz.

„Es sei, es sei, aus einem Hünengrabe
Erhob ich jüngst ein goldnes Hünenschwert,
Das drück' ich in die Hand dir, holder Knabe,
Ein König trug es, du bist seiner wert!“

Da plötzlich kommt ein fürchterliches Rasen,
Ein Wolkenmeer; es löscht der Sterne Licht:
„Das ist das Mutesheer, das sind die Asen,
Verbirg in Grabesnacht dein Angesicht!“

In ihre Mäntel sie die Häupter hüllen,
Umklammern sich im jähen Todesschreck,
Und fürchterlich mit fürchterlichem Brüllen
Geht über sie das Mutesheer hinweg.

Die Schlacht.

Traurig, bis zum Tode traurig,
Sitzt der Alte auf dem Felsriff,
Unter sich die ungeheure
Landschaft, bis zu fernsten Bergen
Aufgeschlossen, und bedeckt schon
Von unzähligem Gewimmel
Kampfeswut=durchraster Menschen:

Die zwei riesenhaften Heere
Wälzen sich, zwei schwarze schwere
Wolkenballen, daraus tausend,

Abertausend Blitze zucken,
Gen einander, stumm und furchtbar.
Noch erklingt nicht das Gebrülle
Der Geschütze auf dem Blachfeld,
Wo die Würfel fallen müssen
Auf Jahrhunderte hinein.

Seine Seele weilt wo anders,
Weilt beim Liebling, der im ersten
Thau des Morgens von ihm fortging
In die Schlacht; im Riesenkampfe
Der Germanen mitzukämpfen,
Mitzubluten, mitzusterben
Für die längst von Gott verheißne,
Gottdurchblitzte Geistesfreiheit
Seines Volkes, nach den tausend
Hungerjahren in der Wüste. —

Traurig, bis zum Tode traurig,
Sitzt der Alte auf dem Felsriff:
„Nimmer werd' ich dich erschauen,
Meines höchsten Greisenalters
Letzte Blume, Grau in Grau
Wird mein Ende. Aber niemals
Hätt' ich dich zurückgehalten.
Heute müssen Greis und Knabe,
Alle kämpfen, rasen, siegen,
O ich selber kämpfe, kämpfe,

Leide mehr als tausend, tausend,
Die den glühen Feuerschlünden
Heut entgegendürfen. Ewig
Dank dem Himmel, daß auch ich noch
Mitzulieben, mitzuleiden,
Trostlos lebe. Meines ganzen
Volkes riesenhaften Kampf und
Angst und Sehnen mitentscheide,
Und ich siege. Nicht vergebens

Hab' ich diese Nacht unsäglich,
Alle Qualen frühern Lebens
Wiederholend, durchgelitten
Um den Liebling, den man tot mir,
Mit durchschoss'ner Brust mir bringen
Wird. — Das ist das Ende.

Ja der
Ewigkeit Sirenensänge
Dringen schon herein; wie Geister-
Flügel rauscht es seltsamlich und
Hinter mir verschollen, zwecklos,
Ausgelöscht in Lust und Leide,
Liegt das Leben. Unermeßlich,
Graun-unendlich gähnt des Todes
Abgrund vor mir, gähnt des ewigen
Lebens keinem Menschengeiste
Je gelöstes Rätsel, strandlos,
Wie dem Vogel, der das feste
Felsenriff verlassend, übers
Grenzenlose Meer dahinfliegt.
Furchtbar! Aber ein allmächtig
Gläubiges Vertrauen sitzt im
Kernpunkt meines Wesens; stille,
Still und fromm leg' ich die Hände
In den Schoß. — Nun walte, walte,
Ewige Liebe, ewiger Geist,
Ueber mir und diesem edel-
Stolzen Knaben. — Dessen Seele
Wird auch nicht verwehn im grausen
Allgewühl und wird vielleicht noch
Nach Aeonen süß-unkenntlich
Mir begegnen. — Walte, walte,
Ewige Liebe, ewiger Geist."

Also sinnt der Greis. Da rüttelt
Ihn der Donner der Geschütze,

Der, die Ebene durchrollend,
An den Berg schlägt, auf, — entsetzlich
Brüllend. Ineinander hängen
Sich die beiden Riesenheere,
Unabsehbar. — Vorgebeugt
Blickt der Alte, stieren Auges,
In das Schauspiel. Ihm zur Rechten,
Auf dem seichtgewellten Vorland
Hält das Heer der Freunde, mutvoll
Stehen sie dem Andrang. Aber
Von der linken Seite kommen
Alle Feinde unsres Volkes;
Endlos aus der Ferne sieht er
Sie sich vorwärts drängen. — „Wehe!“
Ruft der Greis, „die Zahl der Feinde
Wächst noch immer; Fahnen seh' ich,
Feindesfahnen, Trikoloren,
Blutigrote, rabenschwarze,
Mit einander flattern, eine
Grause Mischung!“ — Toller immer
Rast die Schlacht. Der Pulvernebel
Ueberwölkt das ganze Blachfeld,
Wie ein Tuch, draus fahren Blitze,
Kocht der Atem der Geschütze,
Erderschütternd, wogenbrandend,
Wie die Sturmflut, daß die Lerchen
Aus der Luft heruntersinken
Zu dem Alten auf das Felsriff
Und mit scheuen Augen bei ihm
Hilfe suchen. Grauenhafte
Angst der Seele perlt auf seinem
Angesicht; ihm scheint des Feindes
Anprall Boden zu gewinnen.
Unaufhörlich rollt es, grollt es
Aus dreitausend Feuerschlünden,
Daß die fernen Riesenberge

Aufzuschwanken scheinen. Krampfhaft
Folgt er mit dem Pilgerstab
Jeder Regung. Immer neue
Scharen wälzen sich und Igel=
Artig muß das Heer der Deutschen
Sich zusammenziehn und wieder,
In der äußersten Verzweiflung,
Auf sich spannen und die Stacheln
In die Feinde treiben. — Nutzlos,
Jede Kraft verbraucht sich — grausig,
Grausig, und der Alte, an dem
Stabe reckt er zähneklappernd
Hoch empor sich und verschlingt
Das Getümmel mit den Augen.
Da erleichtert sich der Pulver=
Dampf urplötzlich. Eine Gasse,
Eine weite Sonnengasse,
Reißt der Sturm, von Osten kommend,
In den Greuel, läßt erblitzen
Millionen hochgezückter
Todeswaffen, wirft die schwarzen
Abgrundnebel auf die Feinde.
Und die Deutschen, wie die wilden
Tiere stürzen vorwärts auf die
Abendlichen Streiter. Rauschend
Klingen Siegsdrommeten, klingen
Schlachtenhörner, mit gefälltem
Bayonette stürzen alle
Löwenartig, ohne einen
Schuß zu thun. — Auf Leichenhügel,
Leichenwälle, Leichenberge,
Geht es rasend. Ein entsetzlich
Schlachtlied reißt sie, überheulend
Selbst den Donner der Kanonen,
In die Feinde, und die beiden
Flügel weit entfaltend und des

Feindes Schlachtenreih' umklammernd,
Geht es vorwärts; in die Lücke
Brechen hunderttausend Reiter,
Harnisch unter weißen Mänteln,
Wie die Geister der Erschlagnen,
Der seit tausend Jahr Unschuldig-
Hingesunknen Rachegeister,
Sturmbeflügelt, und inmitten,
Riesenhaft des deutschen Reiches
Heldenbanner mit den beiden
Händen haltend, hoch im Goldhelm,
Auf dem weißen Roß sich bäumend,
Sprengt der Führer.

Uebermenschlich
Angestrengt das Licht der Augen,
Glaubt Merlin, sein Götterantlitz
Zu erkennen. Jäher Sieges-
Taumel faßt ihn, mit der Rechten
Seinen Pilgerstab aufhebend,
Wirft er ihn, gleich einem Wurfspieß,
Nach dem Völkerschlachtenknäul. — Da
Surrt herauf vom Feld verloren
Eine Kugel auf die Stirn ihm,
Und im Tode stürzt der Alte
Rücklings nieder auf das Felsriff.

Am Ende.

Vier Grenadiere, stark und jung,
Vom Schlachtgefilde schreiten,
Da mit der Morgendämmerung
Noch Nacht und Nebel streiten.

Die Brüder sind's der Margaret:
Auf ihren Schultern tragen
Sie angestrengt und still und stet
Weit offen einen Schragen:

Drin liegt das junge Heldenbild;
Sie haben ihn gefunden
Im leichenstarrenden Gefild,
Bedeckt mit Todeswunden.

Sie tragen zu dem Berge hin
Die Leiche dieses Knaben,
Hinauf zu seinem Freund Merlin,
Er möge ihn begraben.

Er möge ihn auf Bergeshöhn
Zur ewigen Ruh bestatten,
Die Blumen blühen dort so schön
Auf sonnenhellen Matten. —

Tiefunten jagen durch das Feld
Beschwingte Reiterscharen,
Lobsingen laut dem Herrn der Welt
Beim Klange der Fanfaren:

„Der Völkerkampf hat ausgeloht,
Die Herzen sind entsündet,
Ihr Leben in das Morgenrot
Der ewigen Liebe mündet.“

So geht das Lied und allgemach
Verweht es in den Winden,
Sie sehen schon das Hüttendach
Im Schatten zweier Linden.

Sie spähen ängstlich her und hin
Rings auf der Bergesscheide,
Sie rufen laut: Merlin, Merlin!
Grabstille bleibt die Heide.

Und wie sie mit dem Sarg sodann
Das Felsenhaupt erstiegen,
Sehn sie den ururalten Mann
Gestreckt im Tode liegen:

In seinem härenen Gewand
Wie mit der wettergrauen

Und wetterharten Felsenwand
Aus einem Stück gehauen.

Der jüngste von den Trägern ruft:
Er darf nicht in die Erde,
Sein Wunsch war, daß in freier Luft
Er eingeäschert werde.“

Sie setzen auf den Boden hin
Die rauhe Totenbahre;
Ein Friedensengel schläft darin,
Im braunen Lockenhaare.

Sie gehen nach dem Walde fort
Und holen Tannenscheiter,
Wacholderbüsche, längst verdorrt,
Auch grüne Alpenkräuter.

Sie schichten hoch den Scheiterhauf
Und betten Leich' an Leiche,
Sie werfen Eschenzweige drauf
Und wilde Rosensträuche.

Der Frühling und der Winter ruht
Beisammen, eng verschwistert,
Sie fachen an die Feuersglut,
Es flattert und es knistert.

Ein schweres Rauchgewölke stürmt
In düster roter Farbe, —
Und aus dem Rauchgewölke türmt
Sich eine Feuergarbe.

Den Mannen scheint ein Traum zu sein
Das Werk, das sie begonnen,
Sie starren in die Glut hinein,
Von Thränen überronnen.

Die Flamme singt so sonderbar, —
Und wie sie aufwärts schauen,
Sehn sie ein Adlerbrüderpaar
Verschwinden hoch im Blauen.

XI.

Aus Merlin's Nachlaß.

Ihr meiner Heimat sanfte Berge,
Durch langes Leben mir geweiht,
Was hab' ich noch als dunkle Särge,
Genossen längst vergang'ner Zeit?

Was hab' ich noch als irre Thränen,
Vergossen still im Abendrot,
Ein schmerzliches Hinüberſehnen
Aus dieses Lebens Kampf und Not?

Frühling.

Der Frühling kam. Mit weißen Blütenbäumen
Bedeckt sich wieder neu der Erde Nacht,
Und wieder ist ein ahnungsvolles Träumen
Vom ewigen Leben in mir aufgewacht.

Es blühen selbst die Dornen und die Nesseln,
In jeder Pflanze siegt das Himmelslicht,
O Wunderblüte, wenn einst seine Fesseln
Mein schmerzverklärter Geist im Tode bricht.

Wegewart.

An der Straße, rauh und hart,
Ueber hingeworfne Steine,
Blüht die blaue Wegewart, —
Arme Blume, denn sie harrt,
Daß der Sommer jetzt erscheine.

Ach, der Sommer ist dahin,
Darfst ihn nimmer mehr erwarten,
Grauer schon die Wolken ziehn,
Und der Vögel Melodien
Sind verstummt im Obstbaumgarten.

Blaue Blume, starr und wild
Stehst du an verlassenen Wegen,
Meines eignen Herzens Bild,
Das vom Leben ungestillt,
Einsam blüht dem Tod entgegen.

Federnelke.

Blume des Herbstes, du liebliche, feine,
Duftende Nelke mit flockigem Kranz,
Seh' ich dich blühn um die Felsensteine,
Wieder ich weine,
Wieder dahin ist des Sommers Glanz.

Goldrot die riesigen Wälder sich färben, —
Bei dieses Himmels verlockendem Blau
Denkt man nicht dran, daß so balde sie sterben,
Vor dem Verderben
Wehen die Lüfte so sonnig und lau. —

Einsame Seele, mit schmerzlichem Sinnen
Siehst du die Blume des Herbstes erblühn —
Jahre um Jahre rauschen und rinnen
Traurig von hinnen,
Ach, und die Träume der Jugend verglühn.

Nun liegt das Laub am Boden,
Das nachts der Sturm geknickt,
Und über nichts als Toten
Das Auge trauernd blickt.

Mit seinen Wolkenheeren
Kam Wodan noch einmal,
Von Dünsten rein zu kehren
Auf Erden Berg und Thal.

Ich hört' im halben Wachen
Sein Nahen, furchtbar schön,
Der Eichenwipfel Krachen,
Das grausige Getön.

Da hab' ich bang geflehet
Zur ewigen Macht, ich bin
Ja selbst ein Blatt, das wehet,
Wer weiß, woher, wohin?

Im Spätherbstnebel, im wirbelnden Schnee,
Bei des Tages verlöschendem Schein,
Hinirr' ich am kleinen verwunschenen See
Durchs klippige Felsengestein.

Die Heide verdämmert in Nebel und Sand,
Voll unaussprechlicher Ruh,
Weich deckt sie mit linnenem Leichengewand
Der Schneemann, der spinnende, zu.

Aufschwirren mir über dem Haupte dahin
Zugvögel, ein rauschender Flug, —
Bedenk' ich das Leben und seinen Gewinn,
So hab' ich der Thränen genug.

Bedenk' ich den Jammer, den Kummer, die Not,
Der Schönheit verzehrende Pracht,
So möcht' ich, im Herzen den sicheren Tod,
Erliegen der kommenden Nacht.

Leite mich, du Herr des Lebens,
Leite mich an deiner Hand,
Zu dem Endziel alles Strebens
An des Grabes dunklem Rand.

Nach unendlicher Beschwerde
Wird es endlich Friede sein,
Aber in den Staub der Erde
Bettet nicht den Leib hinein.

Wo die höchsten Felsenspitzen
Ragen in das Firmament,
Wo die grauen Geier sitzen,
Wo das heil'ge Feuer brennt,

Sprühe meine Aschenschichte
In die reine Himmelsluft
Und mein Geist zum Sonnenlichte,
Wie der Maienrose Duft.

Für meines Volkes Größe
Hab' ich gekämpft, gesiegt,
Ging ich in Knechtesblöße,
Auf daß ich es erlöse,
Daß hoch sein Banner fliegt.

Der Pelikan die Jungen
Mit seinem Blute nährt,
So ist, was ich gesungen,
Mir aus der Brust gedrungen,
Und hat mich früh verzehrt.

Darum ein Schwert mir leget
Auf meines Grabes Nacht,
Daß es sich klirrend reget,
Wenn einst vom Sturm beweget
Mein Volk zum Licht erwacht.

Verwandtes Volk, das nach des Ganges Fluren
Vom rauhen Hochgebirg herunter drang,
Indessen gegen Sonnenuntergang
Mit Weib und Kind die armen Deutschen fuhren.

Noch heute spürt man der Verwandschaft Spuren,
Ihr seid durch euren ewigen Sehnsuchtsdrang,
Ihr seid durch euren klagenden Gesang
Im Völkermarkt die geistigen Naturen.

O Brudervolk, im Schacherjoch des Briten
Gehst du dahin in dumpfen Träumereien,
Derweil bei uns die Sem- und Jesuiten

Im Schutz der Reichsgesetze baß gedeihen —
Einst aber kommt auf weißem Roß geritten
Ein Gottessohn, uns beide zu befreien.

Gelüstet euch, mit euren Panzerflotten,
Ihr kecken, heuchlerischen Meertyrannen,
Auch noch den fünften Erdteil zu umspannen,
Vom armen Fellah bis zum Hottentotten?

Vom Glück Jahrhundert lange hart gesotten,
Ging euch das letzte Rechtsgefühl von dannen,
Glaubt ewig ihr den Sieg ins Joch zu bannen,
Vor eurem Krämerwagen herzutrotten.

Noch ist es still, noch ruh'n, vom Wüstensande
Halbzugedeckt, die schönen Morgenlande,
Eintönig zieht dahin die Karawane —

Bald aber wird ein Schwert aus Wolken stechen,
Und Allah wird zu seinem Volke sprechen:
„Roll' auf die Welt mit des Propheten Fahne.“

Mein armes Herz ergreift ein grimmig Sehnen
Nach jenen wundervollen Blütentagen,
Ich seh' die alten Dorersäulen ragen,
Ich schaue Zeus, Apollon und Athenen.

O schönheitstrunkner Frühling der Hellenen,
Mit einer Roheit, es ist nicht zu sagen,
Ward Bild um Bild im Götterkranz zerschlagen,
Jahrtausende voll Nacht und Blut sich dehnen.

Auch du, gewalt'ges Lichtvolk der Germanen,
Mit deines Geistes abgrundtiefem Ahnen,
Wie wurdest du vernachtet und mißhandelt.

Wenn einst am Urlicht deine Früchte reifen,
Wird man auf Erden nimmermehr begreifen,
Daß du so lange bist im Schlaf gewandelt.

Harr' aus!

Drangvoll gekeilt in fürchterlicher Enge,"
„Harr' aus, mein Volk, es gilt den letzten Kampf,
Hörst du im Westen die Trompetenklänge,
Von Osten her der Rosse Hufgestampf, —
Wie Sand am Meer erscheint der Feinde Menge,
Ergreif' dein Schwert in wildem Todeskrampf,
Ergreif' dein Schwert, das wieder neugestählte,
Von ungestümem Opfermut beseelte.

Du freutest dich an friedlichen Gewerben,
Durchpflügtest angestrengt das Neubruchland,
Die fernsten Länder forschend zu erwerben,
Hast du die weißen Segel ausgespannt,
Da — diesesmal dich gänzlich zu verderben,
Bereiten sie den neuen Kriegesbrand, —
Aufschreien schon die Geier und die Raben,
Sich wieder am Germanenblut zu laben.

Was grollt ihr denn da drüben an der Seine?
Jahrhundert lang habt ihr mit Brand und Mord
Uns heimgesucht, die ururalten Späne
Spinnt ihr noch immer sinnlos wütend fort,
Bewaffnet wiederum bis an die Zähne,
Verlangt ihr wiederum des Rheines Bord,
Wo die Gebeine unsrer Kaiser ruhen,
Die ihr gestört in ihren Grabestruhen.

Du Slavenvolk auf Ostens Länderflächen,
Dein Reich sich ins Unendliche verliert,
Herunter zu des Paradieses Bächen,
Bis wo im Eis das Herzblut eingefriert,
Die eigne Knechtschaft konntest du nicht brechen,
Die Schrecken über Schrecken ausgebiert,
Erdrückt vom Uebermaß der eignen Sünden,
Zielst du nach uns mit deinen Feuerschlünden.

Doch, als auf Hellas' heilige Gefilde
Das Heer der Perser zahllos sich ergoß,
Erschienen plötzlich himmlische Gebilde,
So daß ein Lichtstrom aus den Wolken floß,
Ging grauenhaft mit ihrem Gorgoschilde
Athene selber auf die Feinde los —
Auch meinem Volke wird im schwersten Jammer
Sein Gott erscheinen mit dem Schlachtenhammer.

Der Kampf wird furchtbar! Aus den tiefsten Reichen
Des Geistes nährt sich dieser Feuerbrand, —
Derweil die Larven, die im Finstern schleichen,
Nachschüren mit der bleichen Knochenhand; —
Der Kampf wird furchtbar! Leichen über Leichen
Verstauen sich am Rhein- und Donaustrand, —
Dann aber wird, trotz allen Wüstengeiern,
Mein Volk der Menschheit Osterfeste feiern.

Mein Volk.

Vor grauen Zeiten drangst du von Osten her,
Mit Eisenschwertern tilgend der Kelten Macht,
Die stolz am Rhein- und Donaustrande
Thronten im Schimmer der Broncewaffen.

Mit reichen Thälern prangte dein Jugendland,
Bei milden Völkern, denen von Berg zu Berg,
Im Hochgefühl der Götternähe,
Heilige Feuer als Opfer glühten.

Schon manch Jahrtausend pflügst du das Distelfeld
An Gletscherflüssen, nimmer umleuchtet dich
Des Friedens Oelzweig, noch der Lorbeer
Eigener himmelentspross'ner Anmut.

Das Feuer aber, heilig und wundervoll,
Das du gerettet, kämpfend und heimatlos,

Noch immer deiner Brust entströmt's, die
Alternde Erde mit Licht zu tränken. —

Mit jenem Urlicht, das in der Nächte Sturm
Noch wächst, und weit noch über die Welt hinaus,
Woselbst wir dulden traumhaft-elend,
Seine befreiende Sonne sendet.

Heimweh-Klänge.

Immer tiefer senkt mein Haupt
Sich zu Grabe nieder,
Hatte früher, weinumlaubt,
Noch zu stillen mich geglaubt,
An dem Hauch der Lieder.

Immer ernster leg' mein Los
Ich in Gottes Hände, —
Bin ein Pilger, arm und bloß,
Aber du bist ewig groß —
Vater, o vollende!

Giftige Dämonen schlürfen
Aus den Adern mir das Blut,
Hätt' ich in der Jugend dürfen,
Unter riesigen Entwürfen,
Trinken aus des Lethe's Flut.

Millionen Sterne schwirren
Durch den ungeheuren Raum,
Ach, wir kämpfen, und wir irren,
Wer vermöchte zu entwirren
Dieses Lebens Todestraum?

Nun bist du meinem Blick verschwunden,
Gott weiß allein was ich verlor,
Jedoch das Glück, das ich gefunden,
Flammt immer noch in mir empor.

Noch lebt mein Herz in deinem Bilde,
Du zogest in die Ferne fort,
In deinem Blick voll Lieb' und Milde,
In deinem letzten Abschiedswort.

Durch Dornen führen meine Pfade,
Der Winter von den Bergen weht,
Doch wo ich bin, ist Gottes Gnade,
Und was ich leide, wird Gebet.

Gebrochen wank' ich hin an meiner Klause,
Aus der du freudestrahlend gingst hervor,
Nun öffnet sich so geisterhaft das Thor,
Auf daß es mir in tiefster Seele grause.

Du bist's gewesen, der im Weltgebrause
Den Götterfluch der Sehnsucht mir beschwor,
Ich wanke weiter, wie ein ärmlich Rohr,
Damit der Sturm des Herbstes mich zerzause. —

Da war es Frühling, und die erste Blüte
Des Mandelbaumes fiel mir auf das Kleid,
Ich liebte dich mit namenlosem Leid, —

Du warst so schön, aus deinem Auge sprühte
Der Thau des Himmels, über mein Gemüte
Kam schon ein Schauer der Unsterblichkeit.

Wenn ich dereinst aus dieses Lebens Hast,
Frisch angethan in schimmernde Gewande,
Eingehe in die Paradieseslande,
Ein schwergeprüfter, müder Erdengast — —

So findet in des Südens Zauberglast
Der Pilger, der verirrt im Wüstensande,
Aus Glut und Rauch und gelbem Sonnenbrande
Im Palmenwalde die ersehnte Rast.

Das Haupt verhüllend, sink' ich selig hin, —
Mir träumte schwer, nun weiß ich, wo ich bin,
Ich höre meiner Heimat schönste Lieder.

Die meine Seele einst durch Thränen sah
Der ewigen Liebe, sind mir ewig nah,
Die ich verloren, find' ich alle wieder.



XII.

Götter und Helden.

Entschlage dich der Dogmen-Reiterei
Und -Streiterei, und wachse göttlich frei,
Der Palme gleich, die sich am Meerstrand sonnet,
Von einem Hauch der Ewigkeit durchwonnet.

Bacchuszug.

Schon liegt euch im Rücken das griechische Meer,
Lawinenhaft sammelnd ein jauchzendes Heer,
Geht vorwärts im Flug
Des göttlichen Knaben Eroberungszug.

Kleinasiens blühende Länder entlang,
Mit glühenden Tänzen und Siegesgesang
Und Flötengetön,
Und der Gott auf dem goldenen Wagen so schön.

Schon umfängt euch der Wüsten unendlicher Raum,
Trüb hebt sich an ihrem verdämmernden Saum,
Wie Nebel der Nacht,
Der alten Chaldäer verschüttete Pracht.

Und schon rührt er sie an mit dem zaubernden Stab,
Und schon wuchert der Weinstock aus Trümmern und Grab,
Hoch strömt in die Luft
Der herzenerlösende, himmlische Duft.

Und weiter und weiter nach Osten hinein,
Wie schlingt sich um Persiens Rosen der Wein!
Zusammengesellt
Zum seligsten Taumel die Völker der Welt!

Was rauscht in des Indus fünfarmigem Strom,
Was flicht in der Palmen erhabenem Dom
Sich der Weise sogar
Die schwellenden Traubengewinde ins Haar!

O lustiger Tod, o tötliche Lust,
Wild stoßen die Weiber das Schwert in die Brust;
Und das rieselnde Blut
Gießt Oel in die Glut, in die wachsende Wut!

Und darüber da thront, ob es brandet und schrillt,
Der unsterbliche Gott wie ein Marmorbild;
Nur wie raschelndes Laub,
Umwirbeln ihn jene Gebilde von Staub.

Doch kein Schatten von Weh zuckt über ihn hin,
Er weiß ja der Welt tiefinnersten Sinn,
Was hinter dem Grab;
Und er deutet noch immer voran mit dem Stab!

Wodan.

Auf den Armen sieht der Vater
Alles Lichts und alles Lebens,
Ist ihm Tröster und Berater,
Daß sein Mühsal nicht vergebens.

Während sie beim Mahle prassen
Und den edlen Wein verschütten,
Geht er leise durch die Gassen,
Pochend an Palast und Hütten.

Jener bleibt Ihm festverschlossen,
Hier setzt man am Tisch Ihn nieder,
Und wenn Er das Brot genossen,
Geht der hohe Fremdling wieder.

Und geheiligt bleibt die Schwelle,
Und die treuen Schwalben kommen
Jeden Frühling an die Stelle,
An das niedere Dach des Frommen.

Und des Himmels Wetter winden
Sich vorüber an dem Hause,
Und die schlimmen Räuber finden
Nicht den Weg zur stillen Klause.

Aber ihre Kronen kräuseln
Lilien auf blankem Stengel,
Und es naht mit sanftem Säuseln
Hier dereinst der Todesengel.

Firdusi.

Mein Haupt ist eingesunken
In alter Völker Glück,
Viel tausend Geistesfunken
Bracht' ich davon zurück.

In Königsgräber Tiefen
Grub ich manch finstern Gang,
Und sahe wo sie schliefen
Schon zwei Jahrtausend lang.

Die größten Reiche schwinden,
Die kühnste Menschenkraft,
Kaum ist die Spur zu finden,
Von dem was sie geschafft.

Was bleibt in diesem schweren,
Verstürmten Lebenstraum,
O wolle nur begehren
Das Licht vom Sternenraum.

Dante.

Zusammenbricht mein Herz, vom Jammer müd,
Ich bin ein Rosenstrauch, im Schnee begraben,
Noch einmal möcht' ich einen Frühling haben,
Allein ich sterbe elend und verfrüht.

Stets für das Größte hat mein Haupt geglüht,
Stets nach dem Tiefsten hat mein Sinn gegraben,
Doch durfte jemals eine That mich laben,
War mir zuvor die beste Kraft versprüht.

Mein Tag ist friedlos, schlaflos meine Nacht,
Nur mein Gesang gesteht, was ich gelitten,
Und meine Qual hat sich verhundertfacht,

Wenn ich im Geiste für mein Volk gestritten; —
Kaum in das Menschenleben aufgewacht,
Hab' ich den Weg zur Hölle schon beschritten.

Die heilige Elisabeth auf der Pilgerfahrt.

Im Schlossengezisch und im Rauch
Der Moorthäler wall' ich und wall' ich
Mit blutenden Füßen,
Aber das alles
Wäre mir nichts,
Wüßt' ich ein Ziel, ein Streben,
Wüßt' ich das Rätsel des Lebens. —
Ich sehe die Sonne sich heben
Aus dem unendlichen Meer,
Und versinken wieder
In Gold und in Purpur;
Ich sehe die Stern', holdselig und groß,
Aufziehn am Gewölb,
Und unter mir tief
In den wolkigen Schluchten
Rollt furchtbar schön
Der Wagen des Donners
Und züngeln empor
Die Schlangen des Blitzes, —
Aber was löscht mir die Flamm' in der Brust,
Was reicht mir Frieden und himmlisches Labsal,
Daß ich erfasse dies Leben
Und nicht schaudre vorm Tod!

Hohenstaufen.

Glückselig glänzt der Rhein- und Donaustrom,
Wo Sänger wandeln unter Harfenklingen,
Aufkreisen Falken mit behenden Schwingen
Und am Gestade baut sich Dom an Dom.

Doch ist es nur ein täuschendes Phantom,
Ob auch die Türme zu den Wolken dringen,

Die Dichter all die Herrlichkeit besingen, —
Den süßen Minnetrank vergiftet Rom.

Es löst der Papst mit seinem Fluch und Segen
Das Siegel von den heiligsten Verträgen,
Aufruhr, Verrat und Brand und Brudermord,

Das wütet furchtbar unersättlich fort,
Bis hingesunken unter Henkersschlägen
Der letzte Staufen an Neapels Bord.

Luther.

Germania, es hat die welsche Schlinge
Sich wieder schwer um deinen Hals gelegt,
Daß sich in dir kein frischer Puls mehr regt,
Daß dir zum Haupt der Todesblutstrom dringe.

Germania, noch werden grause Dinge
An dir geschehen, aber unentwegt,
Ob auch von schauerlicher Nacht umhegt,
Nach höchster innerer Vollendung ringe.

Geduld, Geduld, Jahrtausend-alter Jammer,
Jahrtausend-alter Fluch, er wird gerochen,
So furchtbar-ehern war noch keine Klammer,

Daß sie der Geist der Zeiten nicht gebrochen,
Ich höre schon des Weltgerichtes Hammer
Zermalmend an die Kirchenthore pochen!

Schubart.

O laßt mich fliehen aus dem Mummenschanz,
Aus dieser Zeit nichtsnutzigem Getöse,
Grimassenhaft, mit schlecht verhüllter Blöße,
Vollführen sie den reinsten Affentanz.

O laßt mich fliehen auf den Felsenkranz,
Natur, zu dir in deiner stummen Größe,
Daß sich mein Geist vom Bann der Lüge löse,
Sich sonne am urewigen Sonnenglanz.

Hinweg mit diesen angeschwemmten Bäuchen,
Hinweg mit diesen hohlen Schädelscherben,
Ich seh' mein Volk im Dogmenjoche keuchen,

Ich seh' mein Volk in Börsenhand verderben, —
Noch lieber Krieg mit Pestilenz und Seuchen,
Gebt mir ein Schwert, fürs Vaterland zu sterben!

Schiller.

Ein Riesengeist, dem diese Welt zu enge,
Erhobst du dich aus Marbachs stillem Thal,
Auf deiner Stirne schon das Kainsmal
Des Genius, der aufragt aus der Menge.

Die Schwabenheimat kürzte dir die Fänge,
Da gingst du fort, und noch in Todesqual
Entsprangen, unaufhaltsam, Strahl auf Strahl,
Aus deiner Brust unsterbliche Gesänge.

Was schön und groß und edel ist und rein,
Empfing durch dich das Volkstum der Germanen,
Du lehrtest sie, in diesem kurzen Sein

Im Irdischen das Göttliche zu ahnen, —
Aus deinem Herzen fiel ein Feuerschein,
Uns einen Weg ins ewige Licht zu bahnen.

Hölderlin.

Es trieb ihn weg zu klassischen Gestaden,
Zu rasten auf Olympias Tempelzinnen,
Wo des Alpheios heil'ge Wasser rinnen,
Zu pilgern auf Homers geweihten Pfaden.

Ach, Hölderlin, es war zu deinem Schaden,
Du konntest nicht den sichren Port gewinnen
Und kamst zurück mit irrgewordnen Sinnen,
Starbst langsam hin, von Finsternis beladen.

Was bist du in die Fremde fortgezogen,
Und doch besang den heimatlichen Fluß,
Mit seinen Pappeln, seinen blauen Wogen,

So zauberschön sein Dichtergenius,
Noch spielt um jene schlanken Uferbäume
Ein holder Nachhall deiner Wiegenträume.

Heine.

Dein Leben war ein fortgesetztes Sterben, —
Aus deinem jugendschönen Haupte sogen
Sirenen küssend dir das Mark und zogen
Dich nieder in ihr seliges Verderben.

Den höchsten Dichter-Lorbeer zu erwerben,
Entwandest du Apollo seinen Bogen,
Da ist sein Pfeil auf dich zurückgeflogen
Und du verblutest an dem göttlich-herben.

Und wie Merlin, sankst du, gelähmt die Glieder,
Lebendig noch in deinem Sarge nieder,
Und sangest noch beim Schein der Totenkerzen

Die wunderbarsten der Erlösungslieder,
Die jemals einem armen Menschenherzen
Gequollen aus dem Abgrund seiner Schmerzen.

Viktor Emanuel.

1878.

Jahrtausend-alter Bruderkampf zerstückte
Die stolzen Glieder dir, Italia,
Aus Todeswunden blutend lagst du da,
Du von den Göttern sonst so reich beglückte.

Und ob dich auch mit jedem Kleinod schmückte
Die höchste Kunst — kein Retter fern und nah,
Der Fremde nur, als er dich leiden sah,
Zu seiner Sklavin dich herunterdrückte.

Da kommt der Held, und mit des Schwertes Wucht
Treibt er die wilden Dränger in die Flucht,
Groß ist sein Haupt, als wie aus Erz gegossen,

Grad ist sein Sinn, zu jeder That entschlossen, —
Und heute noch, da jäh sein Volk verwaiste,
Lebt's freudig fort in seinem Heldengeiste.

An Bismarck.

(November 1881).

1.

Im Regen, in der Winterstürme Wut
Trag' ich zur Wildnis meine rauhe Klage,
Matt hängt die letzte Rose noch am Hage
Und trüb verschwimmt der Abendsonne Glut.

Ich denke an das teure Heldenblut,
Die fortgesetzten heißen Schlachtentage,
Als unser Volk mit seines Schwertes Schlage
Zerbrach des Reichserbfeindes Uebermut.

Wer spricht davon — elf Jahre sind es kaum
Und alles ist vergessen wie ein Traum,
Verklungen sind im Wind die Siegeslieder —

Die vielen kleinen Hunde kläffen wieder,
Denn weidwund liegt und treulos angekettet
Der große Löwe, der sie einst gerettet.

2.

Einst kommt der Tag, o weh, daß er muß kommen,
Wo die Germania wieder dein gedenkt,
Das Haupt zur Erde weinend hingesenkt,
Weil ihren Retter ihr der Tod genommen.

Dann sind wohl auch im falschen West erglommen
Die Lagerfeuer, und es tobt und drängt
Von Roß und Mann — die Zügel sind verhängt,
Des Rheines Ufer sind in Blut verschwommen!

Aufschwebe dann Dein Geist aus seiner Ruh,
So dir im schnöden Leben nie geworden,
Und hauche wieder Riesenkräfte zu

Dem deutschen Süden und dem deutschen Norden,
Daß noch einmal im Tiefsten aufgeregt
Furchtbar mein Volk auf seine Feinde schlägt.

3.

Einst war es eine Freude noch, zu leben,
Nun ist es eine Schmach, auf diesem Ball,
Wo ehrlos alles, alles im Zerfall,
Sich fortzuschleppen und nach Licht zu streben.

Die eigne Seele aus der Hand gegeben
Hat unser Volk und wurde der Vasall
Des goldnen Kalbs, das nunmehr überall
Uns nötigt, am gemeinen Staub zu kleben.

Die höchste Not nur, fürchterlicher Kampf
Bringt wieder uns zu besserem Besinnen, —
Doch nimmer wohl in Schlacht und Pulverdampf

Wir wiederum so leicht den Sieg gewinnen, —
Das ganze Volk, nicht bloß die schuldig waren,
Muß erst zuvor der Sünden Sold erfahren.

4.

Wenn einst wir stehen über Deinem Grabe,
So sammeln wir wohl alle Deine Worte,
Gleich einem goldnen Nibelungenhorte,
Der deutschen Jugend als die beste Gabe.

Du schlugst wie Moses mit dem Zauberstabe,
Da rings das Land in Wüstenglut verdorrte,
Lebend'ge Wasser aus der Felsenpforte,
Daß wiederum dein Volk die Fülle habe.

Noch lang beschütze Gott Dein teures Leben,
Und möchten meine Lieder, die vom schönen
Gestad des Neckars Dir entgegen tönen,

Wie Balsamhauch um deine Stirne schweben,
Die schwer durchfurchen jene Riesensorgen
Um deines Volkes Auferstehungsmorgen.

† Kaiser Wilhelm I.

(9. März 1888).

Ein müder Streiter schiedest Du von hinnen,
Nachdem Du alle andern überlebtest,
Das höchste Ziel auf dieser Welt erstrebtest,
Des Segens voll in jeglichem Beginnen.

Um Dich untröstlich unsre Thränen rinnen,
Der Du im kleinsten auch getreulich webtest,
Als Friedensherold vor den Völkern schwebtest,
Mit klugem Geiste und mit klaren Sinnen.

Durchs wilde Meer fährt nun das Schiff von dannen
Des neuen Reichs, — es gilt, nach allen Seiten
Mit Todesfeinden Brust an Brust zu streiten.

Ihr Preußen auf, ihr Sachsen, Alemannen,
Ihr Bayern auf, die Schwerter in den Händen,
Das große Werk fortkämpfend zu vollenden.

† Kaiser Friedrich.

(15. Juni 1888).

Nicht bloß ein Kaiser, auch ein Freund gewesen,
Bist Du, o Held, mir, der im Schlachtgetöse
Sein Volk befreite, das in Knechtesblöße
Dahergegangen und nicht konnt' genesen.

In Deinem Auge hab' ich tief gelesen
Die heilige Glut, daß echte Heldengröße
Sich selber überwinde und erlöse,
Und unaussprechlich lieb blieb mir Dein Wesen.

Und wie Du warst, so bist Du auch gestorben,
Inmitten höchsten Glanzes, höchsten Ruhmes,
Hast Du die Palme schwersten Duldertumes

Voll Mannesmut für Dich und uns erworben;
Ein jedes Aug' mit blutigen Thränen feuchtend,
Als Morgenstern auf Deutschlands Schilde leuchtend.

Moltke's Geist.

Wer reitet auf dem Geisterroß?
Der Mond am Himmel steiget, —
Er reitet ohne Dienertroß,
Als hätt' er vor dem Mund ein Schloß,
In sich versenkt und schweiget.

Das ist der Generalfeldmarschall,
Das Haupt herabgebeuget,
Horcht er auf den Kanonenhall,
Erdröhnend aus dem Erdenball,
Die Hand am Schwert, und schweiget.

Er reitet in das Syrerland,
Das glühend sich verzweiget
Bis an der Wüste dürren Sand, —
Ein Schakal heult an ihrem Rand,
Er spornt sein Roß, und schweiget.

Er reitet an den Alsensund,
Die Meereswoge rauschet,
„Ihr Hünengräber, grün und rund,
Du heimatlicher Buchengrund,“
Sein Ohr in Träumen lauschet.

Er reitet in den Böhmerwald,
Da sitzt der Tod und geiget,
Die Knochenfinger eingekrallt, —
Das Auge thränenüberwallt,
Hält an der Held, und schweiget.

Und weiter, weiter geht der Ritt,
Bis nach Paris und weiter,
Vieltausend Geister gehen mit
In feierlichem Siegesschritt,
Voran der Wegbereiter.

Dann wendet er das Roß herum:
Ein Mann, der Mücken seiget,
Kamele schluckend um und um,
Belustiget das Publikum, —
Er kehrt sich ab, und schweiget.

Er reitet vor des Königs Schloß,
Es liegt so schwarz und schweiget:
„Wo bist du, trauter Schwertgenoß?“ —
Aufwiehernd das Walkürenroß
Zum Himmel wieder steiget.



XIII.

Aus meinem Leben.

1890.

Fern und immer ferner tosen
Hör' ich schon des Lebens Fluß,
Auf dem Haupt, dem wünschelosen,
Einen Kranz von weißen Rosen
Ich schon heute tragen muß.

Aus meinem Leben.

In der Stadt, wo ich geboren,
Die ein Stutengarten war,
Schäumet wild und unvergoren
Neuer Wein bis an die Ohren
Uns im Herbste jedes Jahr.

Denn die steilen Hügelwände,
Die zum Thal herniederschaun,
Sind ein einzig Rebgelände,
Das vieltausend fleißige Hände
Ueber den Terrassen baun.

Aber rings im Kranze hauset
Freier Wald auf Bergeshöhn,
Und er brandet, und er brauset,
Daß die Seele süß ergrauset,
Rüttelt ihn der warme Föhn.

Allda wurde ich geboren, —
„Ungern," wie ich oft geklagt,
Als ein Weißer unter Mohren,
Trüb in Träumerei verloren,
Seit die Sonne mir getagt.

Allda, in dem Schwabenstamme,
Der ein komisches Gemisch
Aus erweichtem Urweltschlamme
Und des Tiefsinns heiliger Flamme,
Herb und derb und grüblerisch.

Darum war das Volk der Schwaben
Stets von Poesie durchquickt,
Männer sind's von großen Gaben,
Die den Friedrich Schiller haben
Außer Landes fortgeschickt.

Zu den Tagen meiner Kindheit
War die Stadt noch wenig groß,
War das Volk in sel'ger Blindheit,
Und mit unumschränkter Lindheit
Schlief es in des Königs Schoß. —

Schön vertraut mit Busch und Bäumen
Und dem kleinen Murmelbach,
Saß das Kind in Gartenräumen,
Sann der Wasserfälle Schäumen,
Sann dem Flug der Vögel nach.

Oftmals, wie zerriss'ne Stimmen,
Wie von werdendem Gesang,
Hört' ich's durch den Aether schwimmen,
Sah glühgoldne Feuer glimmen
Das verschlungne Thal entlang.

An krystallner Märchenspule
Webte meine Phantasei, —
Da gleich einem Schwefelpfuhle,
Oeffnet sich auch mir die Schule,
Und der Zauber war vorbei.

Wo man auf den harten Bänken
Saß mit seinem Schwergewicht,
Daß die Glieder sich verrenken,
Die Gedanken sich verschränken,
Blöde wird das Augenlicht.

Still davon! Die Jahre fliehen,
Hört ihr in der Märzennacht
Wunderliche Melodieen
Am Gewitterhimmel ziehen,
Hört ihr, wie das Volk erwacht!

Vaterland, du heilig-wundes,
Angefressen und zerstückt,
Spielst die Rolle eines Hundes,
Von der Hand des deutschen Bundes
Knurrend in den Staub gedrückt.

Acht und vierzig! — Blutigrote
Banner rollen in die Luft,
Die man längst verschrie'n als Tote,
Als der Zukunft Morgenbote
Steigt Germania aus der Gruft.

Acht und vierzig! — Throne fallen,
Und es wackelt mancher Zopf,
Bundestag hört auf zu lallen,
Adler mit gezückten Krallen
Schweben über seinem Schopf.

Viele hundert Professoren
Fangen zu regieren an,
Dort in Frankfurt, weltverloren,
Haben sie heraufbeschworen
Ihren Volksbeglückungsplan.

Scharfe Redeschlachten schlagen
Sie, vom tiefsten Geist durchblitzt,
Bis nach kurzen Flittertagen
Uns die alte Hand am Kragen
Nur um desto fester sitzt!

Ausgeliefert an die Dänen
Sind die Waffen und verkauft
Wird die Flotte, trotz der Thränen
Und des Jammerrufs von jenen,
Welche sie mit Blut getauft!

Aber an demselben Tage,
Da mein Volk versank ins Nichts,
Hält mit dumpfem Donnerschlage
Gott in seiner Hand die Wage
Seines ewigen Gerichts.

Und schon ist der Held geboren,
Der nach göttlichem Beschluß,
Trotz der vielen Professoren,
Den Lintdrachen, giftdurchgoren,
Mit der Faust erwürgen muß! —

Fern der Erde Glanz und Ruhme,
In der holden Einsamkeit,
In des Waldes Heiligtume
Wuchs ich fort als wilde Blume,
Ohne Haß und ohne Leid.

Wie die Blume, die durchronnen
Von der Sonne Götterblut,
Unter süßen Ahnungswonnen,
Ihre tiefsten Lebensbronnen
Auf zum Himmelslichte thut.

Selig in mich selbst versunken,
Von der ersten Jugendlust
Und der eignen Schönheit trunken,
Streute ich die ersten Funken
Meiner Lieder aus der Brust.

Sanfte Lieder, mit den zarten
Wolken zogen sie dahin
Ueber breite Bergeswarten,
Bis zum Paradiesesgarten
Reiste mit mein frommer Sinn.

Sanftes Herz, noch nicht zerrissen
Von der Welt gemeiner Not,
Von des Lebens Bitternissen —
Bis mit seinen Schlangenbissen
Erste Liebe dich durchloht!

Mich erfaßt ein tiefes Grauen,
Denk' ich was ich damals litt,
Also wächst ein Baum im lauen
Frühlingshauch, bis mit dem rauhen
Beil man ihm den Bast durchschnitt.

Mag ihn fürder auch verklären
Frucht und Blüte wundersam,
Wenn die Schwalben wiederkehren,
Rieselt es von dunklen Zähren
Aus dem übermoosten Stamm. —

Aber vorwärts aus der Presse
Klatschenden Philisterbrei's,
Trotz des Sturmes und der Nässe,
Vorwärts durch die Alpenpässe,
Durch das braune Gletschereis!

Vorwärts aus den engen Thälern,
Wo da blüht der blasse Neid,
Wo sie dir den Himmel schmälern,
Wo nach immer neuen Wählern
Schrill der Demokrate schreit!

Hinter mir des Nordens Nebel,
Und der trübe Wissensdunst,
All' die grundgelehrten Schnäbel
Mit dem lieblichen Geschwäbel,
Vor mir liegt das Land der Kunst.

Frisch ergrünte Weiden hingen
In den spiegelhellen See,
Drosseln an zu schlagen fingen,
Lächelnd in mir untergingen
Meines Lebens Angst und Weh.

Von geschmolz'nen Winterthränen
Drang mir aus der Brust ein Strom,
Neues ungestümes Sehnen
Mochte meinen Busen dehnen,
Solch ein Frühlingstag in Rom!

Trotz dem ewigen Gebimmel
Benedeiter Glocken Schar,
Blieb ihm doch der Heidenhimmel
Mit dem blühenden Gewimmel
Seiner Götter, marmorklar.

In den Villen, weltvergessen,
Standen sie so still und hehr,
Unter Eichen und Cypressen, —
Aus der Ferne unermessen
Schimmerte das blaue Meer.

Und der schlanke Götterknabe
Mit dem wehmutsvollen Blick
Sah nach meinem Pilgerstabe,
Als ob er gelesen habe
Mein kimmerisches Geschick. — —

Wieder nach den Bundesstaaten
Ich mit feuchten Augen schied:
Ohne Geld und ohne Thaten
Unterthänigst fortzuwaten
In dem weiten Sumpfgebiet.

Aber ungeheure Blitze
Fahren durch mein Vaterland,
Aus dem Diplomatensitze
Schwingt sich an des Volkes Spitze
Wild und ehern der Gigant!

Brechend mit dem Hergebrachten,
Reißt er, wie ein Schwert, das Wort
Aus ureignen Lebensschachten, —
Dürstend nach Erlösungsschlachten,
Stürzt das Volk im Sturme fort!

Unerhörte Schmach zu rächen,
Unerhörten Uebermut,
Unerhörte deutsche Schwächen,
Und in hochempörten Bächen
Rinnt das deutsche Bruderblut.

Da mit heißen Zornesadern
Windet sich der alte Rhein:
„Laßt das Ineinanderhadern!“ —
Und mit rauschenden Geschwadern
Geht es nach Paris hinein.

Mit dem Siegesschwerte fodert
Man zurück den welschen Raub,
Unser Reich, dahingemodert,
Wieder als ein Phönix lodert
Aus dem blutgetränkten Staub.

Was ich nur in Sternenweiten
Zu erblicken einst geglaubt,
Wie zu Barbarossas Zeiten
Deutsche Heldenkaiser schreiten,
Strahlenkronen auf dem Haupt! —

Und auch über meinen Wegen,
Die so lang durchs Dornenland
Führten unter Wetterschlägen,
Breitet sich ein milder Segen
Wunderbar aus Gottes Hand.

Sonnenhelle Frauenblüte,
Wurdest endlich selig mein, —
Ihre Anmut, ihre Güte,
Ihr tiefahnendes Gemüte
Ist mein steter Maienschein.

Ihre blauen Augen schauen,
Heldenhafter Liebe voll,
Mir in meine dunkelgrauen,
Jene Glut zurückzustauen,
So mich früh verzehren soll.

Wohl am Tage klug und witzig,
Ueberströmt von Lebenslust,
Bei den Weingesellen sitz' ich,
Aber in den Nächten ritz' ich
Todesrunen in die Brust.

Ewig nach dem Ewigschönen
Mich ein Himmelsheimweh zieht,
Kann mich nicht hieher gewöhnen,
Heimatlos in Geistertönen
Quillt mir aus der Brust das Lied. —

Meine Nebenschwaben zollten
Ihren Beifall mir schon lang,
Wenn sie nur vernehmen wollten
Diesen düster-rührend holden,
Ueberirdischen Gesang. —

Also wurde ich allmählich
Aus des Lebens Zwang und Zwist
Wieder in mir selber selig,
Und im Liebesdrang vermähl' ich
Mich mit allem, was da ist.

Schöne Heimat! Felsenklippen,
Höhlenreiches Kalkgestein,
Lilien mit Purpurlippen,
Dran die Honigbienen nippen,
Schwelgen dort im Sonnenschein.

Schöne Heimat! Heilige Berge,
Wo, bedeckt mit Gras und Laub,
Rätselhafte Hünenwerke,
Wo die Hohenstaufensärge
Schwermutsvoll im Klosterstaub.

Wie im Traume, senkt sich nieder
Mein tiefernstes Angesicht,
Meine Jugend kehrt mir wieder,
Mit dem Glück der ersten Lieder,
Und mein Herz ist voller Licht.



XIV.

Bilder aus Italien.

1862—1868.

Du Land der Schönheit, wo durch Pinienkronen
Die Rebe wuchert, wo zum ewig blauen
Gewölb des Himmels die Paläste schauen,
Und Rosen blühn auf Söllern und Balkonen.

Es haben längst die Völker aller Zonen
Gekämpft um deine Paradiesesauen,
Um deine Tempel, deine wettergrauen
Meerstädte, die am Felsgebirge thronen.

Wer dich gesehen, o dem altert nimmer
Das Herz im Busen, o dem bleibt ein Schimmer
Von Jugendglück und reinster Lebenswonne;

Und wenn im Herbst die Nachtigallen ziehen,
Faßt ihn das Heimweh, und er möchte fliehen
Hinüber nach Italiens gold'ner Sonne.

Auf meinen Reisen durch Italien, wobei ich fast immer das Glück hatte, von trauten, mitempfindenden Freunden begleitet zu sein, entstanden die hier gesammelten Bilder. Man erwarte keine Reisebeschreibung; es sind nur lose Skizzen, an Ort und Stelle in der Stimmung entworfen. Mit Absicht enthielt ich mich beinahe jeder Besprechung der Kunstschätze Italiens; hierüber wurde seit Winckelmann schon des Trefflichen genug gesagt. Für den nach Italien Reisenden möchte ich noch bemerken: vor allem nimm Jacob Burckhardt's Cicerone, eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens, mit über die Alpen, sodann einen Plaid und möglichst wenig Gepäck; Kleider und Schuhe kaufe im Lande selbst. Fangen die Gewänder zu kümmern an, so lege sie unter dem Jubel der Bevölkerung auf die Straße und lege dazu noch jene unnötige Angst, die, durch Zeitungen und Handbücher heraufbeschworen, sich als böser Alp dem in Italien reisenden Deutschen so gern auf die Schultern hängt und die Anmut seiner Bewegungen lähmt.

Abfahrt.

Den Boden teilt gewaltsam
Der Quellen muntrer Chor,
Es drängt sich unaufhaltsam
Im Baum der Saft empor.

Das Mark der Erde strebet,
Bis daß es selig blüht,
Und mit dem Adler schwebet
Darüber mein Gemüt.

So schön war der Frühling noch nie, wie diesmal in Stuttgart. Ueber Nacht sind die Buchen und Eichen grün geworden, und schauen rings von den Bergen fröh-

lich in die Stadt herein. Und alle Obstbäume blühen im Thal und erfüllen mit ihren silbernen Kränzen die Schluchten, die zwischen den Rebenhügeln zum Wald hinansteigen. Gegen Süden, wo kein Wald steht, dehnen sich blaulich spielend weite Flächen und locken in traumhafte Fernen.

O Frieden in der Frühe,
Wie singen die Vögelein!
Es bricht durch den dämmernden Nebel
Die Sonne mit sanftem Schein.

Es bilden sich Wolkenbilder
Am Himmel silberrein,
Und ziehen weiter und weiter
In die jauchzende Welt hinein.

Mit ihnen darf ich ziehen, das liebliche Neckarthal entlang. Schon winkt zur Linken der erhabene Hohenstaufen. Durch den tiefen Riß des Geislinger Thales, wo Burgtrümmern gleich die hohen zernagten Kalkfelsen über die buchengrünen Schluchtengehänge steigen, zieht sich die Bahn hinauf zur Hochfläche der schwäbischen Alb, zur rauhen Alb. Ein merkwürdiges, abgeschiedenes Land. Auf magerem, steinigem Grund breiten sich weite Weiden aus, wo vereinzelte alte Buchen zwischen Trümmergesteinen stehen. Allerorten senken sich hier auf dem feinen Rasen Erdfälle, trichterförmige Vertiefungen, ein. In der Mitte haben sie zuweilen eine Oeffnung, und Steine, die man hinabwirft, fallen erst spät und dann weithin dröhnend auf und verkünden, daß man hier über ein Gebirg von hohlem Leibe wandelt. — Schon glänzen hinter den flachen Moorthälern und einsamen Tannenhorsten Oberschwabens die Schweizeralpen herauf und ihnen zu Füßen dehnt sich in letzter Abendglut, gewaltig wie das Meer, der Bodensee.

Friedrichshafen.

Ich lag und schlief und schlief recht mild,
So schläft nur der Gerechte,
Da riß mich aus dem Schlummer wild
Ein wütend Hausgeknechte.

Der Arge wollte schon um Vier
Des Herren Stiefel haben,
Doch strahlend wichste er sie mir,
Und so verließ ich Schwaben.

Auf dem See ist großartige dämonische Gewitterbeleuchtung. Ueber den flachen deutschen Rand hangen trübrote Regenwolken in langen Streifen herunter; ganz dunkel tritt der See durch die leuchtende Dämmerung. Drüben aber liegen die Alpen in klarster Ruhe, wie eine Reihe von echten Königen. Der Wind wird immer heftiger, auf allen Wellen tanzen die weißen Schäfchen; Springbrunnen gleich stäuben die Spritzwellen am Hafenstrand empor! Aber der Sturm in mir ist doch noch fürchterlicher. Meine Koffer sind verladen! Drüben auf dem Schiff, das nach Romanshorn geht, schaukeln sie lustig dahin.

Mög' der Himmel dir genaden,
Deine Koffer sind verladen,
Wehe, wehe, weh!
Du schwimmst hüben,
Und sie drüben,
Auf dem Bodensee.

Viele Dutzend grauer Säcke
Stehen stumpf auf dem Verdecke,
Und so stehst auch du,
Siehst nicht wie die Schweizeralpen
Dich umlagern allenthalben
In erhabner Ruh.

Starrer stets wird deine Miene,
Stärker stets pocht die Maschine,
Sturm zieht auf mit Wut!
Einen Sänger ohne Kehle,
Einen Körper ohne Seele,
Wirft dich aus die Flut.

Chur.

Nichts ist schroffer
Als ein Koffer.

Und so muß ich im großartig beengenden Chur warten, bis das verladene Gepäcke kommt. Da ging ich die Thalschlucht hinauf, die noch in der Stadt linker Hand auf das Rheinthal hereinbricht. Ein großes graues Bergwasser stürmt rauschend hindurch. Ich ging hinauf, bis dahin, wo über den riesenhohen Felsabhängen die Sennhütten einsam stehen auf den grünen Alpenwiesen. Crocus, Gentianen, Primeln und alle die andern schönen farbigen Alpenfrühlingsblumen blühen. Unten in der Schlucht reißt sich immer wütender der Gießbach durch Felsen und Gerölle. Zwischen den in ihrer Schlichtung abenteuerlich, wurzelartig verdrehten Gneis- und Glimmerschieferwänden steht der üppigste Wald: Lärchen, Tannen und Laubholzbäume. Ich wollte einen der Berge ersteigen, doch immer wieder warf sich ein jähes Thal zwischen mich und den Gipfel; wie gehetzt von einem bösen Geiste quäl' ich mich ab, Wildbäche überspringend, mit Händen und Füßen mich im Tannendickicht emporreckend; der Gipfel scheint langsam rückwärts zu treten. Endlich auf freier Kuppe sitzt, wie ein Engel vom Himmel, ein „Luftbadegast“ und sonnt sich.

Luftbadegastes Gedanken.

Regenschirm liegt neben mir
Auf der Felsenkuppe,
Als Stillleben geben wir
Eine hübsche Gruppe.

Wie im Wald hier keine Spur
Vom geringsten Schwanken,
Unterband mir meine Kur
Sämtliche Gedanken.

Soll nicht mehr ins Tagebuch
Leichte Lieder dichten,
Schlürf' dafür den Harzgeruch
Von zehntausend Fichten.

Nicht verrostet, nein verharzt
Ist sogar mein Lieben,
Gestern hat es mir der Arzt
Ebenfalls verschrieben.

In den blendendsten Flanell
Ward mein Leib gewickelt,
Daß daran jedwede Stell'
Vor Genesung prickelt.

Viele Aerzte gaben mich
Wirklich schon verloren,
Aber sieh, schon öffnen sich
Wieder meine Poren.

Ja, befolg' ich ernstlich und
Dauernd die Methode,
Werd' ich noch einmal gesund,
Kurz vor meinem Tode.

Ueber die Alpen.

Ganz oben, wo das große steinerne Haus steht, ist der seichte See noch fest gefroren. Hier wächst kein Strauch, kein Kraut mehr, nicht einmal Alpenrosen und Heiden, die sonst so treuen Begleiter. Nur dünne Flechten überziehen schwachleuchtend die Felsen, die wie ein scharfgewelltes versteinertes Meer ringsum lagern. Und die Ufer des starren schweigenden Meeres sind Schneehörner, übermächtig aufsteigend; sie scheinen dem einsam-schauenden Wanderer immer größer und größer, immer näher und näher zu kommen, ihn zu erdrücken. Doch kaum ist der Rand der Hochfläche erreicht, öffnet sich mit einem Zauberschlag das weite Thal. Eine Welt von Felsgebirgen. Der Weg führt schwindelnd hinab durch trübselige Legforchen-Waldungen, die auf dem pulverfarbigen, zwischen Felsbrocken versunkenen Moorgrunde fortkümmern. Braune Gießbäche strömen hindurch und bilden kleine Seen. Weiter unten stehen hohe, hagere, verkommene Tannenbäume, voll grauer Haarflechten, von Stürmen und von Schneebrüchen durcheinander geworfen.

Legforchen verkrümmen sich düster
Um den schwärzlichen Hochmoorsee,
Tief geht in der Flut ein Geflüster
Von der Welt unsterblichem Weh.

Kalt beugen die Winde die schwanken
Schilfgräser am traurigen Bord,
Die wanken, wie Todesgedanken
Des Gemüts, dessen Blüte verdorrt.

Sumpfveilchen erglänzt in den Klüften,
Und das liebliche, lieblich verwaist,
Gießt über die Oede sein Düften,
Mildheilig, ein himmlischer Geist.

Ein Frieden ist hier, wie selten auf der Erde. Es ist noch gar so weit hinab zu den breiten Flußthälern und den ausgedehnten Feldern und Schlachtfeldern. Nur lautere Gießbäche, die auf den höchsten Spitzen durch das sonnigste Himmelslicht aus dem Schnee zusammenschmelzen, rauschen fröhlich herab, und erzählen denen im Thale nur von dem Herrlichsten der Welt, von der ewigen Klarheit dort über den Wolken, von dem fast unendlichen Blick über Länder und blaues Meer.

Italien erscheint, wie ein Engel auf Goldgrund.

Grünes Thal von Chiavenna,
Lachend in das Land der Wunder
Leiten aus der kalten Oede
Deine Krümmungen hinunter.

Neue Lüfte, neue Düfte,
Neuer goldner Strahlenregen,
Neuer warmer Lebensodem
Strömt dem Wanderer entgegen.

Und schon ahnt er jenen Frieden,
Den er dort sich wird erwerben;
Auf! Firenze, Rom, Neapel
Sehen und dann erst nicht sterben!

Comersee.

Göttlicher Comosee! Lieblichste Dampfschiff-Fahrt! Die steilen Ufergelände sind zu Gärten abgestuft, voll Myrten-, Orangen-, Cypressen- und Lorbeer-Grün. Villen, Kirchen und Klöster ragen schlicht und schön daraus empor.

Ueber Säul' und Söller schlingen
Sich die Rosen wild herein,
Und die Nachtigallen singen
Wie berauscht im Lorbeerhain.

Aber doch ward es mir höchst unheimlich, plötzlich mitten in der neuen, mir noch unverständlichen Welt. Hier stand ich wie angewurzelt in schönster Umgebung, und konnte nicht anders.

Auf dem Schiff des Sees von Como
Steht er wie ein Eccehomo,
Der sonst wortgewandte Dichter
Gar kein Italienisch spricht er.

Italiener rings mit großen,
Vorwurfsvoll karierten Hosen,
Nur die Italienerinnen
Mild zu lächeln schon beginnen.

Verona.

Nordstürme verfolgen den Wanderer immer noch; da rettet er sich durch das großartige, reich von stolz gegürteten Bettlern belebte Verona hindurch, hinan zum stillen Giusti-Garten mit seinen hohen, die Nordluft abwehrenden Terrassen, schön bepflanzt mit südlichen Bäumen. Unten im Garten springen die Brunnen in breiten Blumenbeeten und im Rechteck umher stehen prachtvolle Cypressen von edelstem, jungfrauenhaft-schmächtigem Wuchse, und ach, ganz oben auf sanfter Steinbank, die an die bequeme Balustrade stößt, sonnt sich der Fremdling zum erstenmal wieder und schaut wie trunken

hinaus über die weite, an Türmen und Kuppeln so reiche, majestätische Stadt. Dahinter, in der großen lombardischen Ebene die vielen Seen und Flüsse, bis im äußersten Süden sie anwächst zu Gebirgen, fast verschleiert vom warmen, rötlichen Frühlingsdunste des Himmels. Und des Fremdlings Haupt sinkt tiefer und tiefer auf den lauligen Stein der schönen Balustrade.

Und wenn ich nimmer, nimmer weiter weiß,
Da fällt urplötzlich Schlaf auf meine Glieder,
O wie so gut, als ob ein Engel leis
Mich deckte mit wohlduftendem Gefieder.

Hinunter sinkt in tiefste Grabesnacht
Das ganze große Heer der grauen Sorgen,
Und bin ich endlich wieder aufgewacht,
Liegt mir die Welt im Paradiesesmorgen.

Die schöne Welt, aufschimmern zauberhaft
Im weiten Ring der Berge Felsenzinnen,
Und in der Seele wogt mir süße Kraft,
Daß mir die Thränen übers Auge rinnen.

Gereinigt ist mein Herz und gänzlich fern
Von dieses Lebens eitlem Thun und Rennen,
Und ich vermag in ihrem tiefsten Kern
Die Herzen der Geliebten zu erkennen.

Mailand.

Am schönsten aber schläft es sich doch in Milano. „Es wäre hier nicht auszuhalten, wenn man das bißchen Schlaf im Dom nicht hätte," sagen die hier lebenden Deutschen, und wirklich, das ist nicht zu versäumen und im Nu geschehen. Draußen ist es stechend heiß und blendend hell und unaufhörlich wogen die Menschenwellen den Corso Vittorio Emanuele hinauf hinab, vorüber am Dom. Den Eintretenden aber empfangen die himmelhohen Säulenhallen mit sanfter Kühlung, wohlthuender Dämmrung und unwillkürlich sinkt er auf einen der Rohrsessel nieder. Die glühenden Farben, die rings von den großen gemalten Fenstern ausgehen, brechen sich an

den glatten vielgegliederten Marmorflächen vieltausendmal und zerfließen mit deren gediegenem Goldton, so daß die ganze Luft zauberhaft leuchtet, unwiderstehlich einschläfert.

Und in des selig Eindusselnden Ohr rinnt dazu noch der Hall des draußen an den riesenstarken Mauern abbrandenden Lebens, wie ein fernhin verrauschender mächtiger Strom, in dessen Mitte auf kühler weihrauchduftender Palmeninsel der Träumer hinabgleitet in das ewige Meer.

Als ich das erste Mal im Dome schlief, war beim Castello zugleich große Kanonade. Schuß auf Schuß schlug über die Stadt hin an Kuppel und Oberschiff des erhabenen Baues und rollte donnernd, herrlich die Höhen der Gewölbe entlang. So wird wohl einst das jüngste Gericht anheben; ein großartiges Rollen die Höhen des Himmels entlang, nicht gell aufschreckend, nein, eine wohlbesetzte, für immer erlösende Donnerblechinstrumentalharmonie!

Riviera.

Der Morgen kam. Mannshohes Heidekraut
Blüht rosig schimmernd um die Felsenflanken
Des großen Berges und bis an die blanken
Meervorgebirge, wo der Nebel braut.

Vom wolkenlosen Himmelsdome thaut
Der Friede Gottes, jegliche Gedanken
An Kampf und Mühsal schweigen, ohne Schranken
Das heil'ge Meer um sel'ge Inseln blaut.

Die Sonne steigt, und wie ein Zaubertraum,
Entschleiert glühend Küste sich an Küste;
Glatt schmiegt das Meer mit leichtem Wellenschaum

Sich um die starren Marmorfelsenbrüste —
Und ruhig gleitet, wie ein weißer Schwan,
Ein weißes Segel auf der Wasserbahn.

Genua.

Genova, stolzeste Meerkönigin, mit der Citadellen-Zackenkrone, im Halbrund sich hochauftürmend, Stein-

palast über Steinpalast, die gewaltigste Stadt Italiens! Schrecklich enge Gassen voll Staffeln, Kot und Finsternis. Man halte sich ja auf den breiten Straßen, denn dort innen schleicht es verdächtig umher, dort berücken böse Spieler mit zahlreichen klingenden Goldstücken, worunter höchstens Ein echtes, den arglosen Wanderer und den dröhnenden Totschlag von oben übertrifft hier noch der schweigende Totstich von hinten. Man halte sich ja auf den breiten Straßen oder hoch auf dem herrlichen Spazierweg über den Häusern am Meer. Hier wandelt man, allseitig den scharfgeladenen Gendarmen sichtbar, den Handkoffer in der Linken, die Rechte auf den Paß gelegt, ruhig, glücklich am Strande des vielaufrauschenden Meeres.

Des Weltmeers Gesang.

Zusammenschnürt ihr nach Belieben
Mit Eisenschienen Berg und Thal,
Ich aber, ich bin frei geblieben,
Frei bin ich, wie der Sonnenstrahl.

Frei bin ich, wie der hohe Himmel,
Und werde frei sein ewiglich,
Mit deinem ängstlichen Gewimmel,
O Menschheit, wie veracht' ich dich!

Einst kommt der Tag, da will ich brechen
Den von mir selbst gesetzten Damm,
Und euch mit allen euren Schwächen
Verstoßen in den tiefsten Schlamm.

Da will ich wieder schäumen, gären,
Vor Wonne springen himmelan,
Und wieder eine Welt gebären,
Wie ich es schon so oft gethan.

Von Bologna nach Florenz.

Die Eisenbahn von Bologna über den Apennin bot entsetzliche Schwierigkeiten. Hier war nicht ein breiter Kamm zu überschreiten, nein Dutzende von Ketten hinter-

einander; daher gegen fünfzig Tunnels, manche eine halbe Stunde lang. Das Gebirge selbst ist, in der Nähe besehen, lange nicht so großartig, als die Alpen. — Dünner Laubwald wächst auf den sehr steilen, scharfen, schmalen Bergrücken; man spürt sofort unter der Dammerde das harte Kalkfelsengerippe. Diese Bildung des Gebirges bedingt aber die feine, überlegene Schönheit der italienischen Landschaften. Dadurch erscheinen Ketten hinter Ketten, immer blauer und lichter, und diese Ketten selbst sind wieder bis in das kleinste durchgebildet. Welch ein beseligender Anblick vom Apennin herab in die Campagna von Toskana, mit ihren mächtigen grünen Bergen, schön und immer wieder und wieder gegliedert; darauf und daran, zwischen dunklen Cypressengruppen Städte und Villen, unzählig, und so gelegt, als ob auf dem ganzen Grund und Boden nach einem großartigen künstlerischen Entwurf die Gebäude verteilt worden. Man fühlt sich augenblicklich zu Hause in Toskana.

Und wie ging mir das Herz auf, als ich Firenze sah. Das bescheidene Arnothal wird plötzlich weit und bekommt hohe herrliche Ränder. Im grünlichen Silberschimmer der Oelbaumgärten glänzen wieder Villen an Villen, und inmitten glänzt Firenze, und darüber glänzt Brunellescos göttlichkühne Kuppel.

Im Wolkennebel und in Grabesgrüften
Den Apennin wir pfeilgeschwind durchfahren,
Ein öder Weg, nur graue Dohlenscharen
Verflattern schreiend in den Felsenklüften.

Nun aber strömt es, wie von Frühlingslüften,
Vom Himmel her, dem sanften, silberklaren,
Fast unermeßlich will sich offenbaren
Ein grünes Land, erfüllt von Lorbeerdüften.

Herz, ahnst du schon das himmlische Firenze?
Wie es sich hebt am gelben Arnostrome
Mit seinen Türmen, seinem Marmordome;

Um seine Mauern schlingen Blumenkränze
Die weiten Gärten, und im heilig-düstern
Cypressenhain die Brunnen leise flüstern.

Florenz.

I.

Florenz, München, Stuttgart.

Eine Vergleichung.

Grüne Reben um die Hügel,
Dunkle Wälder auf den Höhn,
Obst und Blumen rings im Thale,
Stuttgart, o wie bist du schön!

In den freundlich breiten Straßen
Ladenschmucke Häuser stehn,
Und vortrefflich ist das Pflaster,
Vater, laß uns bummeln gehn.

Säulen ragen, Brunnen rauschen,
Und die Luft so licht, so lau,
Holde Mädchen gehn spazieren
Und so manche schöne Frau.

An den Bergen hangen Gärten,
Blechmusik durchdröhnt die Nacht,
Und hier sitzt der Kern des Volkes
Und benebelt sich mit Macht. —

München, königlich erbautes,
Gerne weilt man auch in dir,
Wonnesam sind dein Salvator,
Bock- und Franziskanerbier.

Prachtvoll sind die vielen Theken
Mit dem Niobidenrumpf,
Doch die Mädchen nicht besonders,
Und du steckst in Sand und Sumpf.

Freilich bist du, was uns abgeht,
An den besten Dichtern reich,
Die als heil'ge Krokodile*)
Alle ruhn in Einem Teich.

---

*) Name der Münchener Dichtergesellschaft.

Aber Fremdling, süßer Träumer,
Nahe nie dem Teiche dich,
Flinshart ist ihr Schuppenpanzer,
Ihr Gebisse fürchterlich.

Folge du dem Rat der Weisen,
Und bei Pollingern stell' ein,
Gut ist München, schön ist Stuttgart,
Dort ist Bier und hier ist Wein.

Wir treten auf das Pflaster, aus lauter großen vieleckigen Platten, nach Art der alten Etrusker und Kyklopen unverwüstlich zusammengefügt, sanft und eben, den Schustern ein Greuel. Hier fahren wie der Blitz hin und her die toskanischen Einspänner. Gar hübsche nußbraune Pferdchen, wehende Schweife an den Ohren; der Wagen ist leicht, zweirädrig, nach Art eines antiken Streitwagens.

In den engen ernsten Straßen trifft man zuweilen Gebäude, die man schon in München sah, weil man sie dorthin einführte, die aber durch die lange Fahrt verloren haben. So sind von Orcagna's Loggia de' Lanzi (Münchener Feldherrnhalle) die guten kleinen Löwen, die hier so traulich um die Pfeiler hocken, entsprungen; ein Verlust, der auch dadurch nicht aufgewogen wird, daß man von der Feldherrnhalle aus drunten auf dem Siegesthor die vier ehernen Riesenlöwen im vollsten Trab nach Schwabing hinausrennen sieht. Auch die vielen schönen Bildsäulen blieben in der florentinischen Halle; die tiefsinnige Tusnelda und ihre fünf Begleiterinnen, dann der Römer mit seinen zwei Sabinerinnen, dann Ajas mit dem Leichnam des Patroklos (eines der edelsten antiken Werke); dann Cellini's Perseus mit dem Medusenhaupt, und Donatello's heitere Judith mit dem des Holofernes. Umsonst stellte man in München zwei ganze Holofernesse, in Gestalt Tillys und Wredes, in die riesige Halle. Die unendliche Leere vermögen sie doch nicht auszufüllen und sind vor langer Weile schon ganz schwarz geworden.

Auf gewaltigen, aus ganz unbehauenen Felsblöcken emporgetürmten, als Flügel vorspringenden Untermauern, dazwischen steigt das Erdreich steil an, steht wie ein grobgeschichtetes Urgebirge der sechshundert Fuß lange Palast Pitti (Residenz), mit seinen Gesimsbändern und den drei Rundbogenfensterreihen, wie einst für ein Geschlecht

gefügt, das nach Tisch auf Mammuten spazieren ritt. Die Schildwachen stehen jetzt da, wie Bleisoldaten, und der Schloßverwalter glänzt in seinem roten Frack unter seinem dunklen Portal, wie ein verloren gegangenes Marienkäferchen.

Die Residenz in München, nach diesem Vorbild erbaut, ist nach den Bedingnissen unserer Zeit gemildert; die Quader sind glatt, Unterbauten keine, der Boden eben, aber auch so wirkt sie noch bedeutend.

Der Glockenturm des Florentiner Domes, die Frauentürme in München, der Stiftskirchenturm in Stuttgart zeigen eine merkwürdige Verwandtschaft. Alle drei sind sie richtige dicke Türme, unverjüngt, ohne Spitze, als Urformen aller Türme unvergeßlich. Und alle drei sind sie die ausdruckvollsten Vertreter ihrer Stadt.

Der Florentiner Turm, viereckig, frei stehend, unverjüngt, ist ganz aus geschliffenem farbigem Marmor erbaut. Wunderbar richtig sind die Farben verteilt, beim größten Reichtum das schönste Maßhalten. Da steht er fest und anmutig auf klarem Sockel, zu hohen Stockwerken frei und leicht zusammengebunden, kühn aufstrebend und wieder durchs prächtige Kranzgesims ernst abgeschlossen. So steht er da, voll Kraft und Würde und überlegener Bildung, bürgeradelstolz und fein geschliffen. Trotz seines Alters scheint er noch ganz neu, in ewiger Jugend, gleich dem ewig blühenden Firenze, das ihn auf dem Gipfel seiner Macht als ungeheuren Denkmalspfeiler seiner freien Herrlichkeit vom großen Giotto errichten ließ.

Der Stiftskirchenturm in Stuttgart, aus grünbemoosten Sandsteinen erbaut, von den Leuten schlechtweg der Dicke genannt, unten viereckig, gegen oben hin achteckig, mit drei Kränzen geschmückt — ein stattlicher Ratsherr. Immer seelenruhig und seelenvergnügt schaut er mit liebem Behagen umher im sanften grünen Stuttgarter Weinthalkessel. Zur Seite, etwas zurück, steht ihm die bescheidene Hausfrau, der schlanke Seitenturm mit der zierlichen altschwäbischen Spitzhaube.

Die Münchener Frauentürme sind noch eckiger, fast bis herunter achteckig, und aus Backsteinen von blaurötlicher Färbung erbaut. Es sind zwei Junggesellen, schief aus dem Wirtshaus kommend, eng aneinander gelehnt, die niederen Kappen gar drollig auf den köstlich zugerundeten Spießbürgerschädeln. Es wäre jammerschade, wenn man sie modern aufstutzte.

Gemälde- und andere Galerien muß jeder mit eignen Augen vergleichen. Neben den Kunstwerken betrachte man aber auch stets die verschiedenen nationalen Unterscheidungsmale der jeweiligen Beschauer.

In Gemäldegalerien
Lernst du erst die Völker schätzen:
Italiener scharweis ziehen
Unter süßgeheimem Schwätzen.

Zottig, dumpf, gleich wilden Büffeln,
Farb' und Firniß, Rahm' und Ränder
Jedes Bildes überschnüffeln
Alle Vollblutengelländer.

Stets mit ältern Damen eilen
Zephyrluftig die Franzosen,
Einen Rafael zuweilen
Von der Staffelei zu stoßen.

Wer mit stillverzücktem Ahnen
Vor den Bildern sich bescheidet,
Ist vom Stamme der Germanen,
Und ist meistens schlecht gekleidet.

Weil die Gegend von München erst eine Meile außerhalb, dann aber großartig schön, der römischen Campagna nicht unähnlich, beginnt, so liegen uns zur Vergleichung nur noch die sanften grünen Rebenberge von Stuttgart mit ihren fernen blauen Höhen im Wege. Man hat es schon oft mit Florenz verglichen, und mit Grund. Die Bergformen sind überraschend ähnlich, nur noch milder, und wie hier in Florenz ist das ganze Thalgehänge durch schöne Bauwerke bekrönt, so daß die Baukunst als eine Ergänzung der Landschaft erscheint.

Geht man vom Arno aus durch die Stadt hindurch und die vielgewundene Steige hinauf, vorbei an den villenreichen Oelbaum- und Weingärten, so erreicht man das auf kyklopischem Gemäuer gegründete Fiesole mit seinem uralten Dom, und dessen hohem, flachbedecktem romanischem Campanile, und dem neben kühlen Cypressen liegenden ehrwürdigen Kapuzinerkloster mit schönster Aussicht. Und unter uns dehnt sich der blühende Garten

Toskanas, der seit Jahrtausenden durch menschlichen Anbau verfeinerte. Unzählig schimmern im sanften, mächtig weiten Thal die schönen Landhäuser; über den Rändern des Thals locken hinter den Pinienwäldern blauende Ebenen, aus denen alte Bergstädte aufsteigen. Immer fernere und lichtere Streifen dahinter lassen tiefe Thäler ahnen und hohe Felsgebirge, die ins Meer abstürzen.

Geht man vom Neckar durch Stuttgart hindurch und die vielgewundene Steige hinauf, vorbei an den villenreichen Obst- und Weingärten, so erreicht man das bedeutende Degerloch mit seinem Kirchlein und dessen hohem Campanile, den vielen reizenden Villen und Villengärten, und den neben kühlen Nußbäumen liegenden ehrwürdigen Weinwirtschaften mit schönster Einsicht. Und unter uns dehnt sich der blühende Garten Schwabens. Unzählig schimmern im sanften weiten Thal die weißen Weinberghäuschen. Aehnlich wie von Fiesole, schweift der Blick über das bis in blaueste Fernen sich weitende, von Waldgebirgen und reichen Thälern durchzogene Land bis an die höchsten Höhen des Schwarzwaldes, von deren Scheitel aus man tief unten den Rheinstrom erblickt, an dem die großen Städte stehen, deren Domtürme bis an die Wolken ragen!

Die Einwohner von Florenz haben etwas Graziös-Etruskisierendes. Die Kleidung ist die im übrigen Westeuropa übliche, nicht luxuriös; nur die Bäcker pflegen sich nackt zu tragen, eine alte Ueberlieferung. Das Militär blau, wie fast überall. Dann giebt es hier sehr reiche und vornehme Leute: so fegt z. B. der alte Fürst Strozzi seine Meerschaumpfeifen mit Straußenfedern, wovon uns vorgestern eine auf den Hut fiel.

München ist ein offnes Dorf, sagen die Regensburger; Stuttgart ist eine schöne Stadt, singen die Kinder; Florenz ist eine ganze Stadt, muß jeder sagen. Wie die großen Menschen des Mittelalters und der Renaissancezeit die Straßen der gewaltigen Freistadt, Palast an Palast, erbauten, stehen sie noch, so einfach als kräftig. Fast jeden Augenblick stößt man mit seinem neumodischen Kopf an einen riesigen Buckelquader oder Eisenring jener Steinhäuser, an denen oft noch hohe fensterlose Verteidigungstürme mit ragenden Zinnen. Die Ringmauern gehen noch ganz umher. Und noch stehen alle die unverwüstlichen Thortürme, die sich mit hohem Bogen gegen die Stadt hin öffnen. Neue Straßen giebt es nicht viele.

Weder vom englischen Garten bei München, noch vom Stuttgarter Schloßgarten, hat man einen Blick, wie von den Boboli-Gärten auf das turm- und kuppelreiche himmlische Firenze, das stets ein silberblauer Sonnenduft umhüllt. Da liegt man im weichen Grase, Thränen im Auge, und neben uns liegt vielleicht eine Ludmilla Assing, weiterhin ein früherer Kaiser von Mexiko und das geht so fort, aber alle liegen und schweigen und vergessen durch den Anblick jeder sein wieder andersfarbiges Elend.

Der englische Garten in München ist feucht und düster, urwaldähnlich, von reißenden eisgrauen Bergwassern rauschend durchgossen, unerschöpflich an verschlungenen Wegen, im Hochsommer vortrefflich. Gegen die Stadt hin hat man den schönen Umriß der Theatinerkuppel.

Wenn Rosen und Syringen die Marmorbilder überblühen, wenn die Platanenhallen sich wieder belauben, um den runden See mit dem prächtigen Springbrunnen die Orangenbäume wieder in ihren Holzkästchen stehen, und über rebengrünem Berg und Thal Frühsommerduft flimmert, dann bietet der Stuttgarter Schloßgarten, durch das schöne, figurenreiche Residenzschloß begrenzt, eine wenn auch etwas verkümmerte Fata Morgana der Boboli-Gärten, und schon ist man versucht, in schwärmerischer Verzückung den grünsamtenen Teppich der Natur quer zu durchwandeln, bis der grell schwäbische Ruf eines kriegerisch auftauchenden Portiers uns jählings in die Gefühlsweise des Nordens zurückversetzt.

O wie gewann ich sie lieb, diese Boboli-Gärten; die steilen, mit immergrünen Eichen bekrönten Terrassen, die feinduftenden Lorbeerrotunden, die reinlichen Seen und die uralten niedrigen Oelbaumgänge mit ihren Ausblicken in stille, duftige Thalschluchten. Die Verteilung von Baumgrün von jeder Tiefe, von Marmorbrunnen und Marmorbildern ist hier so wohl verstanden, so beruhigend. Man schweigt hier gerne stundenlang und läßt die Blumen sprechen, die zwischen den Orangenbäumen auf dem Inselchen Giovanni da Bologna's wachsen, wo auch des Meisters berühmter Marmorbrunnen steht. Und im Hintergrund jene großen Cypressen, bald hochschlank von einfachem Umriß, bald tannenartig breiter mit zackigen Aesten, ruhig, wie aus grünem Erz gegossen.

Diese Gärten, stillbeschaulich,
Mit den schattigen Cypressen,
Unbeweglich, weltvergessen,
Und den Lüften, licht und laulich,
Ließen mich den Frieden ahnen
Eines indischen Brahmanen.

II.

San Miniato al monte.

Von der Terrasse vor San Miniato am Berge übersieht man ganz Firenze. Freundlich-ernst glänzt die hohe Marmorfassade mit ihren schwarzgrünen Säulen und feinen Rundbögen. In ihrer Mitte leuchtet byzantinisches Mosaik in Goldgrund, Christus auf dem Weltrichterstuhl, weit ins Thal hinab. Innen in der Basilika ist alles auch marmorn, weiß und dunkelfarbig. Spärliches sanftes Licht strömt wirksam durch die schmalen Rundbogenfensterchen des Oberschiffes. An den Wänden der Nebenschiffe ziehen halbverblichene Fresken. Die Säulen, dunkelgrün oder rosigweiß, zum Teil noch mit feinen antiken Kapitälen, tragen frei und leicht die halbrunden Arkadenbögen und die großen Querbögen. Der Dachstuhl ist sichtbar und noch uralt bemalt. Hoch baut sich im Chore die Krypta empor, ein auf vielen Säulen erhöhter Schauplatz mit prächtigen Marmorschranken.

Ruhig, heilig schließt den ganzen Raum die große Halbrund-Nische des Chors; unten in der Nische sind die Fenster mit farbigen Marmorplatten zugetäfelt, darüber im Nischengewölbe strahlt ein riesiges Mosaik: Christus mit der Gebärde des Segnens, zur Rechten König San Miniato von Florenz, zur Linken Maria.

Wie Morgenrotwölkchen glühen die Marmortafeln in den Fenstern der Chornische, hochfeierlich in glänzenden Farben auf Goldgrund grüßt das Bild des Erlösers. Hier sind noch die Grundlinien des Christentums. Es ist so still im Dome; längst nicht mehr zum Gottesdienst benützt, ist sein Boden bedeckt mit marmornen Grabplatten, frische Blumen und Kränze liegen darauf, den Toten geopfert. Die schlafen fort und schweigen, aber dort in der Nische predigt laut und allen verständlich das großartig einfache Bild Christi das lebendige Wort,

das nicht vergehen wird, ob Himmel und Erde vergehen. Wer eine wahre Bergpredigt hören will, der steige hinauf in das Schiff von San Miniato al monte.

III.

Wieder in den Boboli-Gärten.

Selig scheint die Maiensonne,
Schöne Brunnen murmeln, rauschen,
Und im kühlsten Lorbeerschatten
Kauern wir mit süßem Lauschen.

Wir sind hier im Paradiese,
Ewig blühen hier die Rosen,
Myrten, Feigen und Orangen,
Und wir werden nicht verstoßen.

Denn kein Engel strenger Bildung
Steht hier mit dem Flammenschwerte,
Nur Antiken, harmlos marmorn,
Oder aus gebrannter Erde.

Auch am Baume der Erkenntnis
Werden wir uns nicht vermessen,
Längst von diesen sauren Aepfeln
Haben wir zuviel gegessen.

Niemals im Leben war es mir wohler ums Herz, als in diesen Gärten. Ströme reinster Gesundheit durchschauern mich, sanft wie der Südwind einem Baum die Eisrinde schmilzt, daß des Baumes erdgeborene Kraft in klaren Säften emporsteigt in alle Zweige, dem sonnigen Himmel entgegen. O welche Wohlthat ist eine italienische Reise!

Wahre Weisheit wird dir nicht
Aus dem Staub der Schule,
Noch beim trüben Lampenlicht,
Noch im Kirchenstuhle.

Von dem blauen Himmel fällt
Sie dir als ein Wunder,
Es erkennt den Kern der Welt
Nur ein Kerngesunder.

Heute fand ich auch wieder den bleichen deutschen Theologen, den ich schon einigemale, selbst bei unfreundlichem Wetter hier getroffen, wie er den kleinen See sinnvoll umwandelte, auf dessen Insel der Marmorbrunnen Giovanni da Bologna's sich erhebt; und rings um das herrliche Marmorwerk, daran aus den Urnen der vier nackten Fußgötter das Wasser leise niederplätschert, reihen sich am Rande der Insel große verzierte Thonkübel, aus denen die fruchtbeladenen Orangenbäume wachsen. Heut sprach ich den Bleichen an und wir setzten uns zusammen am See in den hochüberhängenden duftenden Lorbeergang, spähten lang über das Wasser an den Marmorbrunnen hin und er sagte zu mir, vor Wehmut alle Schüchternheit ablegend, er müsse jetzt wieder examenshalber fort in das deutsche Reich. „Ach,“ setzte er seufzend hinzu, „wie ist doch alles schön hier bis auf die Blumentöpfe — wie gemein ist bei uns so ein Stockscherben — und hier sind sie alle mit Kränzen und Masken reizend umhängt,“ und er blickte so verständnisinnig hinüber zu den rötlichen Thonkübeln, die durch das ungewohnte Lob noch röter zu werden schienen, und ich sagte ihm mit dem gewiegten Freimut eines angehenden Kunstforschers: „sie stammen ohne Zweifel aus der Werkstatt des großen Giovanni da Bologna, von dem auch der große Marmorbrunnen hier ist.“ — Und als der Gottesmann Abschied nahm, sagte er noch einmal: „wenn ich nur wenigstens einen solchen Thonkübel Giovanni da Bologna's zu Haus im Studierzimmer hätte, ich würde schon einen Oleander darin fortbringen.“

Die Thonkübel des Giovanni da Bologna an den nordischen Wanderer.

In uns, o Wandrer, siehest du so ganz
Des Erdgebornen Erdgeborenstes,
Nicht ohne Wehmut leis erinnernd an
Toskana's heil'ge Urbevölkerung,

Die ja soviel der wundervollsten Vasen
Den nimmermüden deutschen Forschern schenkte:
Auch wir sind noch, wenn auch ein schwacher Nachhall
Von jener süßen rätselhaften Thonzeit,
Sieh, wie wir uns so schön im Wasser spiegeln,
Mit feucht verklärten Umrißlinien,
So kehre nun getrost in deine Heimat,
Und melde dort, du habest uns gesehn.

Der nordische Wanderer an die südlichen erdgeborenen Kübel.

So lebt denn wohl, ihr lieblichen Gefäße,
Mit euren milderhabnen Ornamenten,
Wie oft besucht' ich euch, trotz Sturm und Nässe,
Und fütterte die Schwanen und die Enten,
Im Antlitz jene unbefleckte Blässe,
Als ärmster aller fahrenden Studenten,
Lebt wohl, mein harrt unendliche Beschwerde,
Bis ich im Tod mit euch vereinigt werde.

Abends.

O Firenze, welche Wonne,
Wenn der Abendhimmel glüht,
Und der letzte Schein der Sonne
Um die vielen Türme sprüht.

Wenn bis in die engsten Gassen
Holde Röte niederglänzt,
Und die schweren Mauermassen
Wie mit Rosen überkränzt.

Und vom hohen zauberschönen
Glockenturm, den Giotto schuf,
Kommt der großen Glocke Dröhnen
Ehern stark, wie Schicksalsruf.

Diese Glockenrufe schollen
Damals schon, doch wilder nur,
Als Firenze stand im vollen,
Fürchterlichen Kriegsaufruhr.

Damals hielt der Männer größter,
Michelangelo, den Turm
Und San Miniato's Klöster
Gegen Karls des Fünften Sturm.

Damals thun Heroenthaten
Freie Bürger von Florenz,
Aber endlich, feig verraten,
Sinkt dahin der Freiheit Lenz.

Nur noch an der Fremden Schwerte
Hängt Italiens Ruhm und Glück, —
Still in seine Werkstatt kehrte
Michelangelo zurück.

Jene liegenden Gestalten,
Morgen, Abend, Tag und Nacht,
Hat er damals aus dem kalten
Marmorstein ans Licht gebracht.

Allen Groll, den furchtbar wilden,
Seine namenlose Pein,
Schuf er jenen Kunstgebilden
Promethe'isch ringend ein.

Daß die hellen Funken stoben,
Tag für Tag er meißelnd saß,
Bis er Geist und Werk gehoben
In der Schönheit ewiges Maß.

Und als nun das Werk vollendet,
Groß und herrlich, wie noch nie,
Götterartig, — wie geblendet,
Um dasselbe standen sie.

Sahn die kühnen Angesichter,
Sahn der Marmorglieder Pracht,
Und es schrieb Strozzi, der Dichter,
An die Statue der Nacht:

„Die Nacht, die mit so reizenden Gebärden
Du schlafen siehest, hieb ein Engel hier
Aus diesem Stein, und Leben ist in ihr:
Erwecke sie, gesprächig wird sie werden.“

Aber Angelo, im Grunde
Seiner Seele hoffnungslos,
Rasch aus seiner Schmerzenswunde
Das berühmte Wort ergoß:

„Süß ist der Schlaf mir, süßer, daß ich Stein,
So lang der Schaden und die Schande währen,
Nichts sehn, nichts hören, ist mein ganz Begehren,
Drum weck' mich nicht, o laß das Reden sein!“

IV.

Ausflüge.

1. Pratolino.

Pratolino, noch jetzt dem Großherzog gehörend, liegt auf dem ersten Kammzug des Apennin hinter Florenz. — Ein großer urwaldähnlicher Park umgiebt ein Jagdschloß mit Wirtschaftsgerechtigkeit. Die prachtvollen Bäume dringen mit ihren blühenden Zweigen in das Zimmer herein und machen die Luft goldig-grün dämmernd. Nachtigallen schlagen in den Wipfeln; Kräuterduft und Alpenluft strömt belebend durch die offenen Fenster. Auf einer Anhöhe mitten im Park steht das sechzig Fuß hohe Bild des Apennin, von Giovanni da Bologna aus Stein und Mörtel aufgemauert. Nach dem Frühstück haben wir die Ehre, uns dem großen Riesen persönlich vorzustellen. Der Apennino scheint eben aus dem Schlaf erwacht zu sein und sich langsam und grämlich aus den ihn umstarrenden Felsklippen erheben zu wollen. Sein Spitzbart hat die wahre Länge von sieben und zwanzig Fußen,

weil er schon seit mehr als dreihundert Jahren nicht mehr geschoren wurde. Vor dem Riesen rinnt ein Quell hinab in einen kleinen See.

Zwischen hohen Eichenbäumen
Wacht er auf aus schweren Träumen,
Und die ungelenken Glieder
Regen sich verdrossen wieder.

Rings zu seinen Füßen breiten
Sich Toskana's Herrlichkeiten,
In den hohen Eichenhallen
Singen frohe Nachtigallen.

Aber er nur immer wieder
In die Wasserfluten sieht er,
Wie sie fließen und zerfließen:
Aus der Mode sind die Riesen.

2. Das Arnothal.

Wer etwas ganz außerordentlich Schönes sehen will, der fahre von Florenz aus das Arnothal hinauf und wieder zurück. Oben ist das Thal eng, einsam und waldig mit reizenden Mühlen am Fluß hin. Je näher man Firenze kommt, um so häufiger werden die Villen: es sind schöne Paläste auf hohen Terrassen mit Rosen- und Cypressengärten. Hoch an den Waldbergen steht eine verzackte Kastellruine nach der andern. Eine Meile vor der Stadt wird das Thal noch weiter; alle Waldung ist verschwunden; Gärten mit Palästen, so weit man sieht. Firenze selbst erscheint noch nicht, man ahnt es vielmehr bloß hinter der hohen vielgestaltigen Hügelkette, die hier in das Thal sich hereinzieht, es zu schließen scheint und auf jedem Gipfel mit prachtvollen Bauten gekrönt ist. Hier fühlt man, wie nirgends, die Weihe einer Gegend, deren Züge der Mensch nach s e i n e r Bildung veredelt hat. Man fühlt, den heiligen Boden betreten zu haben, aus dem die höchsten Wundergebilde der Kunst erwuchsen.

3. Pisa.

Pisa, la morta, das tote Pisa. Tot seit jenem Tag, an dem die Florentiner ihm die Freiheit geraubt,

liegt es träg hinträumend am flachen, versandeten Meeresufer, in weicher, schwermütig einschläfernder, von grauen Dünsten gesättigter Seeluft. Verschwunden sind die stolzen Kauffahrteischiffe, die einst den Handel vermittelten mit dem Orient, und die Kreuzfahrer hinübertrugen in das märchenhafte Ostland, wo der Fuß des Erlösers gewandelt und die tapferen Ritter sich Königreiche von den Ungläubigen holten. Versunken die prangende Kriegsflotte, die Freundin der Hohenstaufen, die noch Konradin, den letzten des Geschlechtes, empfing mit Cymbeln und Flötengetön!

Versunkene Größe, schlummernde Herrlichkeit, und am Einsinken selbst sind jene Prachtbauten, die Pisa dereinst aufführen ließ in den Zeiten seiner meerbeherrschenden Blüte: der Dom, das Taufhaus, der Camposanto, der Glockenturm. Aber nicht bloß der berühmte hängende Glockenturm sank mit einer Seite in die Erde und steht schief; eingesunken sind auch die übrigen Bauten, und es ist ergreifend zu sehen, wie fest ihre marmornen Glieder zusammengehalten; aber der Grund ist wankend geworden, alle stehen in bedrohlicher Neigung auf der baumlosen, verödeten Sandweite; die Sonne des Südens schüttet darüber ihre glühendsten Pfeile und strahlt wieder von der gelben Düne verblendend hinauf an die stummen, weißen Marmorkolosse. Man weiß nicht, was schöner und großartiger, der breite fünfschiffige Dom oder der frei daneben stehende siebenstockige hängende Turm, bis hinauf ins oberste Geschoß von luftigen Säulenreihen umringt, oder das gewaltige, auch kreisrunde Taufhaus, das von gotischem Filigranwerk umzackt, von glockenförmiger Kuppel bedeckt und von frei stehenden Säulenkränzen wieder herrlich umzogen ist. Der Dom, aus dessen halbrunder Chornische die Mosaikbilder des Heilands, der Madonna und des Johannes, Cimabue's letztes Werk, mystisch hervorleuchten, ist selbst ein Museum voll der köstlichsten Werke der Kunst, besonders aus der Schule der Pisano, die vor den Florentinern schon die Bildhauerei aus Roheit und Starrheit erlösten und merkwürdig streng auf antike Vorbilder zurückgingen. Aber noch viel, viel reicher an Werken der Malerei und Bildhauerei ist der nördlich von Taufhaus und Dom sich hinstreckende Camposanto (Friedhof). Ein Rechteck, außen mit glatten, schmucklosen Marmorwänden, innen mit langen, im Viereck umherlaufenden Hallen, die sich mit

den prachtvollsten gotischen Fenstern gegen einen mit Rosenbüschen bepflanzten Garten öffnen.

Heilig ist der Grund und Boden,
Aus Jerusalem auf Schiffen
Brachten ihn einst die Pisaner,
Von Begeisterung ergriffen.

Erde ist's von jenem Hügel,
Wo der Herr das Haupt einst senkte,
Wo mit seinem Blut in Strömen
Er den dunklen Boden tränkte.

Hievon brachten sie nach Pisa,
Glaubend, daß in diesem Boden
Wohl am besten ruhen möchten
Ihre heißgeliebten Toten.

Und aus dieser Erde sprossen
Rosenbüsche, purpurn blühend,
Einen geisterhaften Odem
In des Wandrers Seele sprühend.

Einen Odem jener Liebe,
Die da kühn und rastlos ringet,
Die sich selbst besiegt, und alles
Herbe dieser Welt bezwinget.

V.

Brunellesco.

Tal sopra sasso sasso
Di giro in giro eternamente io strussi:
Che così passo passo
Alto girando al ciel mi ricondussi.

So hab' ich Stein auf Stein
Von Kreis zu Kreis für alle Zeit gehoben:
Daß also Schritt für Schritt
Aufkreisend ich mich heimgeführt nach Oben.

Diese schöne Grabschrift gab ihm mit Recht der Dichter Giovanni Battista Strozzi, indem er auf die Florentiner Domkuppel anspielte, die der heldenkühne Mann, während die andern alle vor Staunen und Schrecken thatlos umher standen, aus freier Hand, ohne Rüstbogen aufwölben ließ, Steinreif auf Steinreif legend, und zwar als doppelte spitzbogige Rippenkuppel von hundert und achtzig Fuß innerer Weite, und darauf stellte er noch die siebenzig Fuß hohe Prachtlaterne ganz aus Marmorblöcken. Die andern meinten, das müsse die Kuppel wie Eierschalen zusammendrücken; aber siehe da, sie hielt, und hielt bis heute, und trotzte den vielen Wetterschlägen, die schon auf sie niederzuckten. — Brunellesco war indes gestorben; einem Gotte gleich geachtet, der vormals für einen Narren gegolten.

Filippo di Ser Brunellesco, geboren zu Florenz 1377, gestorben 1446 ebendaselbst, der große Reformator in der Baukunst, der Schöpfer der Renaissance, ist in Deutschland viel zu wenig bekannt. Nordischer Wanderer, kommst du nach Firenze, so betrachte vor allem seine Werke, daß du einsehest, was Ein Mann vermag. Seine Werke sind die eines Mannes erster Größe. Die Herzen solcher Menschen schmelzen mit den Flammen ihrer Begeisterung die alten, ihnen überlieferten Formen in ganz neue, nie geahnte zusammen; schaffen sich etwas, wovon wir glauben, daß ganze Menschengeschlechter zu seiner Erzeugung nötig sind. So schuf sich Brunellesco, hierin hart neben Dante Alighieri stehend, wie dieser als Dichter, so er als Baumeister eine neue S p r a c h e. An solchen Werken fühlt man noch, daß sie ganz unmittelbar, zum erstenmale seit die Welt steht, damals entsprangen; man fühlt an ihnen noch die Wärme, die Glut, das selige Leben, wovon jene schaffenden Herzen erfüllt waren.

Schon auf Meilen ragt uns, in blauem Dufte schwimmend, Brunellesco's Domkuppel entgegen, die das im weiten tiefen Thal gelegene stolze Firenze so ganz und so lieblich beherrscht. Ihr ungeheurer Umriß fesselt immer wieder das Auge. Brunellesco hatte zu seiner Kuppel kein Vorbild; als der Erste erbaute er eine Turmkuppel; d. h. eine Kuppel, die auf hoher Trommel steht, sich steil in mächtigen steinernen Rippen zusammensprengt, und diese Rippen tragen selbst wieder einen Tempel, jene große Prachtlaterne. Die Größe der Florentiner Domkuppel ist bis jetzt noch nicht, ihre Schönheit

nur durch Michelangelo übertroffen worden; und Michelangelo, eingedenk dessen, was er Brunellesco verdankte, wünschte so in S. Croce in Florenz beigesetzt zu werden, daß sein Antlitz durch die Pforte hindurch Brunellesco's Kuppel schaue; wie denn auch geschah.

Das Innere des Florentiner Domes, seine Mittelschiffgewölbe spannen über sechzig Fuß, das des Kölner über vierzig, erscheint erst in der Abenddämmerung in seiner ganzen Größe und Schönheit. Da verschwindet die störende Galerie, die über den mächtigen Arkaden hinläuft, da verschwimmen die schauerlichen Malereien, womit die Zuccheri die himmlische Kuppel Brunellesco's bedeckt haben, in ein wohlthätig Grau. Nur die herrlichen Glasgemälde der Fenster schimmern zauberhaft fort; die immer mehr hereinbrechende Nacht scheint den Bau von Atemzug zu Atemzug zu dehnen. Nun zeigt sich seine alles umfassende milde Gewalt. Zu solcher Stunde vernimmt der Eingeweihte, Lauschende, tiefsinnig mächtige Worte und glaubt in langen Reihen die Schatten der großen Florentiner vorüberwandeln zu sehen.

Drüben über dem Arno steht, daß die andern Paläste umher nur wie Bauten feiger Zwerge erscheinen, der von Brunellesco entworfene Palazzo Pitti, ganz einfach aus riesigen Buckelquadern, nur durch die Erhabenheit seiner Verhältnisse wirkend.

Trittst du in die von ihm erbaute Kirche San Lorenzo, in die lichte korinthische Säulenbasilika, so zeigt sie dir jene Einfachheit, die nur aus der höchsten Bildung entspringt. Oder trittst du in den ersten Klosterhof von Santa Croce; hier steht seine Capella de' Pazzi, so findest du, daß dem Meister auch das Zierlichste zu Gebote stand. Oder willst du den schönsten Frieden haben, so gehe einmal halbwegs Fiesole, links hin am Oelbaumhang in seine Badia mit Kloster, Kirche und dem stillen Säulenhof; einst der Lieblingsaufenthalt von Cosimo Medici und seinem großen Enkel Lorenzo. Es sind lauter Räume, unvergeßlich, nach denen man sich immer wieder heftig sehnt.

Brunellesco.

Erst drang er in den Kern der Dinge ein,
Dann trat er auf und sprach: so muß es sein.

Die andern aber hielten ihn für blind,
Denn jämmerlich die meisten Menschen sind.

Die Rechten ruft man erst in letzter Not,
So ging's auch ihm; bald nahm ihn weg der Tod.

Da bauten sie es aus mit zager Hand,
Was längst im Geist vollendet vor ihm stand.

Und was zu denken sie sich schon gescheut,
Steht als Firenze's höchster Stolz noch heut.

VI.

Vorbereitungen zum Dantefest.

Alle Schauläden sind von unten bis oben mit Dantebildnissen besteckt; vom schwarzen kahlen, an assyrische Muster erinnernden Umriß bis hinauf zu den bedenklich himmelblau und rosenrot angemalten modernen Photographien, deren Urbild aus der Zeit Dantes sich in der Burgkapelle des Bargello, des einstigen Palastes des Herzogs von Athen, al fresco gemalt befindet. Dem Fremden fällt auf, daß die Bildnisse nichts miteinander ähnlich haben, als die Dantekappe. Von den neuesten Darstellern wird Dante durchgängig viel zu sanftgemut aufgefaßt; der Mann, der Jahrzehnte lang verbannt, in seinem furchtbaren Stolz und nie gebeugten Trotze alle seine Widersacher in die Hölle stieß und ihnen durch das Gitter seiner ehernen Terzinen den Weg zum Himmel für immer verlegte; — der in der Schlacht unter den Vordersten kämpfte, und als Staatsmann in seiner mächtigen freien Vaterstadt das Wort spricht: wenn ich bleibe, wer geht, wenn ich gehe, wer bleibt? Sein Bildnis vom göttlichen Rafael in den Stanzen des Vatikan, oder die herrliche Frührenaissance-Erzbüste in dem Museum von Neapel giebt den wahren Dante. Außerdem giebt es noch Dantebusennadeln, Dantetintenzeuge, Dantefächer, Danteregenschirme, Danterasiermesser u. s. w.

Ueberall werden an den Geburts-, Wohn- und Sterbe-

häusern großer Florentiner, und es giebt deren sehr viele, Inschrifttafeln angehängt zwischen lustig flatternden Fahnen und tiefsinnigen, in Pappendeckel getriebenen Löwengesichtern. Erinnerungssprüche gedenken hier in wenigen, aber ergreifenden Worten der großen Thaten und Toten. Ihr Stil sticht merkwürdig wohlthuend ab gegen die in unseren Landen üblichen behördlichen Ansprachen, die da lauten, wie der Schall einer Glocke von gefrorenem Rindsleder. Wo grübe man bei uns an einem Dichterhause, wie hier über der altertümlichen Pforte des wieder hergestellten Dantehäuschens, in eine Marmortafel:

In questa casa degli Alighieri nacque il divino poëta.
In diesem Hause der Alighieri ward geboren der göttliche Dichter.

Wo schriebe man ferner bei uns an das Haus von Schillers Laura in ähnlicher Weise:

Italiener verehret die Mauern, wo im April 1266 Beatrice Portinari geboren wurde, die erste und reinste Flamme, die den Dichtergenius entzündete im göttlichen Dante Alighieri;

wie hier am ehrwürdigen, von ausgedehnten Säulenhöfen belebten Palazzo Ceperello, dem Stammhause der Portinari, steht. Einen wirklich mächtigen Eindruck machen sodann die mit Rosen und Lorbeer umkränzten Inschriften aus Dantes Gedichte selbst, die an allen Hauptstellen, an denen sich der Festzug vorbei bewegt, oft an Stätten, die im Gedichte selbst vorkommen, angebracht sind. Auf diese Weise wird ein großer Dichter rasch und wahrhaft volkstümlich. Man geht damit um, diese Inschrifttafeln für alle Zeit durch marmorne zu ersetzen. So muß man Geschichte und Litteratur lehren; wäre sehr nachzuahmen draußen im Reich.

Was die Deutschen betrifft, so soll in Ermanglung eines ganz ausgezeichneten deutschen Dichters ein ganz ausgezeichneter deutscher Verleger, Brockhaus, die Fahne tragen, und zwar Sachsens Fahne vor dem kleinen Häuflein Deutscher, die im Zuge mitgehen. Der Aufenthalt in der Stadt aber hat sich durch die Festvorbereitungen durchaus nicht verangenehmert.

Sonst that man sich hier gütlich,
Jetzt ist's nicht mehr gemütlich;

Jetzt ist hier eine Völle,
Wie in Freund Dante's Hölle;
Und nie noch sah der Schreiber
So viele alte Weiber.

VII.

Dantefest.

Sonntag in der Frühe versammelt sich der Festzug auf der Piazza S. Spirito. Die ganze Stadt ist mäßig beflaggt, belorbeert und beteppicht. — Sciroccodunst. — Unabsehbare Menschenmassen wogen und braten geduldig und lautlos in der Backofenglut des quälendweißen Himmelsgewölbes. Unter den Tausenden von Fremden, die leicht zu erkennen an den hastigen Gebärden und den festzugehaltenen Hintertaschen, weht zuweilen ein schwarzer Linkolnflor wehmütig um den Arm eines Amerikaners, oder es wachsen aus der Menge die Ohren eines Zeitungskorrespondenten:

Man sieht ihn das eine
Grad vorwärts bewegen
Dem Festzug entgegen,
Derweilen sein andres,
Weit über den Kragen
Zurückgeschlagen,
Die Stimmung des Volkes,
Das ihn umrauscht,
Sorgsam erlauscht.

Zehn Uhr schlägt es, und wir sehen
Blau- und rote Büsche wehen
Ob des Volkes dichtem Schwarm,
Und der reitende Gendarm
Macht sich durch die Masse
Eine weite Gasse.

Ein großes Banner eröffnet den Zug,
Dahinter marschieren Buchdrucker genug,

Weil man der Litteratur,
Vermöge des Festes Natur,
Den ersten Rang erkannte;
Dann tönte aus A dur,
Geblasen von zahlreicher Bande
Von Nationalgardisten
Und andern Zinkenisten,
Ein festlich rauschender Marsch,
Den nur zu oft und zu barsch
Trommelwirbel unterbrach.

Jetzt folgen die Vertreter der dramatischen Kunst. An ihrer Spitze schreitet die stolze Gestalt der Ristori. Nicht mehr jung und halb verschollen, erscheint sie noch immer hochüberlegen, mit der sicheren Haltung, dem lichten Auge, nur den Auserwählten eigen.

Dann drängt sich Banner an Banner. Prachtvolle, schwerseidene Fahnen mit den Wappen der Städte des italienischen Reichs, die fast alle vertreten sind. Viele hundert, ein langer, langer Zug. Neapel, Bologna, Genua sandten die Musikbanden ihrer Nationalgarden und diese musizieren, Schritt für Schritt, im Zuge mit.

Alles kommt in hellen Haufen,
D. h. in dunklen gelaufen,
Denn alle thaten stecken
In langen schwarzen Fräcken;
Es trüben die Frackschwänze
Das altehrwürd'ge Firenze;
O bös, bös, bös!
Und schrecklich offiziös!

Steif und steil, wie Chineser,
Nahen die Genueser,
Mit Bannern von Gold und von Purpur schwer,
In der Mitte spaziert der Gonfalonier,
Voll Majestät,
Stark aufgebläht,
Die breite Brust mit Orden besät,

Und um des Guten Hals
Hängt einer ebenfalls,
Das war ein Commenthur,
Wie ihn gar Wenige nur.

Dann wieder durch der Straßen lange Zeile
Wächst grenzenlos des Frackes Langeweile,
Bis sie ein Kapuziner unterbricht
Mit brauner Kutte und feistem Gesicht,
Der zu des Volkes Gaudium
Arezzo's Fahne trägt herum.
Der Mann war rund
Und kerngesund,
Und grüßte mit emanzipiertem Blick,
Als bringe er die Republik;
Die Menge klatscht ihm endlos zu,
Was spricht da wohl der Papst dazu?

Interessant waren auch die Turiner,
Die durch einen ihrer Diener
Die Fahne tragen ließen,
Und dadurch bewiesen,
Daß sie nicht mehr so fidel,
Seit Viktor Emanuel
Aus ihrer Stadt kutschierte,
Und sie ganz ignorierte.

Die Banner auch von Venedig und Rom,
Ragen hervor,
Umwunden mit Flor,
Aus dem bunt aufwogenden Fahnenstrom.

Pulsky auch, der Magyar,
Bei dem Zug beteiligt war,
Kossuths erster Adjutant
War er einst im Ungarland.

An der Emigrantenspitze,
Zog er trotz der Bäckenhitze
In der Biberpudelmütze,
Und dem Rock von Pelzen schwer,
Stolz und kriegerisch einher,
Und gefiel dem Volke sehr.

Hinter der französischen Flagge,
Kommen wieder in finsterem Fracke
Wegen des Alighieri,
Einige Forestieri (Fremde).

Sachsens Fahne wird vermißt,
Ebenso ihr Träger Brockhaus;
Weil es heiß gewesen ist,
Zog vermutlich er den Rock aus,
Und sah so zu dieser Frist,
Wohl aus einem Marmorblockhaus,
Eine Pfeife rauchend, munter
Auf den ganzen Zug herunter.

Und zuletzt
Nahen jetzt
In wallendem Talare
Die städtischen Notare,
Dabei die sechs Prioren
Mit weitabstehenden Ohren.

Als der Zug sich auf dem festlichgeschmückten S. Croceplatz aufgestellt, kam der König; es wurde geredet, und das große marmorne Dantedenkmal enthüllt. Der Dichter steht auf hohem, dreimal würfelförmig abgestuftem Fußgestelle. An den vier Sockelecken sind wappenschildhaltende Löwen; an den vier Seiten des Hauptwürfels vier Reliefs, Darstellungen aus der göttlichen Komödie.

Dante, jedenfalls dreimal lebensgroß, schreitet mit dem linken Fuße stark aus, wickelt den linken Arm in den weiten Mantel, der ihn in lebendigem Wurf umhüllt. Den rechten Arm hat er gesenkt und mit der Hand sein Buch

kräftig gefaßt, wie einen schweren Schleuderstein, was vortrefflich zum kräftigen Wesen des ganzen Bildes stimmt. Das Haupt leicht zur Seite gewandt, blickt er hinab, stolz, wenn man will verachtend. Das Elend hat seine Züge hart gemacht, aber siegreich leuchtet aus ihrer Tiefe die innerste Kraft des gewaltigen Mannes, die ihm, der Flamme gleich, im Sturme wuchs, ihn über die höchsten Wogen seiner Zeit hinaufstellte, und ihn ruhig und ganz klar, göttlich überlegen, ja mild und mitleidsvoll werden ließ, wie es der Vater der Götter und Menschen ist; darum steht ihm auch dessen Adler zu Füßen.

VIII.

Nachklang.

Alle Läden sind geschlossen,
Süße Nacht hat sich ergossen,
Draußen ist das Dantefest;
Dantewein, tiefdunkelroter,
Ward getrunken und als Toter
Liegt nun mancher in dem Nest.

Noch einmal im Traume sehen
Wir den Zug vorübergehen
Durch die Straßen, buntbeflaggt,
Noch einmal mit Etikette
Naht der hohe Rat der Städte,
Fahnen schwingend, schwarz befrackt.

Tragend den Erlösersorden,
Aus ist's mit dem Brudermorden,
Einig ist Italia!
Trommeln dröhnen und Drommeten
Dem Poeten und Propheten,
Riesig steht sein Denkmal da.

Ja hier steht der große Dante,
Heilig wie die Sonne brannte

Für das Vaterland sein Herz;
Ja hier steht der große Dante,
Der ob seinem Vaterlande
Litt der ganzen Hölle Schmerz.

IX.

Verfassungsfest.

Seit zwei Tagen steht die Staatsmaschine still. Gar nichts wird erledigt, weil in allen Kanzleien großer Umzug ist; Kanzleiräte sprengen mit verhängtem Zügel über die Bühne. Furchtbar gefährlich könnte es werden, wenn jemand den Stillstand benützte; man könnte ihn dafür niemals belangen, weil gegenwärtig nichts in die Akten kommt. Unten auf der Straße rasselt eben die Staatskasse vorüber, von einem Roß im Galoppe gezogen. Sie hat die Form und die Farbe eines Sarges, höchst unheimlich; in dem Sarge liegt ein Scheintoter, oder vielmehr, was noch grauenhafter, ein toter Schein.

Morgen werden die Regierungsgeschäfte wieder begonnen. Kommissäre sind bereits an das Mittelmeer abgegangen wegen umfassender Silbersandlieferungen und der verstärkten Aufnahme des Tintenfischfanges; auch eine neue offizielle Papierfabrik für Kanzleiformat wird eingerichtet. Die Ministerien sind in alten Palästen und Klöstern untergebracht. Der prachtvolle Palast für die öffentliche Schuld soll erweitert werden.

Mit andern Monopolen, z. B. dem Tabak, ist die Regierung auch nicht glücklich. Sie setzte die Wickler auf halben Sold und verteuerte dafür die Cigarren; Folge davon: sehr häufiges Vorkommen in den Cigarren von allerlei fremdartigen Geflechten und Geweben, Menschenhaaren, fettigen Damennetzen, alten Hosentrümmern u. s. w. Dieser feste innere Kern wird sodann durch Nuß- und Platanenblätter sorgsam bemäntelt; die Tabakblätter dagegen von den Wicklern selbst meuchlings verkümmelt, und nur aus unwillkürlich angeborenem Schamgefühl das Gewickelte außen schwach tabakblattiert. Daher ist es Sitte, vor dem Entzünden die Cigarren entzwei zu brechen, um wenigstens das Gröbste zu beseitigen. Das thun natürlich nur die Nobili; deshalb riecht es auch in den gewöhnlichen öffentlichen Lokalen, wie in Leimsiedereien. Sonst geschieht sehr viel.

Die Stadt wird immer großstädtischer. Für die Aborte sind eigene Leerer angestellt, die geräusch- und geruchlos in schöne grüne, mit goldenen florentiner Lilien belebte Bütten hineinarbeiten. Eine eigentümliche Wirkung bringen auch die Konstabler hervor, so genannt, weil sie einen ungemein dicken Stab (vulgo Prügel) mit sich führen. Sie dienen zur Sicherheit, Reinlichkeit und Ausschmückung der Straßen, weshalb sie auch nie allein, stets in malerischen Gruppen um irgend ein Kehrichtfaß, oder sonst einen Gegenstand ihrer Neigung herumstehen; sie sind meist sehr schön gewachsen, jugendlich, mit einem wehmütigen Zug um den saubergehaltenen Mund. Wir hielten sie anfangs für Abgesandte des Königs von Griechenland. Sie tragen einen schwarzen Jugendwehrrock, einen noch schwärzeren, mattglänzenden Wachstuchhut von außerordentlicher Höhe und eine schwere goldene Uhrkette, die aber falsch ist wegen der Diebe. Eine noch prachtvollere Erscheinung, namentlich für das Frauenzimmer, ist der andere Teil der Schutzmannschaft, die mitunter berittenen Carabinieri. Sie tragen tiefdunkelblaue Waffenröcke mit zwei silbernen Bomben hinten, und breitaufgesetzte preußische Fregattenhüte mit blauen Büschen, die an der Spitze rot angeflammt sind, wie von der Abendröte des versunkenen achtzehnten Jahrhunderts.

Heute ist großes Verfassungsfest. Morgens war Militärrevue; jetzt sind Volksspiele auf dem S. Maria Novellaplatze. Unter dem Prachtgezelt, das an der Schmalseite des Platzes unter der Brunelleschohalle sich purpurn abhebt, ist der Thron des Königs errichtet. Die Wände des Zeltes sind mit herrlichen Gobelins schimmernd behängt und schon beginnen ministerielle Köpfe zwischen großen weißen Krawatten vielschweigend emporzutauchen.

X.

Am längsten Tag.

Achtundzwanzig Grad Reaumur unter Brüdern! Der Mensch ist nur noch ein Filter! So wie man irgendwo ein wenig sitzt, fühlt man sich in einer Wasserhose, die den ganzen Körper aufzulösen und fortzuschwemmen droht. Um sich Kühlung zu verschaffen, haben sich schon einige Fremde umgebracht und sich als Selbstmörder begraben lassen. Die einzige Rettung beut der Dom mit

seinen riesigen Wölbungen, bergedicken Mauern und zauberhaft leuchtenden gemalten Fenstern. Dort schläft alles in harthölzernen Chorstühlen bei süßem Georgel und betäubendem Weihrauchsduft. Geschehen thut gar nichts, als draußen vor den hohen Mauern der Stadt in den tiefen Trockenthälern kochen einstweilen die großen Trauben, die um die grünen Maulbeerbäume hangen. Wie versilbert erglänzen dazwischen die Oelbäume durch die regungslose, vor Glut dämmernde, spiegelnde Luft. Am Himmel keine Wolke; kein Blättchen rührt sich, kein Vogel. Nur das ewige Geschrill der Cikaden; hell wie Glas erklirren ihre feinen Flügel. Diese höchsten Töne stimmen so recht zum Ganzen. Manchmal, als erwachte plötzlich das innerste Leben der dumpfhinbrütenden Luft, als wandelte fernher ein Geist, zieht sich durch die Weizenfelder eine wogende Bahn, bis näher brausend, Staub und Blätter auftreibend, eine Säule glühender Luft vorüberwirbelt.

In der Stadt sind Straßen und Dächer verödet; Thüren und Fenster „hermöglichst" verschlossen; dahinter die Menschen, antik gewandet, im tiefsten Dunkel thunlos verharren. Man schließt vornehmlich auch der Fliegen halber, denn die, zum Glück in der Astronomie noch weit zurück, halten jede Dunkelheit für Nacht, und weil sie nachts zu schlafen pflegen,

So schlafen sie nun fort und fort
Und schlafen sich zu tot.

So wie die Sonne hinabsinkt, steigt man empor auf seine Loggia. Unzählige Schwalben kreisen jubelnd hoch im Blauen. Um die prachtvolle Marmorlaterne der ungeheuren Domkuppel schweben wieder die edlen Falken. Weithin über die Stadt hinweg und das große ebene Gartenland steigen kantige Bergrücken hinter Bergrücken, immer höher, bis sie als schroffe Alpenhörner sich schneidigscharf und dunkel abheben vom reinen flammenden Himmel. Aber wehe, wenn Scirocco naht.

Es wickeln graue Wolken los
Sich aus der Thäler tiefem Schoß,
Und drehen sich in trägem Tanz
Um der Gebirge Zackenkranz.

Die Sonne, noch einmal so groß,
Geht unter blutrot, strahlenlos,
Die Berge werden stumpf und grau,
Ein Schleier trübt das Himmelsblau.

Auf allem Land liegt Todesruh,
Da fährt ein Schauer auf dich zu,
Die muntern Schwalben ducken sich,
Das ist Scirocco, hüte dich!

Ist es aber klar, so sitzen wir dort oben bis Mitternacht und schwelgen bei Mondenschein und wunderbarem Wein in reizendfrischer Luft und gedenken der Brüder im lieblichen Schwaben,

Der jetzt wohl auch schwitzenden,
Aber in großen Biergärten sitzenden,
Rettich an Rettich zerschlitzenden.

XI.

Abschied von Florenz.

Heimat bist du mir gewesen,
Ewig blühendes Firenze,
Rasch ist mir in deinem Lenze
Das verwaiste Herz genesen.

Denn versteint war all sein Lieben,
Gleich Medusa Rondanini,
Durch die schrecklichen Fachini,
Und die Angst vor Taschendieben.

Wie ich da mit einemmale
Dich im Bergeskranz gesehen,
War mir's, wie wenn Grüße wehen
Aus dem grünen Neckarthale.

Ob auch etwas enger, stiller,
Stuttgart ist dir nächstverwandte;
Hier am Dome saß einst Dante,
Dort im goldnen Ochsen Schiller*).

*) Stein und Tisch werden noch an den genannten Orten gezeigt.

Reise durch Toskana.

I.

San Gimignano.

Von Florenz fahren wir auf der Eisenbahn in der Richtung gegen Siena, erst durch blühende Villengärten, dann durch ernsthafte Pinien- und Eichwaldthäler. Noch ziemlich vor Siena schwenken wir rechts ab gegen San Gimignano hin, auf windschnellen zweirädrigen Karren sitzend. Es geht durch ein angenehmes ölbaumgrünes Thal und bald erscheint hoch oben auf dem Berg über ödem Brachfeld schon von ferne die Stadt. Ein wundersamer Anblick. Keine Häuser, nur eine Unmasse hoher dunkler Türme starren, wie ein riesenhaftes Krystallgebilde, in den hellen Himmel hinein. Die Stadt streckt sich lange hin und erscheint vermöge ihrer Lage und ihrer Umrisse gewaltig groß. Man denkt an die heilige Stadt, von der in der Offenbarung Johannis geschrieben steht; es ist ein unheimlicher, fast grauenhafter Anblick. Man glaubt sich einer Stätte zu nähern, die schon vor Jahrhunderten ausgestorben, denn in diesen fensterlosen Turmreihen kann niemand wohnen, da können nur Eulen schnarchen in den Schießscharten, und die Geister der Erschlagenen polternd umgehen. So ragt diese steinerne, jetzt nicht mehr verständliche Welt in unsere Zeit herein.

Wie man die Stadt durch die malerischen Thorbögen betritt, findet man fast an jedem Hause noch einen unglaublich hohen Verteidigungsturm; einige bis zu zweihundert und fünfzig Fuß Höhe. Man sieht, wie hier stets eine Familie die andere zu überbieten suchte und ihren Turm immer weiter hinauf trieb; je höher der Turm, desto schlimmer für die Nachbarn. Wer den höchsten Turm hatte, war auch der Höchste in der Stadt.

II.

Siena.

Hier weht ein ew'ger Sonntagssonnenduft,
So mild und rein und leuchtend ist die Luft,
In tiefe Schluchten bricht die Eb'ne ein,
Wo um den Oelbaum Kränze schlingt der Wein.

Cypressen dunkeln rings durchs grüne Land,
Und hohe Berge blau'n an seinem Rand,
Und drüben steigt, uralt, mit Turm und Thor,
Auf steilem Fels Siena stolz empor.

In Siena springt vor allem die wirklich großartig poetische Benützung des Erdreichs in die Augen. Hier wirkt die Baukunst im weitesten Sinn, als ganze Stadtanlage, als das, was sie eigentlich ist, und stets sein sollte, als künstlerische Auskrystallisierung der natürlichen Anlage des Bodens.

Siena ist Bergstadt, auf etruskischen Ansiedelungen von den Galliern nach der Einnahme Roms erbaut. Im Mittelalter war sie Haupt der Ghibellinen, Nebenbuhlerin von Florenz, blühende volkreiche Freistadt. Jetzt hat sie zwanzigtausend Einwohner mit Raum für sechzigtausend.

Siena liegt auf hohem, sternförmig ausgezacktem Hügelknoten (Gebirgsart tertiär, mächtige Geschieb- und Lehmlager, terra di Siena), und die Ausdehnung der Stadt folgt ganz dieser Form, sich einziehend in den Einschnitten, die malerisch staffelförmig mit Wohnhäusern erfüllt sind, hinaustretend auf die Sternspitzen, dort überall durch großartige Kirchen- und Klosterbauten ausgezeichnet, die mit ihren Lang- und Querschiffen, Kuppeln und Glockentürmen kühne Gruppen bilden.

Alle diese Bauten wirken um so mehr, weil sie ganz schmucklos aus jenen trefflichen, durch's Alter vielfarbig gewordenen sieneser Backsteinen, aus dem Boden, in dem sie wurzeln, aufgeführt sind. In der Mitte der Stadt, auf der Spitze des Bergs, dem Knotenpunkte, schimmert weithin, alles beherrschend, der marmorne Dom, mit hohem, unverjüngtem Glockenturm, säulengetragener Kuppel und vielfarbiger Prachtfassade. Um den Dom her und das in seiner Nähe tiefer unten gelegene Stadthaus mit seinem dreihundert und fünfzig Fuß hohen, minaretschlanken Turme verdichtet sich die Stadt in den gewaltigen Steinpalästen der edlen Sienesen. Türmereiche Befestigungsmauern umgürten bergauf, bergab, von Epheu überwuchert, noch die ganze Stadt. Unten in den Thalrinnen endlich, wo aus den Bergen herab starke Quellen hervorbrechen, liegen überall jene Fonten: große steinerne, im Spitzbogen gewölbte Quellhäuser, innen und neben mit weiten Wasserbecken, Rastorte ganz einzig in ihrer Art.

Hier am Berge steht das Quellhaus,
Hochgewölbt, das einsam-alte,
Und geschwätzig rinnt das Wasser
Aus der kühlen Felsenspalte.

Durch die schwarzen Mauerbogen
Sonnigblau der Himmel schimmert,
Daß das Spiegelbild der Wellen
An den Wänden silbern flimmert.

Ueppig grüne Farrenkräuter
Hangen traumhaft bebend nieder,
Klare Tropfen fallen klingend
Vom Gewölbe hin und wieder.

Weile, Wandrer, hier ein wenig,
Bald kommt die geweihte Stunde,
Und die wunderschöne Bergfee
Taucht aus dem krystallnen Grunde.

Der Brennpunkt der Stadt ist der halbmondförmige Marktplatz, ohne Zweifel früher ein antikes Theater: er senkt sich vom Rande in ganz gleicher Neigung gegen die Mitte. Hier steht die unvergleichliche, mit Bildwerk reich geschmückte Fonte gaja des großen Jacopo della Quercia (erbaut 1419); ein offener See auf drei Seiten von Marmorbrüstungen umgeben; ein herrlicher Gedanke. Leider sind jene Bildwerke arg verstümmelt, aber ergreifend bricht aus ihnen der kühne Lebensodem, den ihnen Jacopo della Quercia einhauchte, einer der Wiedererwecker der italienischen Kunst. Es giebt nichts so Erhebendes, als gerade die Werke jener ersten bahnbrechenden Männer (Quercia, Brunellesco, Ghiberti). Man spürt daran noch den freudigen Mut, der alle diejenigen beseelt, die sich bewußt sind, durch ihre Thaten die Welt mächtig vorwärts zu bringen. Die gerade Seite des Marktplatzes nimmt ganz das Stadthaus ein mit seinen großen säulengeteilten Spitzbogenfenstern, den kecken Zinnenkronen und dem Turme, der merkwürdig hoch und schlank an der Ecke des Palastes aufsteigt. Rings im Halbrund stehen ähnliche prächtige Paläste.

Nirgends ist der mittelalterliche Privatbau reicher vertreten, als in Siena. Straßenlange Palast an Palast, vom Burgkoloß bis zum anspruchlosesten Wohnhaus. Und hier ward seit fünfhundert Jahren kein Nagel geschlagen, keiner herausgezogen. Man sehe nur die überdicken, mit Broncenägelköpfen vollbeschlagenen Holzthüren; dann an allen Häusern die starken schmiedeisernen Laternen, Fackel- und Fahnenhalter, Blumenständer und Wäschestangen, alles alt, und herrlich zu Tier- und Pflanzengebilden verarbeitet, man sehe sie und freue sich über eine Zeit, der das Haus noch ein Heiligtum war, in der die Menschen, wie dem Tode zum Trotz, auch dem Unbedeutendsten, das sie für die Bedürfnisse dieses kurzen traumartigen Lebens schufen, ewige Dauer und ewigen Gehalt zu verleihen suchten.

Hinter den hohen Steinhäusern des Marktplatzes ragt immer noch viel höher empor der Dom. Gegen Osten, dem Bergabhang folgend, bildet er Ober- und Unterkirche, gegen Süden stößt daran der als Ruine auf uns gekommene Querbau, so großartig angelegt, daß der gegenwärtige Dom nur das untergeordnete Kreuzschiff hätte bilden sollen. Ein Wunderbau von Kühnheit und Reinheit der Verhältnisse. — Erst gestern abend umwandelten wir wieder im Mondschein den einsamen Dom und waren wie verzaubert beim Anblick der überreichen zackigen Fassaden, der wie von Geisterhand gewölbten Schwibb-Bögen, der Scheidewände himmelhoch freistehend; dazu kam gespenstig der dumpfe Schlag der großen Uhr und ganz hinten von der Unterkirche her im tiefsten Schatten schwankte, verdächtig vermummt, die umfangreiche Gestalt des ersten Ratschreibers von Siena die große Prachttreppe herauf.

Ein Gang um die Stadt gewährt bei jedem Schritt wieder neue herrliche Blicke. Die Stadt ist gar zu malerisch, die Gegend gar zu lieblich. Jene weite Ebene, villenbesät, ölbewaldet, mit tiefen Thaleinschnitten, in der Ferne zusammenhängende Eichwaldungen, von schönen blauen Bergen umfranst, darunter der hocherhabene Monte Amiata. Es ist eine Fläche, auf der bei uns das beste Sauerkraut gedeihen würde; hier kümmert es nur mühselig am Boden fort zum Schweinefutter. Die Schweine sind aber hier sehr kühn und störrig, und eine Sau vermochte uns in den engen Straßen gestern sogar den Weg zum schwarzen Adler zu verlegen; Auflauf entstand, heut ist die Ruhe wieder hergestellt.

Gegen Abend wanderten wir einmal durch die Laubwaldthäler. Die Villen mit ihren Cypressen sind längst verschwunden; in lichtblauer Ferne steht noch die hohe sanftansteigende Pyramide des Monte Amiata. In den engen Thalgründen liegen rauchende Kohlenmeiler; die Gegend wird immer abgeschiedener, stummer. Wir finden einen großen Wald aus immergrünen Eichen, einen uralten riesigen Dom. Nie sah ich die immergrünen Eichen von solcher Schönheit und Größe: man ahnt, wie langsam diese Bäume wuchsen, wie ihre Formen Zeit hatten, sich zu entfalten und darum vollkommen klar und unverwüstlich stark wurden. Den Boden der herrlichen Hallen bedecken dunkle Felsbrocken, überwuchert vom Adlerfarnkraut und goldgelbblühenden Fingerhüten. Auf der Höhe, wo die Heide beginnt, steht hochummauert ein ausgedehntes Kloster.

Im Eichenhochwald liegt verworren
Umhergesprengt das Kalkgestein,
Dazwischen zwängen sich die Knorren
Der Wurzeln, Schlangen gleich, hinein.

Als eine Heide, braun und trocken,
Dehnt sich die Ferne weit und breit,
Nur das Geläut der Herdeglocken
Tönt durch die tiefe Einsamkeit.

Hier steht das Kloster, kühne Massen,
Du pochst umsonst, ein seltner Gast,
Die Säulenhöfe sind verlassen,
Die frommen Bilder sind verblaßt.

Wir wandeln schweigend hin und wieder,
Die Tritte dröhnen dumpf und hohl;
Schon senken sich die Nebel nieder,
Ihr alten Toten, schlafet wohl.

III.

San Giovanni d'Asso.

Zur Linken am Berge stehen dunkle Trümmer eines großen früh-gotischen Schlosses, und die aufgehende Sonne beleuchtet zu seinem Fuße schon das reizendste

aller Thäler. Die Maler der Renaissance malten oft als Hintergrund zu ihrer heiligen Familie eine Landschaft voll Paradieses-Stimmung, voll Himmelsfrieden. Da wandeln selige Gestalten durch das Thal am Flusse hin, der bald durch schlanke Laubbäumegruppen, bald durch sanfte Wiesen anmutig sich schlängelt; schöne Hügel treten herein, auf deren Scheiteln schlichte Steinbauten sich heben. Ueber dem stillen Thal erblickt man in lichter Ferne einen hohen Berg, um den die Wolken grauen, und zartgeschwungene, sich lang hindehnende Ketten. So ist das Thal von San Giovanni d'Asso.

IV.

Montepulciano.

Eben schlägt es Ein Uhr. Die altertümlich-schöne dreiarmige toskanische Lampe brennt noch immer hart neben meinem Bett. Es ist so still draußen in der hohen Bergstadt und wunderbar kühl weht es vom sternklaren Himmel; eine herrliche Schlafnacht für todmüde Kunstwanderer. Aber die Wanze wacht! Dünn wie ein Goldblech, saß sie schon mondenlang zwischen den braunen Deckenbalken in unfreiwilliger dumpfer Askese. Nun kriecht sie heran, bis sie den Schlafenden gerade unter sich wittert, und fällt hier, fällt immer tiefer und begeht den scheußlichsten Mordanfall. Das Opfer zuckt im Schlaf und zuckt immer stärker, bis daß es halbwach und halbangekleidet hinausstürzt in die Sternennacht. Neben der Stadt steht ein hoher freier Berg, den sucht er zu gewinnen; es ist der Berg Dodona, auf seinem Gipfel liegen, einst von Menschenhand heraufgewälzt, ungeheure Steinblöcke im Kreis umher, eine uralte Opferstätte.

In der Halbmondnacht schimmern tief unten die drei großen Spiegel der schlummernden Seen, des Montepulciano-, des Trasimener- und des Chiusi-Sees. — Es ist scharf kalt. — Wohl zieht weißlicher Dunst sich vom Chiusisee um seine waldigen Uferhügel, und der Wanderer kann es für Geister der alten Etrusker halten. Die feinsandigen Eichwaldhügel da drüben sind ja ganz durchhöhlt, sind Grabhügel für Tausende von Etruskern. Man findet die Kammern noch verschlossen mit schweren kalksteinernen Thürflügeln: innen stehen noch die Aschenkisten in Reihen; Wände und Decken, aus dem natürlichen

Sandgrund herausgeschnitten, sind lebhaft bemalt. Da ziehen die alten Etrusker mit ihren alten steifen Gliedern auf die Jagd und erlegen böse Tiere. — Aber was soll das alles in der scharfkalten Sternennacht! Fern, unermeßlich fern hinter den Schneespitzen des Hochgebirges, das man in mächtigster Ausdehnung ringshin ahnt, schießen nur erst blasse Streifen empor, zum Zeichen, daß die schlafende Sonne sich nur erst umgedreht hat, und noch lange nicht aufzustehen gedenkt. Aller Frieden ist hin; noch rieselt der Nachtthau vom Himmel und näßt des einsam Harrenden dünne Gewänder. Alle die stechenden Nachtlagerscenen tauchen wieder auf, der ganze südliche Nachttierkreis rollt wieder vorüber an ihm.

Italienische Nacht.

Mußt in einer Lade wohnen
Mit dem finstern Scorpionen,
Hörst die Laus von ferne rauschen,
Riesenflöhe hustend lauschen;
Unbewaffnet-biedre Schwaben
Deine Stellung untergraben,
Dichtervollblut-gier'ge Wanzen
Rot dein Himmelsbett umfransen;
Mehr als tausendfüß'ge Asseln
Giftig dir entgegenrasseln,
Und daneben die Tarantel
Mit dem schiefen Lebenswandel;
Willst umsonst die schnöden Schnaken
Mit verschlafnen Händen packen,
Hörst noch, um das Maß zu füllen,
Vor der Thür die Frösche brüllen,
Schrillend die Cikaden schallen,
Bis sie tot vom Baume fallen.

Und wie springst im Morgenscheine
Du behend auf deine Beine,
Denn es hat für diese Nacht
Dir der Oberkellner eine
Stolze Rechnung beigebracht.

V.

Pienza.

Nirgends weht uns der hohe Geist des fünfzehnten Jahrhunderts reiner entgegen, als hier oben im alten Corsignano, der Heimat des großen Pius II., des Aeneas Sylvius Piccolomini, der die ärmliche Ortschaft zur Stadt des Pius, zu „Pienza“ durch seinen Baumeister Bernardo Rosselino umschaffen ließ. Nur sechs Jahre (1458—1464) sollte der kühne schwärmerische Mann die Papstkrone tragen. Mit unglaublicher Schnelligkeit, in nicht ganz fünf Jahren, wobei Pius selbst auf das eifrigste bei den Entwürfen mithalf, ward Pienza in eine Stadt der Paläste verwandelt, die noch jetzt so stehen, wie vor vierhundert Jahren. So rasch die Stadt emporgekommen, so schnell ward sie wieder verlassen und vergessen, und behielt jene glückliche Armut, die nicht einmal einen neuen Anstrich aufzubringen vermag, um damit alles was groß und herrlich ist aus alter Zeit zu vernichten.

Auch Pienza ist Bergstadt. Die Gegend umher dehnt sich großartig weit; Bergketten erscheinen hinter Bergketten, und auf ihren Felsenkronen schimmern Städte. Gegen Süden breitet sich das weite Thal der Orcia aus. Gewaltige mit Eichwald bedeckte Berge schließen das einsame Hochthal: gegen Süden der zweigipflige Monte Amiata, oft in Wolken stehend, gegen Osten ebenso hoch der Monte di Cetona; dazwischen schroff und kahl die Felsenfeste Radikofani, das verruchte Räubernest. Aber so herrlich auch die Rundsicht, der Boden im weiten Orciathal gleicht einer Wüste; er besteht aus steinhartem gelbem Thon, auf dem kein Baum, kein Strauch, kein Wiesengrün, und die Regengüsse haben das Erdreich in unzählige öde Hügelchen zerwaschen. Nur an einzelnen Hängen stehen zwischen Felstrümmern alte Eichen, von Habichten bewohnt, und zuweilen in den steilen Rinnsalen grünen zierliche Tamarisken. Zunächst um die Stadt sind Oel- und Weingärten. Schon aus weiter Ferne sieht man ihre großartigen, an den felsigen Rand des Berghauptes gestellten Gebäude emporragen.

Die alten Baumeister sind wegen ihrer Freiheit zu beneiden. Wenn jetzt eine solche Anlage gemacht würde, da müßte alles hübsch eben und gerade und symmetrisch sein, damit ja der Eindruck von Langweile nicht ausbliebe. Hier in Pienza sind um den mittelgroßen, un-

regelmäßig viereckigen Marktplatz die Prachtgebäude mit herrlichster Freiheit verteilt und ihre Reihen werden unterbrochen von anspruchslosen Wohnhäusern, so daß die Paläste noch mehr wirken.

Nebendem, daß die Gebäude so malerisch zusammengeordnet, sind sie mit jenem maßvollen natürlichen Sinn entworfen, der unserer Zeit so ziemlich abhanden kam. Wiewohl sämtlich Prachtgebäude, begnügen sie sich doch mit dem notwendigsten Schmuck, der deshalb um so bedeutsamer, und dann sind sie, ganz ihrem innern Wert entsprechend, in ihrer Pracht vortrefflich abgestuft. Am reichsten ist die Schauseite des Doms behandelt, dann folgt der nebenstehende gewaltige Palast des Papstes, dann das dem Dom gegenüberliegende Stadthaus mit lichter Säulenhalle und hohem, mit Zinnen gekröntem Eckturm; endlich der dem Papstpalast gegenüberliegende Palast des Bischofs, ein einfach edles Haus mit kräftigen Steinkreuzfenstern. In ähnlicher Weise sind die hier anstoßenden Paläste der Beamten des Papstes gehalten. Im Dome befinden sich prachtvolle Kirchengeräte und Meßgewänder, sodann das Haupt des heiligen Andreas aus Salerno, alles von Pius II. gestiftet.

Sein Palast, ein Quadrat, das weit über den Marktplatz hinausgreift, hat drei sehr hohe Geschosse, von Pilastern und stolzen, durch ein Säulchen geteilten Rundbogenfenstern belebt. Er besteht wie alle Bauten Pienzas aus schöngelbem Sandstein, die feine Arbeit ist aus Travertin (Kalktuff). An der vierten Seite gegen den sehr hoch aus dem Abhang des Orciathales heraufgemauerten Garten hin, sind die drei Stockwerke in drei herrliche Säulengänge (Loggien) aufgelöst. In der Mitte des Palastes liegt der große Säulenhof, ringsumher hohe gewölbte Hallen; an den Wänden des ersten Stocks breiten sich um die ehrwürdigen Steinkreuzfenster lebhafte Malereien aus, das ganze Stockwerk scheint im heitersten Festschmuck zu prangen; der dritte Stock hat wieder luftige Säulengänge. In den zahlreichen Zimmern und Sälen sieht man noch die guten alten bemalten Balkendecken, aus den stärksten Eichenstämmen gezimmert. Man erstaunt über die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Ornamente, namentlich der Säulenkapitäle. Den Blumen des Frühlings gleich, ebenso viel und ebenso frisch und rein, sproßten hier Gedanken an Gedanken, denen der Griechen sehr nahe kommend.

Wie es Jahre giebt, in denen alles in unglaublicher Fülle und zu außerordentlicher Schönheit gedeiht, so erscheint zuweilen auf einmal eine Menge der herrlichsten Menschen, welche sich gegenseitig hebend, wahre Jubeljahre in der Weltgeschichte einleiten, in denen dann auf alles, was entsteht, ein Schimmer dieser Herrlichkei fällt. Eine solche Zeit war die der frühen italienischen Renaissance, in der auch Pienza erbaut wurde.

Der Palast ist kaum mehr bewohnt, gegen den verwahrlosten Garten hinaus halb zerfallen. Ein merkwürdiges Gefühl überkommt den Wanderer, der sich nach Pienza verirrte. Man spürt der ganzen Schöpfung an, die so herrlich aus Einem Gusse vor uns steht, daß wie durch Zauberwort sie plötzlich aus einem Boden wuchs, den die Natur durchaus nicht für eine prächtige Stadt bestimmte. Die Gegend ist sehr arm. Bei einbrechender Nacht sieht man nah und fern an den hochgelegenen Waldsäumen Hirtenfeuer auflodern; Viehzucht und Jagd ist die Hauptbeschäftigung der Bewohner.

Jäger, die oft über den waldigen Amiata hinweg, von dessen erhabenem Gipfel aus man Siena, Rom und das ferne Westmeer erglänzen sieht, der Jagd halber in das Land hinabsteigen, erzählten uns, die Gegenden gegen das Meer hin, die sogenannten Maremmen, seien nichts als eine große Sumpfheide, längst von den Menschen der Fieberluft wegen verlassen, nur von zahlreichem Wild bevölkert. In diesen Strichen stünden oft noch ganze Niederlassungen von Völkern grauer Vorzeit, erbaut aus riesenhaften Steinblöcken. Unter den Etruskern waren die Maremmen äußerst fruchtbar und volkreich. Durch die leeren, vom Sumpfgestrüppe bedeckten Stätten wühlen jetzt wilde Schweine und finden zuweilen eine altitalische Glasperle.

Auf der Straße nach Rom.

I.

Trasimener See.

Wo dereinst die Waffen klirrten
Furchtbar unter Hannibal,
Weiden friedlich jetzt die Hirten,
Singt die junge Nachtigall.

Langsam mit bethauten Schwingen
Fliegt ein Adler übers Land,
Ferne Morgenglocken klingen
Weit umher am grünen Strand.

Und auf des Gebirges Kette,
Ueber Wald und Felsenkluft,
Glänzen die Etruskerstädte
Hochauf in die helle Luft.

Uralt, wie verstarrt, versteinert,
Stehn sie das Gebirg entlang,
Nicht vergrößert noch verkleinert
Hat sie je der Zeiten Gang.

Ja noch türmen die Cyklopen-
Mauern sich daran empor,
Und Triglyphen und Metopen
Streifen ernst an Turm und Thor.

II.

Citta della Pieve, Perugia.

Wir zahlten alles gern, was wir gesollt,
Und steigen ein, der Wagen steht geschirrt,
Von Hausknecht, Roßknecht, Kellner, Bettler, Wirt,
Mit Riesenehrfurcht noch einmal umzollt,
Und noch einmal die heil'ge Börse klirrt;
Uns bleibt der Ruhm, den andern bleibt das Gold.

Von Citta della Pieve, der alten Bergstadt, Heimat Pietro Peruginos, geht die Fahrt durch abenteuerlich verknorpelte Eichwaldungen; jeder Baum ist von Epheu ganz umschlungen. Vier große weiße römische Ochsen mit ihren riesiglangen Hörnern bilden die Vorspann auf den Gebirgsstock von Perugia hinauf; links unten sieht man zwischen seinen grünen Bergen weit hin den blauen Spiegel des Trasimenersees. Es wird Nacht. Seit einer Stunde steigt die Straße noch stärker; das erste Thor Perugias ist erreicht. Zwischen den turmhohen, vor-

und zurückspringenden Citadellenmauern kriecht das Fuhrwerk von Thor zu Thor mühsam aufwärts. Durch die steilen Gassen heult der scharfe Nordwind; sie sind wie ausgestorben. Der Wagen hält: Treppen auf, Treppen ab, durch dumpfe finstere Gänge bringt uns der Führer ans Gasthaus „La Speranza“. Wir pochen, denn das palastähnliche Haus ist geschlossen. Man führt uns durch den Säulenhof in den zweiten Stock, der uns ganz zur Verfügung steht. Staunend schreiten wir durch die hohen, mit verblichenen Ahnenbildern geschmückten, mit prächtigen Teppichen belegten Gemächer. In die mächtig dicken Mauern des Palastes öffnen sich allenthalben schmale Seitengelasse und in einem derselben brennt eine Lampe vor einem marmornen Madonnenbilde; zur Seite hängt eine große Inschrifttafel:

„Dem unvergeßlichen Andenken des Giuseppe Storti, der am 20. Juni 1859, als sich die Schweizersoldaten Perugias bemächtigten, auf dieser Stelle mit zweien seiner Diener grausam ermordet wurde; demselben Lose entgingen mit Mühe die untröstliche Gattin Judith und ihre Mutter Annunziata. Wanderer, weih' dieser Stätte des Fluches ein stilles Gebet.“

In so manchem Hause Perugias wird ein ähnlicher Fall beklagt. Haus für Haus machten die tapfern Peruginer den päpstlichen Schweizertruppen streitig; die Kinder deckten die Dächer ab und aus den Fenstern gossen die Frauen siedendes Oel. — Die Citadelle von Perugia ist jetzt dem Boden gleichgemacht. Von hier aus hat man einen ganz großartigen Blick auf die nahen Hochgebirge, die über der weiten Thalebene des Tiber ansteigen; auf einem der Vorberge liegt Assisi.

Am dritten Tage erst zeigte sich uns die schöne bleiche Judith, die Gattin des Gemordeten, und bat uns, ihr Haus, das schon schwer genug heimgesuchte, wieder in Aufnahme zu bringen. Wir gelobten es mit dem besten Gewissen. Eine unzufriedene Engländerin hatte in ihrem Reisehandbuch für Italien böswillig ausgesprengt, die Speranza sei geschlossen.

III.

Assisi.

Auf einem der Kämme des Felsgebirges saß im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Franz von Assisi, der

Heilige, in tiefste Beschauung versunken, fromme Gespräche pflegend mit den Gestirnen, den Tieren des Waldes und den Vögeln des Himmels, schwer bekümmert um das unsterbliche Elend der Menschheit, erlösungsbegierig. — So saß er jahrelang, bis der Geist über ihn kam; wie ein Blitz erschien ihm aus den Wolken ein strahlendes Kruzifix und aus den blutigen Wunden des Gekreuzigten schossen Strahlen hernieder, ihm an Brust, Füßen und Händen des Erlösers Wundenmale einbrennend. Er stand auf, stiftete den Franziskanerorden und erneute die abendländische Christenheit.

An dem Berge von Assisi
Ruhn die heiligen Gebeine
San Francescos, des Asketen,
In dem harten Felsgesteine.

Wölbt sich dreifach übereinander
Auf gewalt'gen Untermauern
Der erhabne Dom, des Morgens
Dicht umwogt von Wolkenschauern.

Unten rauscht der Teschio, das ungeduldige blaugraue Bergwasser, und droben auf dem sanften silbergrünen Oelbaumhügel liegt Kloster und Dom. Wie ein ungeheurer Quaderblock tritt es heran, gestützt von schrägen epheubewachsenen Strebemauern. Von ihm zur Rechten ziehen sich, von Bogen zu Bogen, andere mächtige Untermauerungen. Hinter dem Kloster ragt mit Chor und hohem Glockenturm der altersgraue Dom und weiterhin steigt mit Kirchen und Türmen und fensterarmen Steinhäusern die Stadt Assisi empor und darüber die große halbzertrümmerte Burg, erbaut auf dem letzten grünen Vorberg des kahlen kalksteinernen Hochgebirges.

Der Dom besteht aus Oberkirche, Unterkirche und Gruftkirche mit dem Grabe des Heiligen. Der Eindruck beim Betreten des Mittelschiffs der Unterkirche ist überwältigend. Schon auf Mannshöhe setzen die breiten schweren Kreuz- und Quer-Gurten des Gewölbes an, und die Mauerflächen sind viel bedeutender als die Oeffnungen. Hiedurch erhält der Raum etwas Geheimnisvolles, Heiliggrabdüsteres. Nur durch die schmalen tiefen Spitzbögen, die in die Seitenschiffe münden, strömt Licht, und zwar

durch lauter sehr alte gemalte Fenster, die herrlichsten der Welt. Sie sind wie durchscheinende Teppiche, als sollten sie erinnern an die Teppiche, die das Allerheiligste der Stiftshütte des Volkes Israel verschlossen, durchwirkt und durchschimmert von köstlichsten Perlschnüren, Perlmutter- und Korallbändern, gesäumt und genäht mit Scharlach und Gold, blühend durchflochten von sprühenden Rosen, weißen flammenden Lilien und dem glänzendgrünen Gelock des Weinstocks. Inmitten dieser Teppiche leuchten Heiligen-Gestalten, in feierlicher Haltung übereinander stehend, ähnliche auf Goldgrund an Wänden und Decke.

Dazu Palestrinaische Orgelstimmen; jene einfachen, vollen, langgezogenen Töne heben und tragen wie auf silbernen Morgenwolken das Gemüt empor; von reinerer Luft umweht, trinkt es durstig die seligen Klänge, die alles Schlimme und Herbe sanft in ihm austilgen. — Die Oberkirche, in die man aus der untern durch Wendeltreppentürmchen, oder von der Stadt her kommend, zu ebener Erde durch die Doppelpforte der einfach-ehrwürdigen frühgotischen Fassade des Doms gelangt, ist einschiffig, eine herrlichweite, auch durchaus bemalte Halle. Der Dom wurde gebaut zwischen den Jahren 1218 und 1240 von Meister Jakob dem Deutschen.

In Assisi ging uns das Geld aus, und es regnete häufig. In solcher Stimmung besuchten wir auch einmal die schöne Kirche der heiligen Chiara (Clara), Klosterkirche mit Nonnenkloster, einst auch ganz ausgemalt, gleich dem Dom, aber um den Fremdenzudrang zu brechen, vor nicht langer Zeit auf Befehl eines der Obersten des Klosters weiß übertüncht. Nur Ein Gewölbejoch prangt noch in seinem Farbenschmuck.

Der Meßner fragte uns, ob wir nicht die heilige Chiara sehen wollten? — Lange standen wir lauschend vor dem ehernen Gitter. Der grüne Vorhang war niedergelassen, dahinter zuckten geisterhaft rote Hängelämpchen. Der Vorhang rollte hinauf; eine kleine Kapelle ward sichtbar und eine verschleierte Nonne beleuchtete sorgsam freundlich mit einer Wachskerze den alten Glasschrank. In ihm lag die heilige Clara, lang hingestreckt im schwarzen Nonnengewande, die Hände gefaltet, mit Blumen geschmückt; das mädchenhafte Mumiengesicht von braunen Locken umfaßt. So lag sie, wie ein verschollenes Schneewittchen.

Im Paese von Assisi
Regnet's pflichtlich jeden Morgen,
Regnet's pflichtlich jeden Abend,
Und wir selber müssen borgen.

Im Paese von Assisi
Gaben wir uns selbst zum Pfande,
Ohne Geld und ohne Stiefel
In dem wildfremd-welschen Lande.

Im Paese von Assisi
Führen sie die schwarzen Schweine
Hinter sich gleich Wachtelhündchen
Zahm und zierlich an der Leine.

In der Witwendrachenwirtschaft
Sie uns obendrein noch prellten,
Denn im Weichbild von Assisi
Betteln selbst die Angestellten.

Längst schon, um den Schein zu wahren,
Gaben wir den letzten ganzen
Silberfranken jenen Künstlern,
Welche Seil vorm Hause tanzen.

Letzter Trost und letzte Zuflucht
Für uns Arme ist alleine
Noch die heilige Chiara
Im krystallnen Totenschreine.

Und die Holde wird beleuchtet
Liebevoll von einer Nonne,
Betend liegt sie, Kranz im Haare,
Ruhig, voll verklärter Wonne.

Schwarz im schwarzen Bußgewande,
Aber lächelnd wie die Sonne;
Stille Thränen in den Augen,
Danken wir der guten Nonne.

Wir verstehn, wie höchste Armut
Doch das höchste Glück hienieden,
In der Leiche selbst zurückläßt
Unverwüstlich heitern Frieden.

In Assisi muß man mit der Sonne aufstehen, da steckt die ganze Stadt in Wolken. Die Sonne steigt, die Wolken ballen sich und ziehn am alten Franziskaner-Dom hinunter ins weite, von weißem dichtem Dunst erfüllte Thal. Und aus dem Nebelmeere ziehen wieder, als silberne Wassersäulen, die Wolken sich empor, höher und höher, so lange, bis sie reißen und frische Schneehörner im Sonnenlichte glänzen, und wieder von Wirbeln gepackt, dreht sich vom nächsten hohen Berg ein Stück seiner Wolkenkappe los und fegt als finsterer Nebelbesen den lachenden Tag hinweg. So wogt der Kampf alle Morgen hin und her, bis die Sonne siegreich den Himmel erklimmt. Der Abend ist klar und mild, und eröffnet einen weiten fernen Blick in das breite mächtige Bergstufenland von Umbrien, zu dessen Füßen das fruchtbare Tiberthal.

IV.

Orvieto.

Schon von ferne, durch die Eichwaldthäler herabkommend, erblickt man Orvieto, denn auf unersteiglichem Felsrücken, der lang und schmal aus der Thalsohle aufstarrt, steht es gegründet. Wie eine Sonne strahlt über die ernsten grauen Mauerzacken und Türme die hohe dreigieblige Prachtfassade des Doms, ganz mit Mosaiken auf Goldgrund überzogen. Nur mit Mühe gelangt der Wagen in die Stadt, durch riesige Thore und Mauern, die ganz mit der Felsenkrone verwachsen sind. Ringsumher liegen runde bewaldete Berge.

In der Madonnenkapelle des weltberühmten Doms sind wunderbare Malereien von Fiesole, Gozzoli und von Luca Signorelli da Cortona; von letzterem seine drei größten Schöpfungen. In den mächtigen Halbrunden unter den Kreuzgewölben sieht man Auferstehung der Toten, Hölle, Paradies.

Signorelli's Auferstehung der Toten.

Vom gestirnten Himmel herab steigen zwei große Engel; ihre Posaunen tönen, die Posaunen des jüngsten Tages. Aus dem kalten kahlen Erdreich ziehen sich mühsam hervor die Toten, ganz nackt, viele schon Gerippe, alle noch trunken vom langen langen Schlummer. Mit blöder Verwunderung blinzeln sie hinauf in den strahlenden Himmel und besinnen sich gähnend auf uralt verschwundene traumhafte Tage. Noch ungelenk sind ihre Glieder vom ersten Schrecken; der helle, die ganze Welt durchgellende, die ganze Welt jäh aufrüttelnde Ruf liegt noch wie Blei in aller Ohren. Die von Schuld Reinen sammeln sich in vertraulichen Gruppen und umarmen sich innig in der hellaufzückenden Freude des Wiedererkennens. Die meisten stehen ruhig gefaßt in Erwartung. Unschlüssig thatlos kauern andere am Boden; Angst streitet in ihnen mit Hoffnung und lähmt ihre Denkkraft. Die Heuchler suchen ihre Blöße noch jetzt zu decken. Andere wieder trotzen noch immer und blicken herausfordernd-verstockt in den offenen Himmel, den selige Engel durchschweben.

Sehr sehenswürdig ist auch in der Stadt der große Zauberbrunnen (pozzo), an den von Allahabad erinnernd, 250 Fuß tief in den Fels gehauen, ein weiter runder Schacht, von Schneckentreppen umgeben; eine führt hinab, eine hinauf. Man steigt mit Fackeln hinunter. Leise tröpfelt es vom dunklen Mauerfarnkraut, das sich aus allen Ritzen drängt. Unten erscheint dem Hinaufblickenden der Tag nur wie ein großer Stern. Der Brunnen ist versiegt, um so reicher aber sprudelt im prächtigen Albergo delle belle Arti der goldhelle Vino santo di Orvieto. Mit Recht heißt dieser Wein der heilige, in der That, er heiligt den Menschen. Die edelsten, alles erzeugenden Kräfte Himmels und der Erde flossen in ihm in größter Fülle und Reinheit zusammen. Darum je mehr wir von ihm trinken, um so weiser werden wir, und hören unter uns die dunklen Lebensbrunnen der Erde köstlich rauschen und über uns den großartigen Einklang der lichten, ewig kreisenden Sterne.

V.

Vollends nach Rom.

Hellster Vollmondschein. Lang hingestreckt, wie ein grobknochiges versteinertes Krokodil, lagert drüben überm

Thal auf dem turmhohen Felsengrat das alte Orvieto. Wir aber fahren, vorn im Wagen, in der scharfkalten klaren Spätherbstnacht mit unseren fünf Pferden hinauf die vielgewundene, hochaufgemauerte Bergsteige; Besenpfriemen und Eichenknorren gespenstig am Wege; Grabesstille rings. Nicht selten zeichnet sich auf hell im Mondlicht schimmernden Steinhaufen ein schwarzes Holzkreuz ab, zum Andenken an hier Ermordete, und eisiger Schauer überrieselt die Haut der Kunstreisenden. Ihr Gespräch stockt; schweigend geht es hinüber im gestrecktesten Lauf über die hohe Heide; man hört nur noch das Knistern der in der Faust zusammengeknitterten Kreditbriefe. Dann schneidet sich der Weg wieder stark ein in finstere Bergschluchten. Ein langgedehnter schriller Schrei des Postillons findet willkommene Antwort in der tiefuntersten Thalsohle: unheimlich behutsam schlurgt es näher und näher, durchs knackende Gestrüppe scheint's wie weiße Mäntel, glänzende Spitzen funkeln zerstreut. Noch ein langer, banger, aufschluchzender Atemzug im Wagen; die dunkle Waldung teilt sich und herausdringen vier starke römische Ochsen, die wirksamste Vorspann.

Vor dem Thor von Viterbo hält endlich der Wagen. Ganz sachte von drei hinkenden französischen Invaliden die Riegel zurückgeschoben, öffnet sich knarrend das Stadtthor (Schiller) und den sichern Bürger von Viterbo schrecket nicht die Nacht aus dem Schlummer. Aber das übernächtige Ohr der Reisenden wacht um so beklommener, aufgeregt vom lockenden Geschwätz der Quellnymphen, die hier im Grunde der vielen herrlichen Steinbrunnen fortmurmeln.

Und schon dehnt sich auf der weiten
Höhe dort Viterbo hin: —
An Viterbo sah man reiten
Einst vorüber Konradin.

Und den Papst, der längst gleich Blitzen
Seinen Bann auf ihn gezückt,
Sah man auf der Zinne sitzen,
Mit der Kron' das Haupt geschmückt.

Herrlich sie vorüber wallen,
Banner fliegen hoch empor,

Konradin, so schön vor allen
Strahlt er aus dem Heer hervor.

Cymbeln und Drommeten klingen,
Deutsche Lieder jauchzen drein,
In den hellen Panzerringen
Spiegelt sich der Sonnenschein.

Aber düster auf der Mauer,
Scharfen Blicks, der Papst ersteht,
Und er ruft voll Haß und Trauer,
Als ein zürnender Prophet:

Armer Thor, dein Unterfangen,
Wie ein Rauch verrinnt es dir,
Und du selber kommst gegangen,
Wie zur Bank ein Opfertier! —

Ruft es laut, nicht hören wollte
Konradin und stürmte fort,
Bis das Lockenhaupt ihm rollte
Auf Neapels blutigen Bord. — —

Die Sonne geht auf und beleuchtet weithin ein ebenes gelbes fruchtbares Ackerland; von der Hochfläche herab zieht sich die Straße den ganzen Tag durch enge steile Waldthäler, vorüber an Burgtrümmern und Bergstädtchen, die malerisch im höhlenreichen Felsgebirge wurzeln. Boden und Luft werden milder. Der Weg führt jetzt auf der alten Via Cassia mit geringen Wendungen, meist auf der Wasserscheide gerade südwärts, und wie die Heerstraße höher steigt, entfaltet sich Schritt für Schritt zur Linken wunderblau, fast unendlich gegliedert, die schneebedeckte Sabiner Alpenkette, und wo der Weg am höchsten, blitzt zur Rechten das Meer auf und vor uns liegt im Abendlichte, groß und weit über den sanften Vorhügelkranz der blauenden Albanerberge hingebettet, die ewige Stadt.

In die Heide hingebettet,
Und erhaben steht sie doch,
Riesengroß, und wird umkettet
Von den alten Mauern noch.

Das ist Rom, in goldnem Scheine
Liegt Palast und Tempelhaus,
Dunkelgrüne Gartenhaine
Breiten schwermutsvoll sich aus.

Ein Gewirr von Kuppeln, Dächern,
Säulen, Türmen — ein Phantom
Aus verzauberten Gemächern
Und Ruinen, das ist Rom!

Wie von lichtgetränkten Wogen,
Wie von einem geistigen Strom,
Fühlst du dich dahin gezogen,
Erdenpilger, das ist Rom!

Rom.

I.

Wir wollten uns anfangs in Rom nur die Haare schneiden lassen, und sofort ins warme Neapel gehen; ziehen aber jetzt vor, bewegt von den hiesigen Künstlern, die Haare stehen zu lassen und im kalten Rom zu überwintern und zwar am Monte Pincio, dem gesündesten Berge der Stadt, wo die meisten Deutschen wohnen.

Neben uns liegt die berühmte Kapuzinerkirche. Letzthin waren wir dort. Ein alter Kapuziner mit ellenbreitem grauem Barte führte uns vorsichtig mit Kerzen hinab in die Unterkirche, hinab in Nacht und Moderluft. In fünf großen tonnengewölbten Kapellen beugt sich hier, eine schauerliche Art der Wandverzierung — Schädel auf Schädel, Gebeine auf Gebeine. Dazwischen in den ausgesparten Rundnischen stehen in schwarzen Kutten halbvertrocknete Kapuzinerleichname, todesjämmerlichsüß grinsend. An den Gewölben reiht sich Wirbel an Wirbel, Schulterblatt an Schulterblatt, Rippe an Rippe zu dürren, gothisch verknorpelten Rosetten; gräßlich phantastische Hängelampen, aus Hunderten von Fuß- und Fingergliedchen zusammengesetzt, tragen spärliche trübflackernde Flämmchen.

Die Stadt Rom ist, obenhin besehen, ein langweiliges Landpaöse. Die wunderbar herrlichen Schätze der

Ewigen liegen so weit auseinander, sind meist so dick mit Stuckzöpfen überzogen, die Gassen sind so krumm und eng, die Pflastersteine so klein und spitzig, daß man erst nach langer bitterer Zeit der Prüfung vom unermeßlichen Horte Kleinod für Kleinod zu heben vermag; und es ist gut so, denn es sind Eindrücke, einzig-großartig, unser Gemüt auf immer bewältigend, umstimmend, klärend (siehe Goethe). Rom hat etwas Sprödes, etwas von einer alten Jungfer, wenn's regnet, von einer unausstehlichen. Wenn aber die Sonne scheint, und die scheint gottlob fast immer in Italien, und ihr Antlitz mit silbernem Duft überschleiert, dann lächelt die Dame schmerzlich verklärt, dann zuckt ihr der Schimmer der jungfräulichstolzen antiken Schönheit wieder herauf.

So lückenhaft ihre Zähne, geben sie doch den höchsten Begriff vom alten ehernen Gebisse, das die Welt zermalmte; auch der Magen der alten Matrone scheint immer noch ausgezeichnet zu sein, ja, wie es beim Alter überhaupt der Fall, immer besser zu werden und nachgerade alles ertragen zu können. Denn welche Auswahl von Geistlichen und Künstlern findet sich hier! Man kann sie alle Tage zwischen den Palmen und Bananen des Monte Pincio corsieren sehen, in jenen, am Nordende der Stadt in gewaltigen Terrassen aufgeführten Anlagen, mit Brunnen und Bildsäulen glänzend reich geschmückt. Auf der Vorderseite hat man ganz Rom unter sich, auf der entgegengesetzten dehnt sich über der weiten kahlen Campagna-Ebene die jetzt schnee-schimmernde, vielgliedrige Kette der Hochgebirge, unbeschreiblich schön!

Auf dem Monte Pincio bummelt
Jeden Tag die feine Welt,
Auf dem Monte Pincio tummelt
Jeder sich, wie's ihm gefällt.

Silberblau den riesengroßen
Dom Sankt Peters sieht man hier,
Und es spielen die Franzosen
Jeden Tag von drei bis vier.

Monsignoren und Signoren
Fahren Kutschen zwei und zwei,

Kön'ge, die den Thron verloren,
Sind mitunter auch dabei.

In den grellsten Purpurtinten
Läßt der Kardinal sich sehn,
Auf dem Wagenschlage hinten
Drei Lakai'n verzaubert stehn.

Und in langen Reihen ragend,
Sitzt der Mägde heil'ge Schar;
Kinder auf den Armen tragend,
Rote Mieder, Gold im Haar.

Nebenan als eine Säule
Steht der Zuav', als sagte er:
Nirgends ist die Langeweile
Größer als beim Militär.

Und den Rand des Horizontes
Krönt von Zeit zu Zeit sogar
Auch ein stillvergnügtes blondes
Junges deutsches Ehepaar.

Künstler auch, gedankenschwere,
Schieben sich in Masse ein:
Eine eigne Atmosphäre
Scheint um sie herum zu sein.

Umgeworfenen Gewandes,
Teilen sie die Menschenflut,
Wolkengipflich, breitsten Randes,
Ueberkrempelt sie der Hut.

Wie sie hin und wider wallen,
Ueber ihren Hinterkopf
Lockenströme niederfallen,
Wie ein aufgelöster Zopf.

An sie reiht voll Herrscherwürde
Sich der edle Bettler an,
Armut ist ihm keine Bürde,
Denn sie nähret ihren Mann.

Dieses ist das Lied vom Corso,
Wer's nicht glaubt, geh' selber hin,
Wo ich oft mit meinem Torso
Auf und ab gewandelt bin.

Ist die Sonne untergegangen, so kommt noch das Schönste; jene gleichmäßig-glühende Röte, die nach einer Weile den reinen Himmel gegen West und Nord allmählich ganz erfüllt. Ueber das stille Rom zieht sich ein milchweißer Nebel, in dem alle Kanten sanft vergehen, und dahinter heben sich scharf und dunkel die langen geraden Bergränder ab mit ihren einzelnen mächtigen Pinienschirmen, gewaltig durchbrochen von der Peterskuppel. Immer turmartiger erscheint diese; durch die großen Fenster ihrer hohen Trommel glüht der Himmel, als ob ein ungeheures Feuer im Heiligtume lodere, dessen Kraft sein Dach höher und höher trüge.

Es wird dunkler und ganz still, das Feuer im Petersdom verglostet; Menschen und Tiere sind verschwunden, nur zuweilen flattert noch mit ausgespreizter grauer Plaidflughaut ein deutscher Künstler hastig voran, fledermausartig, und krallt sich an einer der Travertinbrüstungen fest, versinkend ins Anschaun des Unendlichen, — um dann zu Carlin, wo gespeist wird, einzufallen. Hieher kommen alle jene Nachtflatterer und sitzen enggedrängt an den Wänden hin, die Flughaut übergewickelt, niemals abgelegt, und je nach den Bedingnissen der darunter verborgenen Kleidung kunstreich gefaltet.

Das Zimmer ist klein, doch im Vergleich zum Eingang geräumig, nur ein Mann kann hinter dem andern, die Schmalseite voran, sich einschießen. Innen hört man alle Sprachen und glaubt sie auch zu verstehen, weil man so nahe dabei sitzt.

Draußen im Reich hört man oft die Leute sagen, sie möchten nicht nach Italien, dort könne man gar nichts essen, kein Fleisch, keine Würste, kein Gemüse, und was man bekomme, sei mit Oel gekocht. O ihr Kleingläubigen! nirgends ißt man besser, als in Italien. Das Fleisch ist vortrefflich; ganz natürlich, weil die Ochsen, Hämmel und Schweine nie unter Dach kommen, stets im schönsten Sonnenschein sich tummeln dürfen und dabei stets den Anblick von Denkmälern einer Vorzeit haben, wie wir keine aufzuweisen vermögen, so groß und reich und gesund, so bis ins Feinste durchgebildet; das muß über-

gehen in Gemüt und Geblüt. Mit Oel zu kochen, ist ferner höchst ratsam; das Oel ist das edelste Fett, ohne dabei, wie unser heimatliches Rindschmalz, wenn es einmal warm wird, zwecklos sich aufzublähen und unangenehm aufzubrausen. Zur Ehre der Butter muß ich noch beifügen, daß sie sehr häufig in Italien und mit Erfolg namentlich bei den Maccaroni angewandt wird. Und die Gemüse, o weh, wie sind die gut: Broccoli, Bohnen, Blumenkohl und Lattuga-Salat, von welch' letzterem schon Goethe ganz entzückt ist.

In der Peterskirche sind wir auch schon gewesen. Ein Gang vom Monte Pincio nach der Peterskirche hinüber hat eigentümliche Schwierigkeiten. Erstens muß man die prachtvolle vielstufige spanische Treppe hinab, wo die Bettler kauern und zuerst grüßen. — Diese spanische Treppe dient dem in Rom seit Jahren sich aufhaltenden französischen Heere zu ganz besonderer Befriedigung. Findet sich auf dem Monte Pincio ein Hund, so bindet ihm das gerade hier lagernde Regiment eine alte blecherne Breikachel oder sonst ein Erzgeräte an den Schwanz und jagt so den Hund die hohe spanische Treppe hinunter. Auf jeder Stufe fällt die Kachel donnernder auf, immer rasender setzt der Hund, immer fürchterlicher tobt hinter ihm her die Blechkachel! Am Rande des Wahnsinns fliegt das arme Tier noch die ganze, dreiviertel Stunden lange Via de' Condotti hindurch unter dem homerischen Gelächter des Populus Romanus, bis es vor der Engelsburg erschöpft niedersinkt. Die auf der Burg stehenden Franzosen sehen dann, daß ihre Brüder den Monte Pincio noch inne haben.

Will man als Mensch den nächsten Weg nach dem Vatikan machen, so muß man ganz denselben Gang thun, wie jener Hund. Die Via de' Condotti schneidet als schmaler Schlitz, mit wenigen bedeutenden Bauten besetzt, die Hauptader der Stadt, den palästereichen Corso senkrecht, und führt schnurstracks zur Engelsbrücke vor der Engelsburg. Die Burg liegt schon jenseits des Tiberflusses, der sich hier in sehr starkem Bogen durch die Stadt krümmt. Bis an seine gelben Wellen hin treten, eng aneinander gedrängt, hohe altertümliche Wohnhäuser; zunächst vor dem Kastell weichen die Häuser wie in scheuer Ehrfurcht zurück; dieser Tumulusrumpf trägt ja selbst wieder eine kleine Stadt. Von hier aus erscheint die Peterskirche in ihrer ganzen Riesen-Herrlichkeit. Wie man

näher und näher kommt, duckt sich die Kuppel Michelangelo's. Die grandios erhabene, mit Doppelsäulen umstellte Trommel, der größte Baugedanke seit Erschaffung der Welt, der unvergleichlich würdig die eigentliche Kuppel trägt, geht hinter dem Rand der viel zu weit vorgebauten Fassade unter; nur die Wölbung bleibt sichtbar, jener ewig zu bewundernde Umriß; Michelangelo Buonarroti aus Florenz, geb. 1474, gest. 1563, zog ihn, es war die Hand des größten modernen Menschen.

Die Fassade der Kirche wirkt trotz ihrer Verzopfung noch immer höchst bedeutend durch ihre Größe und durch ihre Lage auf vielen Treppen, und zwischen jenen dorischen Kolonnaden, die großartig-einfach sich in zwei ungeheuren Bögen dem den Platz Betretenden entgegenrunden. Inmitten stehen neben dem mächtigen Obelisken die zwei berühmten Springbrunnen, schlichte Steinbauten; oben aus ihrem pilzartigen Mundstück steigen ganze Gießbäche lautersten Quellwassers, unbändig tosend und schäumend, als erinnerten sie sich noch gar wohl ihrer Herkunft aus den fernen freien Waldgebirgen. Sie beleben allein, ihre großen Tropfen als farbig funkelnde Sternblumen weit hinausstreuend, die trockene, steinerne Pracht des baumlosen Platzes und machen herrlich kühl. Nirgends hin brennt aber auch die Sonne so wirksam; um Mittag liegen die stummen hellgelben Gebäudemassen wie von der Glut verzaubert.

Still und heiß, nur die Kaskaden
Unaufhörlich rauschen, schäumen,
Unter allen Kolonnaden
Alle Menschen selig träumen.

Selbst der hohe Hirt der müden
Christenheit versinkt im Schlafe,
Muntre Jesuiten hüten
Unterdessen seine Schafe.

Kennst du das Haus, auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn dich an:
Um fünf Bajocchi wird dir aufgethan?
Ich weiß es wohl, es ist der Vatikan.

Dem vom Monte Mario Herabkommenden erscheint zur Rechten wie eine unbezwinglich feste Burg, furchtbar hoch, der vatikanische Palast. Er bildet, von außen gesehen, einen zehn Minuten langen und nicht viel schmäleren Gebäudekoloß, den die Jahrhunderte türmten, mit Zinnen und Rundbogenfriesen altertümlich streng verzierten; und innen ward er vom göttlichen Bramante und Genossen ausgehöhlt zu Kirchen, Kapellen, Bibliotheken, Prachtsälen und Säulenhöfen, an deren Wandflächen Rafael und Michelangelo ihre beste Kraft versuchten, und auf deren Bodenflächen Alt-Rom seine Statuen-Legionen aufstellte.

Der Vatikan hat zwanzig Höfe; die Gesamtsumme aller seiner Räume soll zehntausend betragen, die alle dem Papste gehören. Bequemer ist es gewiß keinem Stadtpfarrer in Deutschland gemacht, die Stadtpfarrkirche zu Sankt Peter gerade ans Pfarrhaus gebaut, so daß der Pfarrherr in Pantoffeln in die Kirche kann, im Winkel zwischen Kirche und Haus ein reizendes Gärtchen. Hier voll immergrüner Myrten- und Lorbeerhecken und zierlichster Blumenbeete, die mit Hunderten von antiken Statuen umstellt und überall von springenden Wassern belebt sind, inmitten liegt ein allerliebstes Gartenhäuschen an plätschernder Teichanlage; es ist die berühmte Villa Pia, um 1560 von dem talentvollen Architekten und Archäologen Pirro Ligorio für Papst Pius IV. erbaut. Von hier aus hat man die beste Ansicht des Chors und der Kuppel der Stadtkirche von Rom, der St. Peterskirche. Es gehört dies zum Allergrößten. Die Formen erscheinen noch so, wie sie Bramante und Michelangelo dachten, und mit ihrer Hoheit bildet den lieblichsten Gegensatz der zierliche Prunkgarten. Der Eintritt in die päpstlichen Gärten ist streng verboten. Gold öffnete uns die Thore; wir verlebten eine unvergeßliche Morgenstunde. Der große ebene Prunkgarten lag so still, lag wie versunken zwischen den überhohen Steinbauten; uns zur Linken im Schatten die stolzen Mauerwände des Vatikans, uns zur Rechten die hochliegende Terrasse des Gartens. Dort schlug eine Nachtigall im Dunkel der immergrünen Eichen, deren vielverzweigte Kronen so dicht sich belauben, daß nie ein Sonnenstrahl bis auf den reinlichen Boden hinabdringt; und gerade vor uns am Ende des Gartens, über alles erhaben, standen die hinteren halbrundgeschlossenen Kreuzarme der Peterskirche,

darüber die Kuppel. Jene riesigen Halbrunde bereiten herrlich auf die Kuppel selbst vor, machen hier den Eindruck des Doms wundervoll einheitlich. So stand er vor uns, der ganz aus lichtgelben Travertinquadern aufgeführte Bau, voll höchster Kraft und Ruhe, vergoldet und durchwärmt von den Strahlen der Frühsonne, vollkommen klar beleuchtet in den mildblauen Himmel hinaufragend. Nichts rührte sich im morgensonnigen windgeschützten Prunkgarten. Nur da und dort stäubt aus den flammenden Tulpenbeeten goldener Duft empor und schillernde Schmetterlinge fliegen langsam um die schönen, stillen Marmorbilder. Die Brunnen glitzern glückselig fort; aber längst nicht mehr hörten wir sie rauschen, so sehr nahm uns der Petersdom hin. Mehr und mehr erschloß sich uns der Sinn seiner Einzelformen, die da mit den ungeheuren Umrissen so ganz zusammenstimmen. Es war uns, wir hörten eine Musik, hochfeierlich, lauter, immer lauter, endlich wie vom Sturm geschwellt! Erst als wir uns abgewendet, kam uns die Erinnerung wieder an die Sonntagsstille des Gartens. Wir hörten die Brunnen wieder rauschen und die Nachtigall wieder schlagen im tiefen Dunkel der immergrünen Eichen.

An dieser Stätte, die zu innerster Sammlung wie geschaffen ist, pflegt der heilige Vater fast jeden Morgen zu wandeln. Wir dachten uns ihn, wie er durch den Garten sinnend geht in der thauigen Frühe des Osterfestes, bevor er von der Höhe der Peterskirche herab mit starker Stimme den Hunderttausenden, die unten knieen, und nicht bloß diesen, der ganzen Welt — urbi et orbi — den Segen giebt.

Das Innere der Peterskirche wirkt wunderbar beruhigend. Die Temperatur in diesem größten Binnenraume der Welt ist immer dieselbe, und immer die beste, gesündeste; eben diejenige Temperatur, die wir verlangen, um uns darin vollkommen wohl zu fühlen, und gar nicht zu spüren, daß uns Luft umgiebt. Auf ganz dieselbe Weise stimmt uns jedesmal die Kirche selbst. Neben den überall durchgeführten Formen der edelsten Bogenlinie, des Halbkreises, ist es ihre Inkrustierung mit Mosaiken. Mosaiken haben Naturfarben und Naturfarben sind nie schreiend; Weiß, Blau, Gold herrschen vor.

Wie wir eintreten, zieht es uns durch den langen, weiten, tonnengewölbten Pfeilerbau des Mittelschiffes, der fensterlos in mattem Goldlicht glänzt, voran, dorthin,

wo wir die Kuppel ahnen, wo silberblaue Strahlen von oben her sich ergießen, voran, bis sie sich aufthut. Durch die großen Fenster ihrer hohen Trommel bricht allmächtig das lautere Licht der Sonne und erfüllt, die milden Farben der Wände in sich aufnehmend, den Kuppelraum mit einer Luft, die sanfter ist und leuchtender, als jede andere irdische. Durch diesen Aether schauen wir die Kühnheit und Schwungkraft der viel- und klargerippten Kuppelwölbung im wahren Lichte. Wir schauen und schauen. Das Gefühl der Schwere scheint uns verlassen zu wollen; es hebt uns empor, aber nicht stürmisch, als möchten wir voll unbefriedigter Sehnsucht das Gewölbe durchbrechen, nein sanft, als ob wir leise hinschwebten. Wir wollen bleiben in diesem Raum. Wir vergessen in ihm, daß er uns einschließt, so herzerlösend groß und schön sind seine Formen und Farben. Merkwürdiger Frieden wird uns. Wir spüren, daß wir nicht planlos geboren wurden im Nebel dieser Welt und daß uns allen einst vergeben werden wird. Michelangelo Buonarroti schuf auch das Innere der Kuppel.

An großen Festtagen, wenn viele, viele Tausende in der Kirche sind, erkennt man erst ihren ganzen Flächenraum. So sahen wir es am Weihnachtsfeste, damals wollten wir auch den Papst sehen, und hieraus entstand folgendes Lied:

Haben Sie den Papst gesehen?
Ach, wir wollten's lange schon:
Müssen in den Peter gehen,
Heut ist große Funktion;
Und es schmückte sich ein jeder,
Und wir gingen in den Peter,
Und es war von Militär
Schon die ganze Kirche schwer.

Und gesteckt in span'sche Trachten,
Kammerdiener ohne Zahl
Mit erstorbnem Lächeln brachten
Kardinal an Kardinal,
Und getrosten Muts wir stehen,
Unverbrüchlich hinzusehen,

Manche Viertelstunde schon
Auf den leeren Purpurthron.

Die auswärtigen Gesandten,
Blauen Frack am schlanken Leib,
Stolz indes vorüberrannten,
Ein willkommner Zeitvertreib;
Und wir fangen auf den Zehen
Schon begierlich an zu stehen,
Denn von oben schallte schon
Ein gelinder Orgelton.

Solos wechseln ab mit Chören,
Hochauf wölkt sich Weihnachtsqualm,
Und dazwischen ist zu hören
Eines Priesters leiser Psalm;
Und noch immer auf den Zehen
Unverrückt die beiden stehen;
Flüstern schon einander zu:
Ist er kommen? siehst ihn du?

Ja dort hinterm Hochaltare,
Wo sich hin und her bewegt
Eine goldene Tiare,
Und nun wird sie abgelegt;
Ob er's war, der sie getragen,
Meinst du wohl, man könn' es sagen?
Wenn er dieses nicht schon ist,
Kommt er doch in kleinster Frist.

Solos wechseln ab mit Chören,
Hochauf wölkt sich Weihnachtsqualm,
Und dazwischen ist zu hören
Eines Priesters leiser Psalm;
Horch, man hört ein Kommandieren,
Die Soldaten präsentieren;
Auf den Zehen stehen wir noch;
Ja, er war es; doch nicht; doch!

Nein, jetzt kommt er, jetzt beginnt er!
Aber sieh, zum Dom hinaus
Ziehn Soldaten, Pöbel, Kinder,
Komm, wir gehen, es ist aus.
Ach, noch immer hoffend steht er
In dem riesigen Sankt Peter,
Vor dem Throne purpurrot,
Wie das arme Weib des Loth.

Als die allerletzten treten
Aus der öden Kirche wir;
Hörtest du sein leises Beten,
Nein, er war doch wirklich hier?
Aber doch, es macht mir Skrupel,
Warum kam denn aus der Kuppel
Nirgends ein Posaunenton;
Und der leere Purpurthron? —

Haben Sie den Papst gesehen?
Ja, ich glaube, daß er's war,
Sahen seine Krone gehen
Hin und her am Hochaltar.
Freilich ist's der Papst gewesen!
Nein, er hat heut nicht gelesen,
Ruft sofort ein Dritter aus,
Papst ist krank und blieb zu Haus.

II.

Regenzeit.

Schwarze Wetterwolken hangen
Wie von Blei vom Himmel nieder,
Und vor Frost und Nässe bangen
Unsre armen deutschen Glieder.

Seufzend tauchen wir sie unter
In des Café's finstrer Klause,
Stürzen ein Glas Wein hinunter,
Und dann wiederum nach Hause.

Ach und mit verzweiflungsweiten
Schritten rennen wir da Wette,
Bis wir todesmatt und schreiten
Noch am hellen Tag zu Bette.

Hier auch herrscht des Frostes Grimme,
Um uns leidlich warm zu machen,
Lesen wir mit lauter Stimme
Schillers Ritter mit dem Drachen.

Aber ach, da uns am Ende
Kalt auch lassen diese Strophen,
Lesen wir im Testamente
Von den Drei'n im Feuerofen.

Andere deutsche Künstler lagern indes, Walrossen gleich, die auf Eisschollen kauern, neben uns auf den Betten, deren hetrurische Breite das wohl ermöglicht. Da gedenkt man der Heimat mit süßem Gefühl, erzählt sich von den grünen Buchenwäldern. — Tagelang kann man in ihnen fortgehen in hohem Frieden; beim Morgen- und Abendrot ist es, als ob man in einem Dom ginge mit gemalten Fenstern und von oben her ein dumpfes Läuten vernähme. Zuweilen findet man eine Quelle in tiefem Felsenkessel zum kleinen See erweitert; er ist unergründlich. Oft brausen in ihm mächtige Strudel empor; es heißt dann, der Topf siedet. Klimmt man ganz hinauf zu den Hochflächen, da stehen steinalte Bäume, Eichen und Buchen auf Weiden und Heiden. Weithin schweift der Blick über das gesegnete Unterland; die Luft weht frisch und anstrengend, und da liegen, oft noch in langen Reihen, die grünen Hünengräber. Es ist so still und einsam hier oben; nur der Schrei eines Habichts, das Lied der Heidelerchen, oder der scharfe pfeifende Wind, der den Wald erbrausen macht, tönt über dem Grab der schlafenden Helden. — In der Sommersonnwendnacht, heißt es, hört man in den Wipfeln ein wunderbares Rauschen durch den Wald gehen; in dieser Nacht wachen die Toten auf.

Wo auf der hohen Heideflur
Die starken Eichen stehen,

Da kannst du noch die letzte Spur
Der Hünengräber sehen.

Da liegen sie so still und frei
Die grünen Totenhügel,
Und über ihnen schwingt der Weih
Im Sonnenstrahl die Flügel.

Kein Erzkreuz und kein Marmor drückt
Die schlichten, mächtig großen,
Es hat sie nur der Wald geschmückt
Mit seinen wilden Rosen.

Und in der Sommersonnwendnacht
Die Wipfel alle rauschen,
Da sind die Toten aufgewacht,
Dem lieben Klang zu lauschen.

Da rauscht's im größten deutschen Dom,
Der geht von Meer zu Meere,
So donnerlaut, wie einst der Strom
Der Völkerwandrungsheere!

Wenn auf dem Schwarzwald der Schnee so hoch liegt, daß nur noch die Schornsteine der zerstreuten Häuschen herausrauchen, und vollends ganz oben auf den hohen Grinden von den Legforchen, die um die Moorseen kümmern, auch kein Wipfel mehr herausspitzt; da ist es stille. — Nur zuweilen aus der Ferne kommt ein dumpfer Hall, dann ist in den tiefen Schluchten eine von den turmhohen Tannen unter der Schneelast zusammengebrochen. In schneidiger Klarheit kreist der Sternenhimmel über den Hochbreiten und saugt der Erde letzte Wärme empor. Da ist es stille. Wohl weht der Sturm unaufhörlich, aber er pfeift nur fein, denn er hat nichts mehr, das er zum Rauschen brächte. Hier hört man oft, in den Nächten zwischen Weihnachten und dem Neujahr, durch die Todesstille ein furchtbares Sausen und Dröhnen, Stöhnen und Zischen in der Luft über das Gebirge her. Wer hinauf blickt, wehe dem! Es ist das Wodans-Heer.

Wodans Gesang im wilden Heer.

Wend' ab dich da unten, du sterblicher Wurm,
Ich fahre vorüber im rasenden Sturm,
Erschaut mich dein Auge, so bist du ja blind,
Selbst vertriebene Götter noch fürchterlich sind.

Ich ließ euch gedeihen die grünende Au,
Ich gab euch der Weisheit erquicklichen Thau,
Verhalf euch zum Sieg in verzweifelter Schlacht,
Ihr habt mich zum Danke zum Teufel gemacht.

Und habt mir die heiligen Bäume gefällt,
Die heiligen Quellen vergiftet, vergällt,
Die heiligen Berge, zerwühlt habt ihr sie,
Die heiligen Blumen, ihr gebt sie dem Vieh.

Und schloßt einem fremden Beherrscher euch an,
Doch hat er euch mehr als ich selber gethan?

Was klingen die Glocken im finsteren Thal,
Sie singen noch immer von steigender Qual;
Was bringen die Tempel mit Türmen und Chor,
Sie ringen das Kreuz als ihr Höchstes empor.

Und längst ist geborsten ihr mächtiges Dach,
Man baute die Pfeiler zu kühn und zu schwach;
Schon schiebt sich, wie Hohn, aus dem großen Ruin
Hoch über die Dome Kamin an Kamin.

Das sind nicht Altäre voll fröhlichem Schein,
Von der alternden Erde verkohltem Gebein
Ernährt sich ihr Qualm, der so schwarz und so schwer,
Und die drunten erkennen den Himmel nicht mehr.

Und ein Stamm, auf sich selber nur trotzend ersteht;
Auch das wird vergehen, denn Alles vergeht!

III.

Auf meine Photographie in Rom.

Kennt ihr das Bild auf zartem Grunde?
Mit schalkhaft eingekniffnem Munde,
Die schmalen, sehnsuchtsvollen Wangen
Vom Bartgestrüppe überhangen,
Die Nase an Kartoffel mahnend,
Die Augen traumhaft, liebesahnend,
Das Antlitz gegen Osten senkend,
An seinen großen Buddha denkend,
Die Füße zu des Ganzen Frommen
In graziöses Grau verschwommen. —
So sitzt es in der schönen Fremde
Im bräunlichen Asketenhemde,
Legt wie ein Kindlein sorgenlos
Die langen Hände in den Schoß,
Ob ihm vom Himmel nicht im Spiele
Ein sanftes Lied herunter fiele.

IV.

Wieder im Petersdom.

Es dämmert schon in den erhabnen Hallen,
Zu dehnen scheint sich der Sankt Petersdom,
Der Sonne letzte Scheidegrüße fallen
Wagrecht herein in goldig rotem Strom.

Ich stehe still mit andachtsvollem Herzen
Vor jenem Bildwerk Michelangelos,
Das heut bestrahlt wird von zwölf hohen Kerzen:
Maria hält den toten Sohn im Schoß.

Wie edel ist das Werk, die Gnadenmilde,
Vom Schmerz durchwühlt und wieder ganz durchhellt,
Neigt sich herunter zu dem Jünglingsbilde,
Der heil'gen Grams gestorben für die Welt.

O die Gestalten, diese göttlich schönen,
So rührend schön, in ew'gem Jugendflor,
Langhingezogne Orgelstimmen tönen,
Wie Seraphstimmen, aus dem hohen Chor.

Schon schwillt es an, als wie ein Sturmwind stöhnend,
Das ganze Weh der Erde weint sich aus,
Und dann darüber, liebend und versöhnend,
Quellen die Wellen durch das Gotteshaus.

O Michelangelo, wer die Feuerspuren deines Geistes durch Italien herab verfolgt hat; — schon in Bologna dort am Grabe den Engel knieen sah, den du fast als ein Kind noch gemeißelt hast, wie er stille hält in reinem Gebet vor der Erscheinung des Ewigen; dann in Florenz über der Gruft der Medicäer jene liegenden Gestalten, einer andern Welt, der ganz idealen, einsam öden, wo dein Geist unter Schmerzen wohnte, entnommen, und darüber das prachtvoll-leichte Gerüst der Kapelle, — alles von deiner Hand, und bei aller leiblichen Schönheit jener Gestalten, während wir im Anschauen versinken, führt uns dein hoher Geist weit hinaus über die sinnlichen Schranken; wir ahnen in dir eine Kraft lebendig, nicht unähnlich derjenigen, die einst den Menschen werden ließ, und so hast du selbst auch Gott, den Schöpfer, drüben an der hochschwebenden Decke der Sistina größer und erhabener den Menschen gezeigt, als vor und nach dir ein Sterblicher. Aber gerne verweilt man auch wieder bei den sanften Werken deiner Jugend, bei jener Pietà, die du als dreiundzwanzigjähriger Jüngling gemeißelt hast.

Deinen Geist noch weiter zu fassen, zieht es mich endlich hinweg unter die Kuppel, die da droben sich wölbt, wie von Göttern gemacht, und auch ohne Sonnenlicht schimmert und leuchtet. Aber die Sonne bricht wieder hervor, es sind ihre letzten Strahlen, die als wagrechte Goldströme hoch oben von einem der großen Fenster zum andern hindurchschießen. Es war sein letztes großes Werk, die Kuppel, bis zu seinem Tode noch als neunundachtzigjähriger Greis daran sich mühend und kämpfend, — „unentgeltlich, aus Liebe zu Gott und Andacht zum Fürsten der Apostel, und damit nicht durch seinen Rücktritt einigen Schurken ein Gefallen geschehe, ja der Bau völlig liegen bleibe.“ Und dieser Mann, der in Bildhauerei,

Malerei und Baukunst das Höchste schuf, was seit Jahrtausenden geschaffen ward, den alle Welt schon bei Lebzeiten den Göttlichen nannte, hatte eine so furchtbare Schwermut in sich, die von Jahrzehnten zu Jahrzehnten wuchs und gegen das Ende seines Lebens in jenen unsterblichen Gedichten ausbrach. Als besonders bevorzugter Geist ahnte er klar die unausfüllbare Tiefe unseres Wesens, fühlte er wohl, daß alle Schönheit und Herrlichkeit dieser Welt die letzten Wunden in uns nicht zu löschen vermag, und es ist gewiß der großartigste Zug des ganzen Mannes, daß er, welcher immer das Beste und Größte gewollt und gekonnt, welcher der modernen Welt ihre Götter gegeben, zuletzt hellauf klagt über die verlorenen Jahre. Das Höchste war ihm verliehen, er blieb frei von der Eitelkeit, von der Selbstvergötterung, und ruhte nicht aus auf seinen Lorbeeren; jeden Tag ringt er mit dem Engel Gottes einen herberen Kampf, trachtet er durstiger nach den Quellen des ewigen Lebens hin, und zwar nicht in müßigem Glauben und bequemer Hoffnung, nein in glühender, immer sich steigernder innerer Arbeit.

V.

Ein Sonett des Michelangelo.

Die Märchen dieser Welt, sie nahmen mir
Die Zeit, gegeben zur Betrachtung Gottes,
Und nicht nur seiner Gaben ganz vergaß ich,
Damit zu sünd'gen, hab' ich sie verwandt.

Was sonst ich koste, macht mich blind und thöricht
Und langsam im Erkennen meines Irrtums,
Schmälert die Hoffnung, nur die Sehnsucht wächst,
Daß du mich von der Eigenliebe lösest.

Erlasse mir den halben Weg zum Himmel,
O teurer Gott, und schon die Hälfte nur
Zu steigen, ist mir deine Hilfe nötig.

Laß hassen mich das Wesen dieser Welt
Und ihrer Schönheit Pflege und Verehrung,
Daß ich vor'm Tod das ew'ge Leben habe.

VI.

Frühling.

Endlich kam der Frühling heute,
Sonne scheint so licht und lind,
O wie das die Bettler freute,
Sonne ist für diese Leute,
Was für uns Kartoffeln sind.

Das Wetter ist schon prachtvoll, warm und klar, die großen Anemonen blühen, die Rosen gingen gar nicht aus; die Villen um Rom herum sind stille selige Ruhepunkte von einigen Quadrat-Meilen Ausdehnung. Die Brunnen darin rauschen so zauberisch dunkel, die Palmen und Pinien darin stehen so schön und friedevoll. — O Villa Pamfili Doria! In deinem Prunkgarten zu sitzen unter dem großen Eichbaum bei den schönen Blumenbeeten und den weitstrahligen silbernen Brunnen, wo aus Lorbeer- und Eichen-Grün das heiterprächtige Schloß emporsteigt voll antiker Bildwerke, und endlich weiter zu taumeln den Buchsweg hinauf durch die dunklen dichten Eichenhallen hinüber zur lichten Anemonenwiese. Rings auf dem großen, von mächtigen Pinien umwaldeten Raum leuchten in allen Farben, wie der südliche Sternhimmel, die lieben Anemonen. Nur letzten Sonntag stand sie leer die Wiese; Engländerscharen wallten daraus entgegen, die holden Blumen zu Riesensträußen in Händen.

Selbst die Kühe, selbst die Schnecken
Hatten's schonungsvoll umkreist,
Denn das Schrecklichste der Schrecken
Ist Britannien, wenn es reist.

Glänzend blauer Duft fließt über alles Land bis in die feinsten Schluchten des unaussprechlich zart und schön gegliederten Albanergebirges hinein. Es ist ein göttlicher Odem, der erste Ausfluß der Kraft der besonnten Erde, die jetzt wieder unendliches Leben keimen läßt. Noch viel reiner, lichter, stärkender als im Norden, ist dieser sanfte Hauch.

Rätselhafte Frühlingswonne,
Stille Freudenthränenflut,
Neuer Himmel, neue Sonne,
Wunderstarker Lebensmut;
O wie heilen diese Stunden
Eines ganzen Lebens Wunden.

Das Herz ist offen, wie in den schönsten Tagen der Liebe, und alle die geweihten Gestalten, die meine Seele sich fand und die mir das Leben wieder reich und köstlich machten, sie schweben vorüber, grüßend mit den leuchtenden Augen und den schönen edlen geistvollen Zügen. Nichts ging verloren, in meiner Brust hat es geschlafen unalternd und zeitlos, und quillt nun, berührt vom Lichte des südlichen Lenzes, wieder vollauf hervor.

O schönster Frühling, Sonnenleben,
Wie dringst du mir ins Herz hinein,
Um alle Berge möcht' ich schweben,
In allen Schluchten ruhend sein.

Hoch über mir die Bäume wallen
Mit langem lichtergrüntem Haar,
Und aus den weiten Wipfeln fallen
Balsam'sche Blüten, wunderbar.

VII.

Ausflug in die Campagna.

Erhebe dich, schon lodert der Sorakte
Im Frührot auf, der siebenfach gezackte!

Oeder, weiter, großartiger wird es um uns her; durch die Trümmer des alten Roms, an ernsten Cypressengärten vorüber, erreichen wir endlich die Mauern der Stadt, die altehrwürdigen.

Vor dem Thore beginnt sofort die Campagna, die unermeßliche braune baumleere Heide. Noch wogt ein Nebel darüber und bald stehen wir im stillen Thal der

Egeria. Noch murmelt ihr heiliger Quell im dunklen, kühlen, von langen Gestrüppfäden überhangenen Nymphäum; es ist ein tonnengewölbter Raum mit Nischen. Links davon, den Albanerbergen zu, steht der Eichenhain der Egeria. Es sind nur noch gar wenige von den immergrünen Eichen des einst so heiligen Haines; die Zeit, von allen Seiten daran nagend, hat ihn auf einen runden Hügel beschränkt, und wie ein großes Hünengrab schaut dieser einzig bewaldete Hügel über die kahle wilde Fläche.

O Campagna, wie erblühten
Deine Hügel einst so schön,
Bis hinab zum tiefen Süden,
Bis an die Sabinerhöhn.

Einst ein villenreiches Eden,
Wo die Brunnen ewig jung
Hochaufjauchzten, bis zertreten
Dich die Völkerwanderung!

Bis gezogen ihre Bahnen
Ueber dich vernichtungsschwer
Hunnen, Goten und Alanen,
Wütend wie das Wodansheer!

Bis der letzte Baum gehauen,
Und der letzte Quell versiegt,
Daß nun als ein Hort der grauen
Schlangen die Sumpfheide liegt.

Die Sonne siegt und aus dem Nebeldufte steigt zart und schön das Albanergebirge. Wir aber ziehen uns durch den Hain hindurch zur Gräberstraße hinauf, zur alten Via Appia. Hier reiht sich meilenweit die mit gewaltigen schwarzen Lavaquadern gepflasterte Heerstraße entlang Grabmal an Grabmal; Rundbauten wechseln ab mit hausförmigen begiebelten; Gesimse, Ornamente, Marmorreliefs, Säulen- und Statuentrümmer liegen zahllos umher. Von den meisten Bauten stehen nur noch die wüsten Steinkerne; in ihren Ziegelmauern sind noch die runden thönernen Aschentöpfe sichtbar. Große grüne

perlmutterschimmernde Eidechsen schauen jetzt daraus hervor. Das Albanergebirge wird immer blauer und schöner und ihm zur Linken weithin entfalten sich die hohen Ketten der Sabinerberge. Mild glänzt auf ihren Spitzen der Schnee. Wir drei Wanderer sind die einzigen auf der meilenlangen geraden Gräberstraße. Herden klingeln, Lerchen singen, und droben im reinen Himmelblau schweben kreisend die freien goldigschimmernden Geier.

Unsere Betrachtung geht bald in süßes Dämmern auf antiken Architraven über, bis unser edler Freund Rotbart, von schleichenden Fiebergespenstern und jähzornigen Schlangen munkelnd, uns emporschreckt; wir gehen auf der Straße zurück, in der Richtung gegen Rom, zu den Katakomben des heiligen Calixtus, den bedeutendsten der Stadt. Der Custode giebt uns brennende Wachslichter und wir steigen die hölzerne Treppe hinunter. Es sind drei Stockwerke, eine unübersehbare Totenniederlage.

Sophronia dulcis, semper vivis, vivis Deo,

ist in einer der innersten Kapellen mit unsteter Hand eingeritzt in eine Marmortafel, und vorher steht hin und wieder in den langen engen Gräbergängen mit Graphit geschrieben Sophronia, Sophronia. — Des Bräutigams Schmerz um die Heißgeliebte, Frühgestorbene ist nach anderthalbtausend Jahren längst auch vergangen; nur seine Liebe glostet noch fort in den wenigen Wortzeichen und erwärmt noch heute das Herz der nordischen Wanderer, die durch diese Stadt der Toten schweigend wandeln. Es ist wirklich eine vollständige Stadt, tief im dunklen Schoß der alles gebärenden, alles verzehrenden, heiligen Erde. Die Straßen dieser Stadt sind nur enger, stiller und bieten nicht Wohnung für Gewerb und Handel, nur zu ruhigem Schlummer. Die einzelnen Häuser mit ihren Stockwerken sind zusammengeschrumpft zu Sargbetten übereinander; darin liegt noch der Leichnam und außen steht noch der Name des Besitzers auf der das Grab senkrecht verschließenden Marmortafel. So liegen nun Straßen an Straßen, Haus an Haus, Nachbarfamilien mit Kindern und Enkeln an Nachbarfamilien, turmtief unten in der ewig stillen Dunkelheit. Nicht selten sprengt sich, wie eine Einfahrt, ein bescheidener Rundbogen, das hiedurch ausgezeichnete Grab eines Märtyrers; die heilige Cäcilie ruht auch hier. Dann und wann erscheinen als freie Plätze freskengeschmückte Kapellen. Man könnte

sich heimisch fühlen, hier unten ist alles wie oben, nur in wohlthuender Nacht, unendlich friedevoll.

Doch mit neuer Liebeswonne
Grüßen wir den goldnen Tag
Und die warme goldne Sonne
Und den lauten Lerchenschlag.

Die Sonne steht am höchsten, und somit ist jetzt das Licht über der Gegend am reinsten, am kräftigsten.

In vollkommener Klarheit erhebt sich der Kranz der Gebirge. Der silberne Nebelduft ist zusammengeronnen in einen zarten Streifen, der sich an ihrem Fuße fernhin durch Trümmerstätten und Pinienwildnisse leuchtend zieht. Es ist Frühling, Frühling in der Campagna di Roma.

Wer kennt nicht im Norden jenes Ringen und Sehnen in der Brust, wenn bei uns der Südwind, der den Frühling über die Alpen bringt, über die sanftgrauenden Scheitel der knospenden Bergwälder weht. Ahnung oft in Träumen geschauter, von herrlicherem Sonnenlicht erhellter, unermeßlicher Ebenen, an deren Rand Felsgebirge, wie Abendwolken, zauberhaft aufsteigen, bestürmt uns und drängt uns selig hoffend in die Ferne. Diese Hoffnung wird erfüllt an einem Frühlingstag in der Campagna di Roma.

Die Freunde lassen sich nieder und zeichnen, langsam, wie leise betäubt von aller der Schönheit, sirmle ich dahin und dorthin, bald ein schimmerndes Stückchen antiken Marmors vom Boden auflesend, bald wieder niederkauernd auf einen alten Ruinenkern, die Eidechsen belauschend und das Wachstum der kleinen zartgefiederten Pflänzchen, die aus allen Mörtelritzen sich drängen, oder die weißen Schnecken zählend, die an den Marmorzierden in sich zusammengerollt zu Hunderten sitzen und ihrer Häuschen wegen unabläßig an dem alten Marmorstaub lecken, nicht ganz unähnlich unseren deutschen Gelehrten, die auch schon seit Jahrhunderten aus antikem Marmorstaub ihre Häuschen mühsam sich bauen für sich und ihre meist zahlreichen Familien. — Bald blicke ich wieder auf über die riesige Landschaft, die das Herz so göttlich erweitert, daß man den Kopf wieder sinken läßt, in der im Gemüt selbst aufgehenden Fülle schwelgend. Keine Wolke am milden tiefblauen Himmel. Eine sanft einfurchende

trockene Rinne zieht sich hinab und leitet in größere Thalkrümmung und am Bächlein hin, das an blattlosen ärmlichen Ulmenstrünken sich weiter schlängelt; die Rinne geht tiefer, längst keine Ausblicke mehr, es ist so einsam und so vertrocknet hier, der Boden von dürrem Grase bedeckt, abschüssig und öd — und siehe, da finde ich dich wie durch ein Wunder emporgeblüht, schöne, duftende, saftschwellende Hyacinthe.

Zum erstenmale scheint mit voller Kraft
Die Sonne in die braunen Thalgewinde,
Und sieh, da blühst du schon auf schlankem Schaft
Und duftest in den Aether, Hyacinthe.

Wie lange lagst du in der Erde Schoß,
Ein säftereicher, aber schwerer Knollen,
Nun bist zur Blume, schön und schattenlos,
An einem Morgen du heraufgequollen.

So ist ein Herz, das dieses Lebens Qual
In sich verkämpft in langen Uebungsjahren,
Um dann der armen Welt mit einemmal
Voll ewiger Liebe sich zu offenbaren.

„Haut ihn, er hat wieder ein Gedicht gemacht, man sieht's an der Haltung," rufen die Freunde, die den Traumwandelnden wieder gefunden haben, und rasch wenden wir uns zu anderen Kreisen des Daseins. Zäune und Verhacke werden gewaltsam durchbrochen, um über die grobstoppelige Heide rücksichtslos vorzugehen gegen die Kneipe, dort an den Wasserleitungen, die in unzähligen Bögen sich glänzend ins dunklere Gebirg verlaufen.

Die Heide wird immer von tiefen trockenen Rinnen durchschnitten und die weiße Kneipe, erst nur wie ein Stern schimmernd, dann aber groß wie die Sonne, geht auf und unter. Schon ist wieder ein mächtiger Graben im Sturm übersetzt, da schiebt sich plötzlich eine große römische Schafherde in schiefer Schlachtordnung zwischen uns und unser Ziel. Drei große weiße wütende Campagnahunde marschieren an der Spitze des Heers rekognoszierend vor, unsere ganze Linie alarmierend. Wir konzentrieren uns rasch, die Vorposten einziehend, Klumpen bildend, an das nächste, steil und felsenhaft eingeschnittene

Flußufer, und ziehen, nachdem der Uebergang nicht ohne Opfer erzwungen, in guter Ordnung an dem indessen auf dem andern Ufer breithingelagerten feindlichen Heere spottend und höhnend nach alter deutscher Barbaren-Sitte vorüber, der Kneipe zu. — Aber wie Abraham die Engel, die Sodoma zerstören sollten, nimmt uns gar gütig der Wirt auf, ein holdes patriarchalisches Mahl vorsetzend. In einer Reihe sitzen nun auf der Bank an der warmen sonnigen Hauswand still beseligt wir drei mit begeisterten Zungen:

Nicht so übel ist's hienieden,
Sanfter Sonntagssonnenschein;
Aus dem Herzen quillt der Frieden,
Aus dem Glase quillt der Wein.

Lieblich auch sind unsre Reden,
Atmen erste Frühlingsluft,
Also duften einem jeden
Junge Veilchen an der Brust.

Durch die feinumrankten Vignen
Schauen wir das ew'ge Rom,
Breit beschirmt von dunklen Pinien,
Mild beherrscht vom Petersdom.

Und wie sich die Berge dehnen
Durch die wunderblaue Luft!
Alte Wonne, neues Sehnen
Mischt sich in den Veilchenduft.

Und das alles schlägt sich nieder
In den Gläsern mehr und mehr;
Unwillkürlich ward schon wieder
Unser großer Weinkrug leer.

Die Nacht schwebt herauf, still und hehr, über die Campagnaebene. Groß und golden treten die Sterne hervor. Nicht ohne Schauder nahen wir uns den finstern, noch immer ganzen Mauern der ewigen Stadt. Wie um uns zu höhnen, starren die Türme und Zinnen in die durchsichtige Nachtluft; weißer Dunst quillt an ihnen

empor, als winkten riesenhafte Schatten erschlagener Heldenstämme, die dem mit Blut übertränkten Boden zornig entsteigen. Fast das ganze hochedle Volk der Ostgoten liegt hier, unter Witiges stürmend gefallen.

O Campagna, blut'ger Boden,
Mich umweht's wie Grabgesang:
Fast das ganze Volk der Goten
Fand hier seinen Untergang.

— Endlich mit den letzten Goten
Reitet Totila durchs Thor,
Aber eine Stadt der Toten
Findet er in Roma vor.

Rom, die Riesin, ganz ergrausend
Still und öd' und ausgeleert,
Die Bewohner bis auf tausend
Fraß der Hunger und das Schwert!

Reichste Prachtgebäude füllen
Sie bis an die Mauern an,
Aber nur als welke Hüllen
Ragt dies alles himmelan.

Ganz verwahrlost — Lauch und Distel
Wühlt am Marmorgiebelsaum,
Und es saugt die bleiche Mistel
Dörrend aus den Lorbeerbaum.

Und die Tempelzellen klaffen
Trostlos, weil von Thür und Dach
Der Vandale mit den Waffen
Alles Erz herunterbrach.

Noch von ihren Fußgestellen
Grüßen Bacchos und Apoll,
Mit den langen Lockenwellen,
Mit den Lippen wonnevoll.

Doch daneben aus Absiden
Schauet groß in Mosaik,
Christi Brustbild, keuschen Frieden
In dem Weltenrichterblick.

Segnend seine Rechte hebt er,
Legt die Linke auf die Schrift, —
Totila, zusammen bebt er,
Wie ihn dieses Auge trifft!

Und den längst vergessnen Worten
Denkt er düster ahnend nach,
Die einst vor Casinos Pforten
Benediktus zu ihm sprach:

„Thue Buße, all dein Siegen,
Gotenfürst, hat keinen Wert,
Rom wird dir zu Füßen liegen,
Doch dann frißt auch dich das Schwert!“

Und der edle Held, zu heilen
Die Verwundeten gebot,
Und in Fülle auszuteilen
An die Armen Wein und Brot.

Das ist auch noch dieselbe Heide, worüber sie bei Nacht und Nebel die Leiche Kaiser Ottos III. trugen.

Von ferne leuchten
Hoch im Gebirge die zerstörten Städte
Und schwer und schwül Scirocco-Lüfte feuchten.

Und mit der Leiche
Des jungen Königs ziehn sie weiter, weiter,
In offner Bahre liegt die anmutreiche.

Das Wehn des Windes
Bewegt wie Geisterhand die langen Locken
Des früh vor Gram gestorbenen Heldenkindes.

Des Heldenkindes
Vieledle, weltumfassende Gedanken,
Sie waren eitel, wie das Wehn des Windes.

Nichts kann bestehen:
Dem Helden wohl, der in der Jugend hinsinkt,
So wird sein Bild durch alle Zeiten gehen.

VIII.

Auf dem Monte Pincio.

Wie gar oft wünsche ich jetzt, ihr möchtet herkommen zu mir, ihr Geliebten, mich hier liegen zu sehen in der Nähe der Bettler auf der breiten, von der Mittagssonne warmen Balustrade des Monte Pincio, wo man so ganz mühelos, nur mit geringer Wendung des Hauptes, die erhabenste Stadt mit ihren Monumenten und dahinter in seligem Sonnenduft schwimmend die Peterskuppel erschaut,

Die saugt vom frühsten Morgen ein
Den Segensstrahl der Sonne,
Und schwimmt bis in die Nacht hinein
In einem Meer von Wonne.

Ein nie zu ersättigender Anblick! Und zur Seite streift das Auge in gar liebliche hellgrüne Thale mit reizenden Gehöften, daran dunkle Cypressen stehen; im Hintergrund weiche holdblauende Berge. Mir ist, ich sehe die Heimat, und Lieder klingen im Herzen. Auch die großen Pinien, gleich da drüben auf der lichten sonnigen Heide der Villa Borghese, mahnen mich heute daran.

Einsam und gewaltig stehen
Pinien mit stolzen Kronen
Auf dem weiten Wiesenteppich,
Der gestickt mit Anemonen.

Frühlingsodem, durch die Wipfel
Wie durch Windesharfen zieht er,
Und es rauscht zu mir herüber,
Wie der Heimat ferne Lieder.

Eurer denk' ich, hohe Föhren,
Die ihr auf dem Berge stehet,
Und mit euren treuen Häuptern
Nach dem Thale niedersehet.

In die Herzen der Geliebten
Haucht ihr jetzt auch holde Grüße,
Daß der Winter ist vergangen
Und der Frühling naht, der süße.

Wenn ich oft so sitze und bummle und bummelnd höchste Wonne und höchstes Leben schlürfe, mein Gemüt mehr fördernd als lange Jahre wissenschaftlicher Ochsung, da kommt mir oftmals der Geist herübergeweht aus jener Stätte, die sich wohl allein noch mit Romas Mildheit und Größe vergleichen läßt, und es tritt zu mir von Hellas herüber das Urbild höchsten Menschentums im heitersten Bummelgewand, jenes alte Hebammenkind Sokrates, Bildhauer, Burger und Bummler zu Athen. Sokrates, der geborenste Humoriste, und die Humoristen haben das tiefste, leidendste, lachendste Herz aller Erdbewohner; in ihrer Brust fließt ewig die Wunde des Elends, daß sie geboren sind und die Welt umher so schön und göttlich ist von außen wie auch im innersten Kern, doch im Mittelgrunde graunviel des Jammers und der Abscheulichkeit aufweist. Und so schuf sich der Alte kühn um sich her eine eigene göttliche Welt aus schönen Menschen und heitergroßen Gedanken, die bisweilen Licht hinaussenden, die ganze schwarze Tiefe der Welt durchzündend, und im Herzen alles Daseins mündend, so daß man, wie einem durch Wolken brechenden Sonnenstrahle folgend, plötzlich hinausblickt auf niegeahnt-selige Auen. — Aber da kommen die Philister von Athen, geführt von einem Gerber, einem Dichter und einem Schulmeister, und klagen ihn peinlich an, er verderbe die Jugend und ehre die Herrn Götter nicht, und sie kredenzen ihm zierlichst den Giftbecher. — Wunderbar erhebende Tage, die letzten dreißig, die der Weise noch erlebt, in denen die Geliebten im Gefühl der Todesnähe ihre Liebe noch steigern.

Sokrates an Platon.

Rein ausgebreitet liegt mein Leben nun
Vor mir, wie eine sonnenhelle Landschaft:

Was ich gelebt, ist nicht allein mein Werk,
Es ist das Mitwerk eines höhern Geistes,
Der mir gerade so viel zugemessen
Von Glück und Unglück, Thatkraft und Begierden,
Als gut gewesen, nicht ein wüstverworren,
Ein heilig Treiben war's mit Sinn und Endziel,
Und wenn ich nun das Ganze überschaue,
Muß ich gestehen, daß ich glücklich war,
Denn was den Sterblichen so selten wird,
Das wurde mir, das höchste Glück, der Frieden.
Doch glaube nicht, mein Freund, daß nicht dagegen
Ein Uebel auch in meiner Brust gewohnt:
Es war ein Weh des Körpers, will ich sagen,
Denn Geist und Körper rinnen ja in eins,
Das mich geängstigt, o wie oft, wie oft,
Und meine Sinne feuersgleich durchwühlte,
Und was ich Schlimmes an mir selbst gethan,
Und was die andern Schlimmes an mir thaten,
Das tobte mir in diesen Flammen fort;
Doch jedesmal nach einer solchen Nacht,
Am lichten Morgen traten mir die Götter
Mit einem goldenen Geschenk entgegen,
An dem auch nicht ein Hauch von Schatten war,
Das lichtvoll ganz, und das wie neugeboren,
Mit ganzem Geiste ich genießen durfte,
Den Göttern gleichend in die reine Sphäre
Der reinen Schönheit wunschlos eingegangen.
Und, o Geliebter, wenn das stärkste Weh,
Der Todeskampf mich nun durchlodert hat,
Und meine Sinne unnennbar gereinigt,
Dann treten mir am lichten Morgen wohl
Die Götter auch entgegen, ein Geschenk
Mir bringend, das unnennbar herrlich ist.

IX.

Im Pantheon.

Die wirklich zauberhafte Wirkung des Pantheon-Innern, bekanntlich kreisrund und halbkugelförmig überwölbt von gleichem Durchmesser und Höhe, beruht neben seiner wunderbaren baulichen Einheit auf seiner Beleuchtung durch das einzige große runde unverglaste Oberlicht.
Durch die gänzliche Fensterlosigkeit und Geschlossenheit der Wände rein abgezogen von der Außenwelt, befinden wir uns deshalb noch nicht in einer Kapsel (was man bei uns durch ein Glasdach bewirkte); nein, wir verkehren mit der Welt außen, aber nur mit ihrem Feinsten, Edelsten. Wir dünken uns entrückt der gewöhnlichen rauschenden Fläche des Lebens, hinauf auf einen stillen heiligen Berg, wo der Himmel viel näher; wir fühlen das Konzentrische des Baues mit dem Himmelsgewölbe, und in die untere greifbare marmorne Himmelsschale strömt aus der obern unerschöpfliche Fülle sonnigsten Lichts, und wie reine selige Göttergestalten streifen vorüber die weißen Wolken durch das ewige Blau.

X.

Auf dem Palatin.

Sie hatten's gut die alten Kaiser,
Sie wohnten auf dem Palatin,
Wo jetzt die wilden Lorbeerreiser
Den ungeheuren Schutt umziehn.

Die alten Kaiser hatten's prächtig,
Vor sich aus Marmelstein und Gold
Die Weltstadt Rom, dahinter mächtig
Der Hochgebirge Zug entrollt.

Und all' dies sahn die guten Kaiser
Als ganz von selbst verständlich an,
Und wurden nie poetisch heiser,
Wie unsereins gemeiner Mann.

Nur einmal als der feurigrasche
Nero des Lebens Prosa satt,
Sang er ein Lied und legt in Asche
Dazu die ganze goldne Stadt.

Der Blick von hier über Stadt und Gebirge, Alt-Rom im Vordergrund, ist unbeschreiblich großartig und schön. — Und jetzt läßt der jüngste aller Cäsaren, Napoleon III., die alten Paläste wieder aufdecken. Tief hinunter steigt man in den engen Häuserschlitz der alten Via Sacra, kann wieder herumgehen in den Erdgeschossen und erstaunt über die feine Schönheit der noch erhaltenen Decken, an denen Stuckarbeiten und Malereien herrlich zusammengeordnet sind. Man hat schon schöne Funde gethan, ein kleines Museum errichtet, das auf das freundlichste geöffnet wird. Der kaiserliche Schriftsteller fördert auch hier die Grundfesten der alten Cäsaren-Macht wieder eifrig zu Tage.

Napoleon III.

(1863).

Kennt ihr die große Zauberspinne,
Du kennst sie wohl, mein Vaterland,
Die in Europa mitten inne
Ihr Zaubernetzwerk ausgespannt.

Von der die feinsten Fühlerfäden
Sich längst gesenkt in jede Brust,
Und ihr enthüllt die großen Schäden,
Gleich wie des Kleinsten Schmerz und Lust.

Und weh der ungestümen Fliege,
Die je an ihre Maschen stieß:
Wie bald es da vom großen Siege
Dumpf widerhallte in Paris.

Nicht offen sucht sie zu verwunden,
Nein erst wenn ganz von ihr verstrickt,
Der Feinde Glieder sich gebunden,
Der Atem ihnen fast erstickt.

Dann kommt in sie ein furchtbar Leben,
Dann That auf That, wie Blitz auf Blitz,
Noch grauser ihr geheimes Weben
Auf ihrem einsam höchsten Sitz.

Wo ist ein Volk auf dieser Erde,
Das ihr nicht nach den Fingern schaut:
Und wo der Mann, der mit dem Schwerte
Das unbequeme Netz zerhaut!

XI.

Der Anblick von Rom.

In der Mitte der Halbinsel gelegen, vereinigt Rom alle Eigentümlichkeiten der andern italienischen Städte. Hier wo die einzige größere Ebene die Gebirge unterbricht, thront sie über mächtig-weitem fruchtbarem Ackergrund, als großartigste Bergstadt, nahe genug den Hochgebirgen, wie dem Weltmeere, zu dem der schiffbare Tiber hinabströmt und das man von den höchsten Gebäuden der Stadt aus am Rande der flimmernden Ebene aufblitzen sieht. Was sind gegen Rom alle jene nahen und ferneren Bergstädte; seine Bedeutung schon in der Urzeit kann nicht hoch genug angeschlagen werden.

Vom alten Mons Janiculus aus hat man den besten Ueberblick über die ewige Stadt. Ihre Hügel lassen sich gar wohl erkennen, denn sie sind hoch und ausgezeichnet durch bedeutende Kunstbauten, die in den von Röhren-Gängen durchhöhlten Grundmauern alter Tempel und Kaiserpaläste wurzeln. Schon dadurch würde das Einerlei der Wohnhäuser-Gassen verdrängt, aber in Rom erheben sich auch in den Niederungen Kirchen und Paläste, Reihen an Reihen; und dazwischen noch ragen riesenhaft die antiken Werke und ziehen sich zur Rechten weit über die eigentliche Stadt hinaus, über den ungeheuren, von den alten Mauern umschlossenen öden Raum hin: Gärten mit Kirchen und Klöstern umgeben hier jene Backsteinmauern, die durch die Größe ihrer Verhältnisse natürlichen Felsbildungen gleichen.

So erscheint dieses Rom nicht als eine Stätte für gewöhnliche Bedürfnisse geschaffen, nein, als eine Welt von Denkmälern, die von den höchsten Ahnungen der

Menschen aufgerichtet wurden, als eine heilige Stadt; und damit steht im Einklang die erhabene Entfaltung der Landschaft, jener hohen wunderschönen Gebirgsketten, über der mächtigen Ebene glanzhell ansteigend.

Wie oft schon ging ich hinauf nach dem alten Janiculum und schaute wieder über die frühlingssonnige Stadt. Alle Erinnerungen an die Greuel, die schon auf ihrem Boden geschahen, sie können nicht aufkommen gegen die Stimmung des höchsten Friedens, womit der Anblick unser Herz umfängt. Es ist, als ob alles Traurige und Häßliche, das durch Natur- und Menschenwelt spukt, hier turmtief verschüttet wäre; nur das Schöne tritt zu Tag, und jene sanfte sonnige Luft, die alle diese Herrlichkeit noch verklärt, weht darüber, wie der gute Geist der Menschheit. Nie stärker als hier, erfüllt sich meine Brust mit Hoffnungen, die weit hinausgehen über alles Sichtbare, Greifbare, und mit schauerndem Herzen suche ich dann das heilige Dunkel auf des nahen Pinienhaines in Villa Pamfili, das Angesicht überströmt von Thränen des Dankes für die ewigen Güter, die in uns alle gelegt sind.

O milder Tag, der alles Sehnen stillet,
Auf mein Gemüt wie lauter Balsam quillet.

Der Regen ist zu Goldgewölk zerflossen,
Bis an das blaue Meer das Land erschlossen.

Die Ebene in Abenddämmrung schweigend,
Glanzhell empor die Hochgebirge steigend.

Und hier das Thal mit seinen grünen Erlen,
Um deren Wurzeln frische Wasser perlen.

Und über meinem Haupt Cypressen ragen,
In deren Dickicht Nachtigallen schlagen.

XII.

Der Eros des Praxiteles.

Sinnend bin ich oft gestanden
In der Jugend erstem Sehnen
Vor dem schönen Götterbilde,
Vor dem Eros der Hellenen.

Als den Genius des Todes
Deuten jetzt ihn die Gelehrten,
Mit dem Lockenhaupt, dem schmalen,
Träumerisch in sich gekehrten.

Eine Wehmut, unaussprechlich-
Selig liegt auf seinen Lippen,
Treibt die Seele wie ein Feuer,
An dem Taumelkelch zu nippen.

Heiße Flammenpracht der Liebe,
Todessehnsucht, schlummerkühle,
O wie gleichen sich die beiden
In dem irdischen Gewühle.

XIII.

Fontana Trevi.

Ob da nicht noch eine Riesen-Idee Alberti's oder Michelangelo's mit herausklingt, auch die Architektur des Palastes ist verdächtig. Wunderbar, wie hier eine geradlinige stolze Palastfassade aufwächst aus regellos wildem Felsgetrümmer, das von großen aus den Kalkfelsen herausgemeißelten Pflanzen belebt wird; aufstarren hier steinerne Kletten, Farnkräuter, Feigen- und Lorbeerbüsche, dort Reben mit Trauben, Disteln, Bärenklau und anderes trotziges, vor Alter graugewordenes Krautgestrüppe, von feingefiederten lebendigen Gräsern und Blumen umgrünt und umzittert, und über diese Felsen empor steigen stürmisch bewegt die großen Marmorgestalten: der Meergott auf dem Muschelwagen, gezogen von zwei schnaubenden Seerossen, die von den Tritonen kaum zu bändigen sind. Dies alles aus Stein und nun, wie ein Ueberströmen der Gewalt, drängen die Felsen herunter ganze Ströme lautersten Wassers, oft hochaufspritzend als Springquellen, oder fächerförmig sich zerglasend, oder in schweren Güssen mit Rauschen hinabfallend. Durch alle Ritzen des vielzerklüfteten Travertinsteins strebt es hindurch, zischelt und orgelt, oder hängt in dunklen Höhlungen als feine Fäden, wie Oel, lautlos nieder, hellgrünes Moos und Algenwerk mit sich herabziehend; inmitten aber, vor dem Gott einher, wogt dreimal gestuft, majestätisch wallend,

der durchsichtige Hauptstrom und giebt den schweren Grundton des ganzen Geräusches. Unten aber sammelt sich die Menge des Wassers in breitem weichumrandetem Seebecken und schaukelt ewig bewegt in kleinen kurzen im Sonnenlicht glitzernden Wellen. Großartig ernst ruht hinter dem allem der Palast, mit weiter säulenbesetzter Nische den Meergott umfassend. Hohe korinthische Pilaster, dazwischen festlich mit Kränzen umhängte Fenster, schmücken ihn, und wie er unten mit den Felsblöcken verwachsen vom Boden sich hebt, so gipfelt er oben kühn und frei in dem riesigen von Engeln gehaltenen Papstwappen, das mit seinen vielfach zerlöcherten Umrissen in den Himmel hineinragt.

Ein herrlicher Rastort diese Fontana di Trevi, mitten im engstraßigen, schmerzlich lebhaften, schmutzigen Rom; das entsetzliche Gerassel auf dem elenden Pflaster wird weit übertäubt von dem frischen melodischen Rauschen der Wasser, die fern aus den Bergen von Trevi über hundert und aber hundert altrömische Wasserleitungsbögen freudig herbeiströmen. — Bei Nacht, wenn Rom ganz verödet und verstummt ist, so daß man in den Seitengäßchen das Schnarchen der Räuber deutlich von dem der anderen Schurken unterscheiden kann, wird man vollends überrascht beim Heraustreten auf den Fontana di Trevi-Platz. Wie gelockt von tausend Wasserfräulein mit silbernen Stimmen, steigt man hernieder zum kühlenden Hauch der Gewässer, das weinmüde Haupt an die sanft ausgehöhlten Felsen senkend, — das klinget so süß, unergründlich süß, als könnte man hineinhorchen in die Grundtiefen der Erde.

Abschied von Rom.

Der Genius der Menschheit wahr und tief
Hat er mir hier mein Wesen durchgestaltet,
Und was von zäher Keimkraft in mir schlief,
Mit einemmale war es rein entfaltet.

In Götterfreiheit lebte ich dahin,
Hochaufgeführt vom Sturme der Gedanken,
Und was mir noch umschränkte meinen Sinn,
Das waren nur der Schönheit lichte Schranken.

Nicht fremd erschien mir, was ich um mich sah,
Die Heimat war's, doch durfte sie sich dehnen
In die Unendlichkeit, so stand ich da
Sprachlos und mild, im Auge sel'ge Thränen.

Im Sabinergebirge.

I.

Tivoli.

Nicht umsonst war hier schon in unvordenklicher Zeit eine hochheilige Stätte des Naturdienstes. Nirgends ist auch die Natur großartiger und gütiger. Noch jetzt stehen vier Tempelheiligtümer aufrecht und unten am Fuße des Bergstocks, auf dem Tivoli liegt, zieht sich über der letzten Vorstufe, die sanft in die unermeßliche Campagna di Roma ausläuft, weithin die Trümmerstadt der Villa Hadrians. Mannigfaltigste Räume ragen hier aus verwilderten Gärten, voll von Piniengruppen und Cypressenreihen. Selbst Gewölbe, daran zarte schöne Stuccaturen, schweben noch weit und kühn zwischen riesigen Backsteinpfeilern. Hier fand man auch in dem hohen, von schlingendem Unkraut ganz übersponnenen Schutt jene Bildsäulen des Antinous, des jungen schönen, nach seinem Tode vergötterten Bithyniers, der für seinen kaiserlichen Freund Hadrian in den Fluten des Nils geheimnisvollem Opfertod sich weihte. Man fand ihn dargestellt als Bringer des Frühlings, als Antinous Vertumnus mit dem Füllhorn; oder man fand ihn, den bacchischen Kranz ums reiche kurze strenggelockte Haupthaar und in der Hand den Thyrsusstab. Das breite Haupt hat er immer stark gesenkt; die schönen Gesichtszüge sind fast trübwehmütig. Bedeutsam ist diese letzte freie Schöpfung der antiken Welt. Nachdem sie seit jahrhundertelangem Sinken nicht mehr im stande, ein neues Götterbild zu schaffen, gewinnt sie nahe dem Niedergang wieder ein Aufblitzen, eine Kraft der Zeugung, und schafft jene wehmütig-schönen, von der Ahnung baldigen Todes durchzuckten Züge der Antinous-Statuen. Diese stehen jetzt in Rom. Wie ergreifend müßte es sein, wenn sie noch zwischen den Trümmern der Villenstadt ständen. Wenn

in der sonnigen Einsamkeit der Epheu, der die Mauerkerne überkriecht, und der blühende Wein lebendig umwände Kranz und Stab des Göttlichen; Narcissen, Lilien, Hyazinthen und Crocus ihm zu Füßen glänzend umher.

Von der Villa Hadrians führt der Weg zwischen prachtvollen Oelbäumen nach Tivoli empor. Die Stadt liegt äußerst malerisch auf hohem, aus Kalktuff-Felsen gebildetem Bergstock, den einst der Aniofluß vom übrigen Sabinergebirg lostrennte und als freistehenden Felsklumpen in die Campagna vorschob. Es müssen furchtbar wilde Gewalten gewesen sein, die solchen Stoß vollführten. Noch jetzt glaubt man in der Schlucht, die zwischen Tivoli und dem Sabinergebirge klafft, im Innern des Erdgerippes den alten Neptun donnern zu hören in jener Höhle, aus der ein Strom des Anio, Dunstwolken auftreibend, herausstürzt, um sofort in zweiter, weit überhangender Grotte tosend zu verschwinden. In dieser glaubt man tiefunten den Gesang der Sirenen zu vernehmen, lockend, versöhnend. Und wirklich versöhnen sie den wilden Anio. Wiedergeboren zum breiten ruhigen Strom, entquillt er unterhalb ihrer Höhle dem Felsgestein und um ihn weitet sich reizend ein üppiges, ölbaumgrünes Thal gegen die Ebene hin. Aber dies ist nur ein Arm des Aniostromes. Die Hauptmenge seiner Wasser wühlt sich viel tiefer ein, möchte den Felsblock, worauf die Stadt wurzelt, noch immer weiter vordrängen in die Campagna. Unaufhörlich den Felsen durchstürmend und durchklüftend, bricht er rings unter den Grundvesten der Stadt in Hunderten von Quellen hervor, die in losen silbernen Güssen dem Bruder im Thale zustürzen.

Der Verschönerungsverein von Tivoli hat schon seit Jahren vortreffliche Wege angelegt, die durch Schling- und Strauchwerkdicicht, vorüber an schlanken Laubbäumen und leuchtenden Waldblumen über Staffeln hinunterführen ins tiefe Felsenthal; oder auch, breit und eben, über dem Thale drüben, auf gleicher Höhe mit der Stadt in weitem Bogen sich zwischen Oelbäumen hinziehen. Und nirgends sind die Oelbäume so schön als hier. Merkwürdige Bäume, uralt, kernlos; die stehengebliebenen Rindenschalen, allseitig verkrümmt und zerteilt, winden sich als abenteuerlichste Bilder aus dem Boden empor, als wären es Menschen, die schon halb zu Bäumen geworden, die schon Wurzel geschlagen und noch mit aller Kraft sich der Erde entwirbeln möchten. Dante hat gewiß

davon sein Bild von den zu Bäumen werdenden Menschen genommen. Sehr lieblich an den Oelbäumen ist auch ihr zartes Geästel und ihr schmales silberglänzendes Laub, besonders wenn die Sonne und der blaue Himmel hindurchscheinen; ihr Schatten ist dann wunderbar licht.

Von diesem Oelbaumwald übersieht man, gemütlich zwischen Aloëbüschen und goldgelbblühenden Pfriemen auf dem harten Kalkfelsen sitzend, das ganze Thal. Reinliche Lämmerherden weiden vorüber. Und zwischen den gelben verworrenen Wurzeln der breitblättrigen Aloë blickt zuweilen eine kluge stahlgraue Viper neugierig hervor.

O süßes Ruhn am Felsenrande,
Und Schauen in die fremden Lande,
Und Schönres schautest du noch nie,
Als heut ins Thal von Tivoli.

Die Stadt mit ihren grauen Türmen,
Von der die Cascatellen stürmen,
Demantenhell im Morgenstrahl
Hinab ins ölbaumgrüne Thal.

Und weiterhin durch die Ruinen
Die schimmernden Cascatellinen,
Und fern in blauster Lüfte Strom
Die ew'ge Stadt mit ihrem Dom.

Gerade unter uns steigt über hohe Ulmenwipfel der Dunst jenes Wasserfalls empor, dessen Fluten einst auch die Stadt unterwühlten und teilweise zerstörten, denen aber jetzt ein Ausweg durch die Felsen der mit den Sabinerbergen zusammenhängenden Thalseite künstlich gebrochen wurde. Man hört ihn mächtig rauschen. Sein Dunst, in Regenbogenfarben spielend, vermischt sich mit den noch tiefer innen in der Schlucht aus der Neptunsgrotte steigenden Wolken und schwebt wie ein heiterer Opferrauch um die edlen Säulen des ganz auf der Felshöhe stehenden runden Vestatempels. Noch steht dieser fast unversehrt; der Himmlischen Obhut verblieb ihm. Der wunderschöne korinthische Bau ist nichts weniger als groß, aber er beherrscht weithin durch seine Stellung. Es ist ein echter Tempel, zu hoher Ahnung stimmt er

uns, mahnt uns, daß wir göttlichen Geschlechtes. Als die höchste und letzte Blüte der Natur ringsumher steht er da; Jahrtausende lang mußte das Thal in einsamer wilder Schönheit harren, bis der Mensch kam, der sich selbst zu erlösen vermag, den Zauber brach und klar ausgestaltete, was er nur erst, wie ein dumpfes Verlangen, in den Formen der Gegend vorgebildet fand. — Es ist hier eine Stätte heiligsten Naturdienstes.

Neben dem Vestatempel steht noch ein Heiligtum, dieses mit jonischen Säulen und von rechteckiger Grundform. Lassen wir von hier rechts hin den Blick fortgleiten, wo die Stadt mit ihren Kirchen und Türmen oft noch höher ansteigt, so erscheinen uns von den aus ihren Wurzeln herausdrängenden Wassern zwei Hauptgruppen: die über die hohen grünen Terrassen von den Mühlen herstürzenden, die Cascatellen, und weiterhin, die aus den vielen gewaltigen rundbogigen Untermauerungstrümmern des antiken Herkulestempels vorbrechenden — die Cascatellinen.

Selbst auf der mehr abgewandten Seite des Bergstocks drängt noch Wasser die Fülle hernieder; — in Villa d'Este. Man sieht ihre turmhohen Cypressen und den mächtigen Palast drüben über den Trümmern des Herkulesheiligtums emporsteigen. Villa d'Este ist das herrlichste Kleinod, das Tivoli in seinen Mauern birgt, sein größter und wasserhellster Diamant. Villa d'Este ist ja die schönste von allen den schönen italienischen Villen und die älteste. Der kunst- und prachtliebende, geistvolle Kardinal Jpolito d'Este II. ließ sie um das Jahr 1549 als hochgewaltigen Terrassen- und Palastbau am Berg anlegen.

Ein Arm des Anio speist noch heute die Hunderte von springenden Brunnen. Den Zugang durch den Garten zum Palaste bildet ein unvergleichliches Uebereinander von Treppen, Grotten, Nischen, Vorbauten, Balkonen; alles von den Wassern durchstrahlt und durchrauscht, umrahmt von jenen dreihundertjährigen weltberühmten Cypressen, die wie Türme aus dem überüppigen Eichen-, Lorbeer- und Platanendickicht sich erheben. Die meisten sind schlank, andere sind nur noch Ruinen, vom Blitz zerschmettert, verkohlte Splitter emporstreckend, und ihr Stamm ist eichenartig verknorrt.

Solche uralten Cypressen sind heilig. Stumm, einsam ragen sie hoch aus dem Strauchwerk, das immer

die Blätter und die Farbe wechselt; sie selbst immer gleich dunkelerzfarbig, wie von edlem Rost überzogen. Nie regt der Wind ihre Wipfel hin und her; nur Adler, in ihren Spitzen horstend, entschwingen sich ihnen, hinauf in weiten Kreisen ins reine Himmelsblau. In solchen Bäumen lebt etwas wie ein großartiger sittlicher Ernst. Gedankenvoll stehen sie, den Männern gleich, die in Selbstbeschauung versunken, ihre Zeit weit überragen und überwanden. Kein Stamm, noch ihre fast endlose Verästelung ist sichtbar; gegen außen einheitlich, aber doch bis ins Kleinste gegliedert und durchgebildet, lassen sie die innere gewaltige Zerteilung und Zerklüftung wohl ahnen. So stehen sie da als Denkmäler, welche die ihnen eingeborene göttliche Kraft sich selbst gesetzt hat.

Da wo es in der Welt
Am meisten mir gefällt,
Da tritt der Schlaf zu mir,
So kam auch er in dir,
Und das war noch das Beste,
Du schöne Villa d'Este.

So zog in meine Träume
Die Wonne deiner Räume,
Der herrliche Palast,
Im Mittagssonnenglast,
Cypressen, die uralten,
Schwarz, turmhoch, blitzgespalten,
Die tiefen Lorbeergänge,
Der Nachtigall Gesänge,
Die Seen so still und blau,
Die ferne grüne Au;
Der Brunnen wirr Gewühle,
Fortrauschend, köstlich kühle.

Und als ich aufgewacht,
War's nicht erträumte Pracht,
Was ich im Geiste sah,
Stand schimmernder noch da,
Und das war noch das Beste,
Du schöne Villa d'Este.

Drei Wochen schon sind wir in Tivoli, und Villa d'Este-garten läßt uns nicht weiter vordringen. Haben wir des Abends unter seinen Cypressen noch so lange gerastet und die Sonne drüben über der Campagna noch so langsam untergehen lassen und uns, Thränen in den Augen, durch den feuchtwerdenden dämmernden Garten noch so leis hinweggeschlichen, die Nachtigallen nicht aufzuwecken, die hier in jedem Lorbeerbusche nisten; sie wachen doch auf in der Frühlingsnacht und singen vor unsern Fenstern so laut, o so laut und süß, daß wir wieder halbwach werden in unseren Träumen und die Brunnen wieder rauschen hören, die unzähligen. Und der Garten selbst taucht vor uns empor, wie er traumhaft ruht im Mondschein; die goldig erblühenden Lorbeerbäume duften stärker denn je; aus dem warmen Boden steigt feuchtender Hauch und hängt sich, vom klaren Mondlicht durchflimmert, als silberner Duft um die dunklen stillen Cypressen. Wieder wie am Tage, nur noch zaubergefesteter, wandeln wir durch die breiten Laubgänge, daran die Wasser jauchzend hochaufspringen, oder in Grotten, wo Quellgötter lagern, tiefsinnig murmeln, und unversehens faßt uns eine sechzehnjährige Prinzessin bei der Hand. Sie führt uns durch den Garten an der Girandola hin, wo, einem Prachtfeuerwerke gleich, Reihen an Reihen von blitzenden Wasserstrahlen mit süßer Musik steigen und fallen, und führt uns rasch hinauf zum hohen Palaste, auf den Balkon. Ueber die ruhenden Baumwipfel schauen kühn da drüben durch den Dunst die drei Monticelliberge; aus ihren Felsgipfeln wachsen noch Städte, Burgen und Klöster. Zur Linken senkt sich der großgestirnte Nachthimmel hoch und steil auf die unermeßliche Ebene. An ihrem Rande, wie das Schattenbild einer himmlischen Stadt, das der Mondschein auf die Erde wirft, — dorthin deutet mit leichter Handbewegung stolz die Prinzessin: Roma la eterna!

Kommen Sie, wir gehen jetzt hinab in den Rosengarten, wo die Wasserorgel uns zu Häupten gar so lieblich singt und vor uns die Teiche glänzen. Voran ist sie und fort. — Der arme bedächtige Deutsche erwacht. Die Nachtigallen singen noch immer so süß, fortrauschen die Brunnen und seliges Licht strömt lockend durch die Fenster. Kaum angekleidet, dringt er traumtrunken hinaus in den Garten, sehnend, suchend. Auf der Bank am Rosengarten, wo die epheu-durchwilderte Thränenweide ihre weichen

grünen Zweige in den klaren Teich hereinwehen läßt, sitzt sie nicht mehr, die sechzehnjährige Prinzessin; die Bank steht leer, doch zieht es den Traumschweren nieder. Die rings den Berg ungeduldig herabdrängenden, unaufhörlich lauten Wasser werden hier plötzlich ruhig und sammeln sich still in den großen Teichbecken zu feuchtverklärenden Spiegeln für Himmel und herrliche Baumwipfel. Immer milder verflimmert in der Ferne die blauende Campagnaebene ins reine Licht des Himmels, immer lieber blickt Der auf der Bank über die glänzenden Spiegel: das reine Licht des Himmels bricht stromweis bis zu ihm herüber und erfüllt ihn ganz, und hart neben ihm läßt unversehens noch Einer sich nieder, der dieselbe sucht, und trinkt ebenso friedensselig in vollen Zügen das reine Licht des Himmels, bis sie wechselseitig langsam sinnend sich anschauen und zuckend mit den erstaunenden Augen, sagt einer zum andern: Guten Morgen! —

II.

Ritt durch das Sabinergebirge.

Frühmorgens, als im Hofe unseres biderben Albergo della Pace die Hähne krähten, von deren Hennen wir seit drei Wochen nach genauer Berechnung 567 Eier gegessen, sitzen wir auf, und zwar diesmal auf Esel von Kamelsgröße und dem Feuer eines Berberrosses. Wir sind zu Drei und drei Esel. Der erste ist hoch, kurz und braun, heiter und ergeben. Der zweite ist lang bis sehr lang, braun, verdrossen, doch auch ergeben; er gleicht einem halbgezähmten Alligator. Der dritte ist stark, riesenhaft, dabei stolz und faul und von weißlicher Farbe.

Eine Weile führt der Weg in der üppigen Thalebene des Anio. Man kommt unter gewaltigen römischen Wasserleitungsbögen durch, auf denen ein mittelalterlicher Turm steht; dann führt, vorbei an halbversunkenen Städtetrümmern, der Weg links hinauf auf das steile, steinige Gebirge. Aus jäh einbrechender Schlucht steigt als schmaler Streifen San Gregorio empor. Am laut vorbeistürmenden Wildbach tränken wir die Tiere, und wieder geht es hinauf und hinab und am Thalrande hin. Alte Eichen stehen hier, den deutschen ähnlich, nur mit feiner gezackten Blättern und zarterer Verastung. Durch ihr

frisches Grün schimmert Poli, wie alle diese Gebirg-städtchen ein kastellartiger Klumpen, über dem freundlichen Thal aus hohen Ringmauern hervorwachsend.

In Poli wird gehalten. Wir können nur mit Mühe von den Eseln getrennt werden, aber der dunkelrote glühende Wein erwärmt die scheintoten Glieder und weltumseglerisch kühn geht es von Poli, fast ohne Weg, dem höchsten kahlsten Gebirge zu. Wir steuern gerade südwärts eines jener breiten und langen Hochthäler hinauf, zur Linken ein leeres Flußbett, voll weißer Geröllе. Feierlich öd ist es hier und fürchterlich trocken. Der Regen, der hier niederfällt, stürzt sofort in wilden Strömen an den baum- und grasleeren Hängen den Tiefthälern zu, und was noch übrig, saugt gierig der gänzlich zerklüftete Kalkboden ein, um es im Schoß der Berge in großen Höhlenbecken zu sammeln, aus denen am Fuß des Gebirges mächtige Quellen hervorbrechen. Kein Laub errauscht, kein Vogel schwirrt auf; dünn, scharf, dunstlos ist die Luft und klanglos fallen uns die Worte von den Lippen. Wir dünken uns Araber, auf Schiffen der Wüste dahinsegelnd. Die Steinbrocken werden größer und bilden hohe Querdämme, die mühsam zu überreiten sind, bis auf einmal uns zur Rechten Kastell San Pietro trümmerhaft auf der höchsten, vorgeschobensten Felsenspitze steht, und fast senkrecht fällt neben uns das Gebirge dreitausend Fuß tief gegen die Campagnaebene hinab, die unermeßlich mit dem hohen Bogen des sanftblauen Meeres sich öffnet. Wie dem Moses auf dem Sinai wird uns zu Mut!

„Wir müssen jetzt einlenken links in die Schlucht hinab, hier vorne, Paläſtrina zu, sitzen Briganten." So sagt jetzt ganz beruhigt unser Führer und mit lobenswerter Sicherheit klettern unsere Saumtiere an den Felsen hinab. Jeder Fehltritt, bei den Eseln doppelt zu befürchten, weil sie vier Füße haben, wäre gewisser Tod. Immer an den äußersten Saum drücken sie hinaus und essen lustig dazu in ihrer Saumseligkeit. — So ein Esel steigt die schauerlichsten Pfade auf und ab den ganzen Tag mit stetem Mute. Würde er nicht so schlecht behandelt, es wäre eines der edelsten Tiere. Trotz seiner seltenen Pflichttreue und seines großen Verstandes prügeln ihn aber die Menschenkinder beharrlich, weil sie ein etwas rascheres Tempo lieben.

Hier im kühlen silbergrauen
Oelbaumgarten ruht sich's fein,
Berge, welche sanft erblauen,
Fassen rings die Eb'ne ein.

Licht im Thal die Mandelblüte
Und die lachend grüne Saat,
Ach und sieh der wandelmüde
Esel hier am Felsenpfad.

Wie ich ihm so Mitleid zollte,
Giebt sein Auge einen Glanz,
Gleich als ob er sagen wollte:
Du allein verstehst mich ganz.

Bald erreichen wir Cavi. Malerisch liegt es auf felsigem Vorberg mitten im blühenden weiten Thal. Von da geht der Weg eben nach Genazzano, das lieblich am Berge liegt und da, wo es am höchsten, das große Schloß der Colonna trägt. Auf turmhohen schrägen Untermauern ragt das in einfachem Renaissancestil erbaute empor, von kecken Säulengängen belebt. Eine starke Bogenbrücke führt vom Städtchen hinüber. Dieses ist wieder prachtvoll verknorpelt. Wohnhäuser aus alter Zeit erfreuen durch ihre gotischen Maßwerkfenster, die auf das reichste und zierlichste aus weißem Marmor gemeißelt sind. Daneben ergreift den Wanderer noch mehr die Höllenschwärze der sonstigen Häuslein, die in den engen Staffelsträßchen stehen, von innen durch das Feuer auf dem großen rußigen Herde geisterhaft erhellt. Sie gleichen den Kürbissen, welche die Kinder im Herbst aushöhlten, innen beleuchteten und einige grausige Löcher hineinschnitten. Schöne schwarze, etwas besudelte Menschen sitzen seelenruhig davor in bunter kleidsamer Tracht.

Nach Olevano hinüber führt ein mörderischer Weg, hinab und hinauf bis an das aus Felsriffbergen am Hang sich hintürmende, uralte Sabinerstädtchen, das überragt wird von einem noch kühneren Riff mit wilden Burgtrümmern und auch das wird noch übergipfelt, und zwar von einem der höchsten und hehrsten Wirtshäuser unserer plattgedrückten Erde. Ja vortrefflich innen und außen. Von seiner Altane hat man unumschränkte Aussicht auf die bei aller Größe so viel und so schön ge-

gliederten Gebirgsketten. Grat an Grat zieht hinter dem andern her, im Sonnenduft schwimmend, voll silberner Wolken.

Drei Hauptgebirgsgruppen sind zu unterscheiden. Ganz zur Linken, gegen Süden, liegen über der breiten fruchtbaren Thalsohle die Volsker-Gebirge: hoch, langgestreckt, drei bis vier Ketten hintereinander, weich gegliedert und grünlich leuchtend. Weiterhin gegen rechts, Südwesten, steigt aus der Ebene duftig-blau ein pyramidaler Gebirgsstock, das Albanergebirge. Und vor uns, mehr gegen Nordwest, liegen ganz nahe die Sabinergebirge, wie ein im Sturm versteinertes Meer, ernst, grau, baumlos; auf den höchsten Felsgräten wieder uralte Bergstädte. Eine liegt ganz nahe uns zur Rechten auf gewaltiger Klippe. Es ist Civitella. Stadt und Felsen sind nicht von einander zu scheiden; wie ein furchtbares Korallriff starrt es in den Himmel hinein. Und als angenehmer Vordergrund steigt unter uns aus sanften Oelbaumgärten die Burg von Olevano samt dem kühnen Städtchen empor.

Ueber allen Bergeskronen
Auf der höchsten Felsenspitze,
Ueber allen Königsthronen
Auf dem freisten Ruhesitze;
Unter uns die Wolken gehen
Und in Silberluft verwehen,
Unter uns die ganze Welt,
Nah genug das Himmelszelt.

Also über allen Landen,
Hell im Gold der Abendsonne,
Einen Becher Weins zu Handen,
Harren wir, Gebieterwonne,
Herrscherglanz im Angesichte,
Auf die kommenden Gerichte,
Lehnend an der anerkannt
Wunderbarsten Wirtshauswand.

Eines Morgens gehen wir nach Civitella hinauf, es scheint ganz nahe zu liegen, so großartig sind alle For-

men. Auf halbem Wege streift man einen fast erstorbenen Eichwald, die morschen, vom Sturm zerstümmelten Bäume sind ganz übermoost und lange graue Flechten hangen daran wie Greisenhaare herab. Eine Wolke überweht uns; wir müssen im Nebel weitersuchen über die kahle Heide, aus der hohe weiße, von den Regengüssen zerwaschene Kalksteinnadeln wie heidnische Sonnensteine hervorstarren.

Auf dem höchsten Kamm liegt das Urnest. Am Eingang stehen kyklopische Bautrümmer, sehr große, fast rechteckig behauene Quader mörtellos in regelmäßigen Schichten aufeinandergebeugt. Mädchen steigen am Felsabsturz mit zierlichen Erzkrügen zum Brunnen hinab. Sie sind sehr schön und sehr schwarz, schlanke, feine und doch kräftige Gestalten, mit guten meergrünen Miedern, rot und gelb gestreiften Triolettchen und nackten Füßen. Auch die jungen Schweine gehen hier wieder zahm und manierlich an der Leine, nur noch gazellenflüchtiger, als dort in Assisi.

Wir stürmen die Stadt hindurch, noch immer im Nebel. Draußen vor dem Thorturm fängt das Ende der Welt an. — Nichts als Wolkenmassen, die unbändig gegen einander losstürzen und die Sonne verhüllen. Und die Sonne verliert ihren Schein. Es ist, als ob die Götterdämmerung begänne. Stumm ringen die ungeheuren Geister für und wider das Licht, entsetzlich aufgeregt, und zerstören sich wechselseitig, bis endlich wieder unten, wie frisch aus den Fluten gezogen, die neue grüne Erde erglänzt: unzählige Hügel und Berge und Gräte mit Eichwäldern, grünen Feldern, geschlungenen Wegen, ragenden Schlössern und Städten. Paradiesesfrieden waltet. Aller Kampf und alles Wehe scheint getilgt. Wie Selige pilgern die Menschen unten zu den schönen Bergkirchen empor. Sanfte Glockentöne werden wach. Und rings auf den höchsten Bergen sitzen jetzt die ungeheuren Geister wieder, versöhnt, hohe, edle, weiße Gestalten, und schauen lächelnd nieder auf die glückliche, thauglänzende Erde, über der die reine Sonne wieder aufgegangen.

Merkwürdig, wie hier oben die Leute seit Jahrtausenden auf diesen höchsten Spitzen der Gebirge leben, zur Hälfte ihres Daseins von Wolken verhüllt. Nicht Straßen, nur Saumpfade führen hinauf. Es sind Trümmer längst untergegangener Volksstämme, die sich im allgemeinen Schiffbruch robinsonartig auf die einzelnen

Klippeninseln gerettet. Schon der alte Vater Noah kann mit seinem zoologischen Kasten sehr wohl an einer dieser Klippen, zumal wenn das Wirtshaus von Olevano schon stand, hangen geblieben sein.

Hier oben ist es herrlich, da ist gar keine Regierung. Die Menschen werden hier wie die Adler, unbändig frei und kühn, und verachten die Welt, die sie fast nur aus der Vogelschau haben. Ganz anders werden sie, als unsereins, der im flachen kohlreichen Hügelland unter polizeilicher Aufsicht heranwächst.

O wie waren die Nächte schön in Olevano! So unendlich still hier oben; nur die Nachtigall schlug aus den Oelbäumen.

O Nachtigall,
Du süße singst schon viele viele Stunden,
Und niemand lauschet deiner Lieder Schall.

Im Vollmondglanz
Die tiefzerrißnen, dunst'gen Thäler liegen,
Der Felsgebirge baumlos öder Kranz.

Verströmen muß
Selbst auf der höchsten todeskalten Höhe
Des Dichterherzens lodernder Erguß.

Doch kräht der Hahn,
Verstummt dein Sehnen, denn im Städtchen drunten
Hebt dann ein Esel nach dem andern an.

Ein vier Stunden langer Weg führt über die öden Kämme und Schluchten des Gebirges nach Subiaco. Mehrere hundert Fuß hoch steigt die Stadt staffelförmig um den Berg empor mit Türmen und Zwingern, ganz oben vom alten Castello beherrscht; und ringsum herrlichste Hochgebirgsgegend, schön bewaldete Bergspitzen, und dahinter stufen sich die mächtigen nahen Kammzüge der großen Gebirge vielfach empor. In der tiefen Felskluft, aus der aus dem Dickicht riesiger Laubbäume der kalte Anio bricht, liegen kaum zugänglich die weltberühmten Benediktinerklöster. Das oberste ist das bedeutendste. Der einsame Pfad führt über Staffeln durch den heiligen immergrünen Eichwald; es ist noch derselbe, in den sich

am Schlusse des fünften Jahrhunderts der junge Benedetto zurückzog und in seinen Höhlen, in Tierfelle sich hüllend, lebte. Aus und über diesen Höhlen erwuchs die Wallfahrtskirche, Stockwerk um Stockwerk, ganz mit Malereien aus dem zehnten bis fünfzehnten Jahrhundert bedeckt. Viele davon sind auf den nackten Fels gemalt.

Benediktus war in dem Orte Nursia, in Umbrien, um das Jahr 480 geboren. Als Knabe von vierzehn Jahren, so erzählt man, kam er nach Rom, um sich daselbst in den Wissenschaften auszubilden, und man zeigt noch heute im Trastevere in der kleinen Kirche San Benedetto in Piscinale die Stelle, wo das seinem begüterten Vater angehörige Haus soll gestanden haben. Der Jüngling wurde indes von einer tiefen und unwiderstehlichen Neigung zum beschaulichen Leben bald ergriffen. Er verließ seine römischen Studien und entwich der Welt in die sabinischen Einsamkeiten von Sublaqueo (Subiaco). Hier warf er sich in eine Höhle und in Tierfelle sich hüllend lebte er, von dem frommen Einsiedler Romanus mit Kost versorgt.

Aber die Bilder der Liebe traten stets wieder vor die Seele des Jünglings, seine Brust mit dem Feuer der Sehnsucht zehrend erfüllend und ihn aus der sturmfreien Höhe der Selbstüberwindung wieder herabzuziehen drohend in den heil- und ziellosen Umstrom des irdischen Lebens; da warf er sich einmal in der furchtbarsten Aufregung in die dornigen Rosengestrüppe der Wildnis.

Weh mir, noch immer scheint dies Zauberbildnis
Herein in diese grausenvolle Wildnis,
Wo kühnen Sturzes, lichtlos, felsumschattet,
Der keusche Anio sich selbst bestattet.

Sagt mir, getroffen von der Stürme Streichen,
Prophetenworte, tausendjähr'ge Eichen,
Zerreiße Dorngestrüpp den Unbeschuhten,
Daß diese Wunden endlich aus sich bluten.

Daß er versöhnt mit dem lebend'gen Gotte,
Sanft schlummert bei der Natter in der Grotte,
Daß er von allem Wunsch und Wahn entsündet,
Das Paradies in seiner Brust ergründet.

III.

Zurück nach Tivoli.

Subiaco, Zahnwehgewimmer,
Und was noch millionenmal schlimmer,
Drei Franzosen im Nebenzimmer.

Die ganze Nacht kein Auge zugethan. Aber nach solcher Nacht erscheint am lichten Morgen die Welt noch einmal so schön, wir sind durch das Feuer der Schmerzen geläutert, wie neugeboren, und sehen daher um so schärfer; das Rätselhafte der Welt ist ja bloß in uns. Auf zweirädrigem Einspänner brausen wir windschnell am Anio hin. Zuseiten erscheinen und verschwinden, schönen Traumbildern gleich, auf den höchsten Felsklippen wieder Bergstädte, darunter Saracinesco, von den Saracenen gegründet. Die Berge werden niedriger, milder, grüner, und prächtige, eben aufgebrochene Ahornbäume breiten ihre Kronen über die Straße und spiegeln sich im stillen Anio. Es ist der erste Mai.

Im Villa d'Este Garten ist jetzt auch alles grün geworden, selbst die großen Platanen, die sonst so grau gestanden. Unglaublich üppig wird der Pflanzenwuchs in Italien, so wie er Feuchtigkeit genug bekommt. Wie hold wirren sich jetzt im Strauchwerk unter den ernsten Baumriesen Geißblatt, Epheu, wilder Hopfen, meine Lieblinge die weißglockigen Winden und andere schlingende Pflanzen durcheinander. Und diese Nachtigallenzusammenrottung in den noch immer blühenden Lorbeerlauben. Nach Mittag regnet es gern, und wie herrlich ist es nach dem Regen, wenn es kühl geworden ist im Garten. Blüten und Blätter duften stärker; einer Feuersäule gleich zieht der Regen fernhinweg über die Campagnaheide. Die sinkende Sonne blitzt noch einmal auf, die Lorbeerblätter glänzen wie lauter goldene Spiegel; nur die Cypressen stehen dunkler und einsamer, als je. Aus den Tiefen der Oelbaumwälder quellen blaue Nebel, die überschüssige Segenskraft, die vom Himmel kam; man fühlt mit jedem Atemzug in volleren Strömen, wie die Welt erquickt ist.

Schönster Tage schönste Blüte,
Müheloses Fröhlichsein,
Mühelose Herzensgüte,
Wurde hier in Fülle mein.

Tempelheiligtümer glänzen
Herrlich ob dem tiefen Thal,
Und von seinen Felsenkränzen
Stürzen Ströme Strahl an Strahl,

Wo der Erde Grund gespalten
Ihrem Schwall entgegengähnt,
Daß man unten die uralten
Götter dumpf hindonnernd wähnt.

Durch das Dunkel der Cypressen
Nie genug das Auge schaut
Nach der Ebne, unermessen,
Die dem Meer gleich glänzt und blaut.

Goldne Wetterwolken wallen
Pfeilschnell über das Gefild,
Und das Lied der Nachtigallen
Mit dem Sturme schwillt und schwillt!

Schönster Tage schönste Blüte,
Müheloses Fröhlichsein,
Mühelose Herzensgüte,
Wurde hier in Fülle mein.

Im Albanergebirge.

I.

Frascati.

Schöne Villa, Mondragone,
Stehst verfallen und verlassen
Mit den prächtigen Palästen
Auf den mächtigen Terrassen.

Deine lebensfrohen Brunnen
Gingen alle längst versiegen,
In den öden Marmorschalen
Wucherpflanzen hochaufstiegen.

An den stolzen Rampentreppen
Klaffen tief und schwarz die Fugen,
Schauerlich die leeren Fenster
In den hellen Himmel lugen.

So stehst du da mit dem ungeheuren Palaste, einst von Papst Paul III. gegründet. Ringsum ist der Garten zum Urwald verwildert, riesige Pinien erfüllen die weite Thalschlucht, zuweilen steht noch mitten im Dickicht ein marmornes Götterbild. Die Aussicht ist ganz wundervoll auf Gebirge, Campagna und Meer.

Frascati ist die Stadt der Villen; auf allen Seiten ziehen sie sich am Berge hin. Rechts an der Stadt, wenn man von Rom kommt — Mondragone liegt zur Linken — liegt die allerschönste von ihnen, Villa Conti Torlonia, stets geöffnet von dem edlen Besitzer. Hinter dem Schloß ein großer immergrüner Eichenhain.

Da ist ein Eichenhain,
Worin es ewig dunkelt,
Worin der Sonnenschein
Wie tausend Sterne funkelt.

Weit und eben dehnt er sich hin; wo seine Wege sich kreuzen, springen Brunnen. Hinten an der sehr hohen Eichenterrasse drängen klare Waldströme aus schönen Seebecken rauschend herab, und selig herein bricht der Glanz der unermeßlichen Landschaft, die das mildblaue Meer umrandet. Ein Aufenthalt würdig des Weisen.

Hoch oben über der Stadt auf kahlem Felsberg liegt in Trümmern das alte Tusculum. Von einer Villa zur andern gelangt man auf schattigen Pfaden empor. Rechtshin erhebt sich über dem Thal mächtig der waldige Monte Cavo; einsame Pinien stehen hier auf sanfter grüner Weide. Wie wir linkshin weiter steigen, erscheint der Felsgrund mit den Trümmern der Stadt, ein Theater ist noch wohl erhalten. Auf dem Scheitel des Berges, auf breiter Felsplatte, stand die Burg mit den Heilig-

tümern, mächtige Quaderblöcke liegen umher in der sengenden Sonnenhelle. Die Aussicht ist so großartig als lieblich.

Hier oben entgingen wir einer großen Gefahr. Eine Menge jener stahlgrauen Vipern ringelte sich uns zu Füßen und wir spielten mit ihnen, ohne zu wissen, daß sie tödlich giftig. Auch sonst noch Bemerkenswertes aus dem Tierreich giebt es hier oben. Wir konnten die Kraft und Geistesgegenwart eines römischen Landkäfers, eines Baccherone, nicht genugsam bewundern, der mit unverwüstlicher Ausdauer eine Kugel, noch einmal so groß als er selbst, den steilen Felsen hinaufrollte; ja, seine Tugend zwang uns folgendes Lied ab:

Es zog ein Käfer lobesan
Die Burg von Tusculum hinan
Mit einer großen Kugel;
Sein Wuchs gedrungen, wohlgenährt,
Mit Zang' und Füßen wohlbewehrt
Und rabenschwarzer Farbe.

Der Baccherone drehte sich
Und schob die Kugel hinter sich
Wohl auf den steilen Felsen;
Und wenn im Lauf die Kugel stockt,
Er schleunigst auf die Kugel hockt,
Um zu rekognoscieren.

Was drinnen in der Kugel war,
Das ward uns leider nicht recht klar,
Sie schien uns ein Gespinste,
Darinnen sorgsam und genau
Die löwenkühne Käfersfrau
Verborgen ihre Kinder.

Die Kugel aber drehte sich
Und warf den Käfer unter sich
Und schoß den Berg hinunter;
Der Käfer aber drehte sich
Und schob die Kugel hinter sich
Wohl auf den steilen Felsen.

Und wieder fiel die Kugel um
Dort auf der Burg von Tusculum
Und schoß den Berg hinunter,
Der Käfer aber wiederum
Rollt er empor sein Heiligtum
Wohl auf den steilen Felsen.

Und endlich hält der Käfer still,
Man weiß nicht, was da werden will,
Er schnuffelt in dem Grase;
Die Kugel stellt er sich beiseit
Und macht ein Loch gar groß und weit
Wohl in den weichen Boden.

Und als das Loch vollendet war,
Schob er die Kugel wunderbar
Von hinten in die Erde;
Der Käfermutter Heldenthat,
Wert ist sie, daß sie früh und spat
Von uns gepriesen werde.

II.

Der Nemisee.

Tief im alten Kraterkessel
Liegt der See, von Wald umschlossen,
Riesengroß am Ufer sprossen
Schilf und Binsen, Lauch und Nessel.

Die gewalt'gen Bäume hangen
Rings bis auf die Flut herunter;
Wein und Epheu wild und munter
Alle Zweige überschlangen.

Manchen starken Eichenwipfel
Sie schon gänzlich niederzogen,
Wieder aus den blauen Wogen
Streben Inseln gleich die Gipfel.

Von der Sonne Glut verschlungen
Wird des klaren Bergsees Kühle,
Eine geisterhafte Schwüle
In den gold'nen Dämmerungen.

Aus dem Kelch der Anemonen
Noch so starke Düfte steigen,
Hörbar in dem tiefen Schweigen
Oeffnen sich der Lilie Kronen.

Und mit einem Zauberschlage
Schieben aus dem heißen Boden
Junge Pflanzen ihre Loden,
Wie am ersten Schöpfungstage.

Neapel.

Nehme ich jetzt einen Stein und werfe ihn zum Fenster hinaus, so fällt er ins Meer, und könnte ich ihn so geschickt werfen, daß er immer wieder aufspringt, so würde er bis nach Resina kommen und den Vesuv treffen, den alten ewig rauchenden Philister mit seinem dicken Kopfe. Der Vesuv, von Neapel aus gesehen, ist das einzige im ganzen großen Golf, das noch schöner sein könnte. Die wunderschön straffe Linie des Berges, die sich links aus der Ebene bis zur hohen halbeingestürzten Somma heraufzieht, beweist, wie herrlich der Berg gewesen sein muß, ehe ihm ein anderer Kopf wuchs.

Um so nobler gebildet ist das Felsengebirge, das sich, rechts vom Vesuv, meilenweit gegen Capri hinstreckt und mit seinem Monte S. Angelo, voll unergründlicher Waldschluchten und unvertreiblicher Räuber, bis über die Wolken steigt. Unten am Gebirge, als gewaltige lotrecht ins Meer abstürzende Felsenstufe, dehnt sich bald breiter, bald schmäler die Orangen- und Limonenwaldebene von Sorrent hin, aus der unzählige Häuser, Villen, Burgen, Kirchen und Klöster hervorglänzen, und an die Spitze des Gebirgszuges reiht sich das sehr hohe, furchtbar schroffe Capri. Alles leuchtet wunderbar blau.

Stundenlang kann man hinübersehen, das Auge wird nicht stumpf, das Herz nicht verdrießlich. Die Formen

sind zu schön, und jener reine heitere Glanz, der von ihnen ausgeht und den das Auge fort und fort einsaugt, teilt sich dem ganzen Menschen mit, daß sein Antlitz endlich selbst erstrahlt, wie jene glückseligen Küsten.

Capri.

Capri, stolze Klippeninsel,
Zauberhaft dem Meer entragend,
Dem tiefblauen, auf den Gipfeln
Aller Zeiten Trümmer tragend.

Deinem wunderschön gezackten,
Silberblanken Felsenkerne
Naht, gewiegt in sel'ge Träume,
Sich der Wanderer so gerne.

An den himmelhohen Wänden
Fort und fort die Wogen branden,
Nur nach langem Kampf vermochten
Wir mit unsrem Kahn zu landen.

Staffeln bloß, nicht Weg' und Stege,
Führen auf die kühnen Warten,
Aber oben ist es herrlich
In Paganos Palmengarten.

Unter der Limonenbäume
Dicht verschränktem Dach wir ruhten,
Ließen den berühmten Bergwein
Langsam sich in uns verbluten.

Bis er zu der rechten Anmut
Unser Innerstes erregte,
Auf der Insel höchste Spitze
Windschnell uns hinaufbewegte.

Keine Blumen, keine Früchte
Hier den schwarzen Grund bedecken,
Halbversengte Farrenkräuter
Ueberziehen alle Strecken.

Da vor unsern Blicken endlos
Lag das Weltmeer aufgeschlossen,
Weit und weiter, Erd' und Himmel
Leuchtend ineinander flossen.

Und das ungeheure Schauspiel
Hat uns mit empor gehoben,
Und wir glaubten schon, wir könnten
Greifen nach den Sternen droben.

In Sorrent.

1.

Wie hier im Orangenhain
Rastlos Frucht und Blüte,
Drängt sich Glück an Glück herein
Ueber mein Gemüte.

Bin so gern am Meer entlang,
Wenn der Frühwind feuchtet,
Und der hohe Küstenhang
In der Sonne leuchtet.

Meilenweit am Ufer gehn
Die Orangenwipfel,
Wie in blauen Flammen stehn
Capri's Felsengipfel.

Bin ich so voll Licht und Ruh,
Ganz im Schaun versinkend,
Rufen mir die Freunde zu,
Auf dem Dache trinkend.

Wein und Witz und Witz und Wein,
Paradiesespforten,
Und dazu voll Liebesschein
Briefe aus dem Norden.

2.

Alle Morgen blühen neue
Blumen an dem Fenster mir,
Alle Morgen lockt des Himmels
Bläue mich hinaus von hier.

Alle Morgen an dem Meere
Süß mein Haupt in Träumen ruht,
Und ich bin mit mir zufrieden,
Denn ich hab' es riesig gut.

Wieder in Neapel.

Um wieder auf Neapel zu kommen, so gehört ein Gang durch den Toledo zum belebendsten; sein Eselsgeschrei dringt allmächtig auch durch dieses bescheidene Reisebuch. Der Toledo läuft bekanntlich vom Schloß zum Nationalmuseum hinauf und teilt die eigentliche Stadt in zwei Hälften. Die rechts beim Hinansteigen bildet den ebenen Teil am Meere; man sieht das blaue heraufglänzen durch die hohen engen Gassen, deren vergitterte Altane mit bunter Wäsche und anderem lustigem Gerümpel überladen sind. Die linke Hälfte steigt sofort mit steilen Staffelsträßchen an das fast überhängende Kastell St. Elmo empor; hier schaut man an saftgrüne Orangen- und Piniengelände. Der Toledo hat seinen Ruf nicht umsonst; er ist die vollkommenste Straße, eine südliche Seestadt von mehr als einer halben Million Einwohner teilend und verbindend; nicht zu schmal und vor allem nicht zu breit; lauter stolze Renaissance- oder Zopf-Paläste mit überreichen Balkonen vor jedem Fenster. Unten die glänzendsten Schauläden und Cafés. Besonders thut noch der Straße gut, daß sie ziemlich ansteigt, und man so nach oben, wie nach unten das wogende Getriebe der Fußgänger, Reiter und leichten Fuhrwerke, welche dicht hinter einander her in vier Reihen dahinrasen,

ganz überblicken kann. Das Tosen ist beträchtlich, die Ordnung aber musterhaft, Reinlichkeit und Verkehr haben seit der neuen Regierung erfreulich zugenommen.

Jedermann weicht aus, was mich von meiner Vaterstadt her sehr überraschte, und steigt vorsichtig über die quer über den Weg her schlummernden Lazzaroni. Hier, auf dem Toledo, kann man sich stets unterhalten; durchaus kein betäubendes, gerade so recht das frische Rauschen und Branden einer klugen gefälligen Volksströmung.

Die Lazzaroni, vor denen wir uns in Deutschland so sehr fürchteten, weil wir sie uns laut den vielen Beschreibungen zu achtzigtausend in einer Reihe, nackend und drohend am Hafenstrand hingelagert dachten, verschwinden; nur hier und da taucht einer von ihnen aus süßen Träumen, um in noch süßere hinüber zu nicken.

Einschlafen erst, dann ruhn,
Und dann sich niederlegen;

ist ihres Lebens Richtung, wenn sie nicht eben an einem fremden Herrn etwas Reisekofferartiges, auch nur von der Größe eines Hühnereies, entdecken. Dem Manne kann nicht mehr geholfen werden, und wenn er auch elf lebendige Kinder um sich hätte. Es ist schön, wie die Lazzaroni arbeiten; mit welcher Hast sie das alles thun, um so schnell als möglich fertig zu werden. Auch ihr Fleiß ist Faulheit und ihr Gedankengang ist etwa folgender:

Viel Besitz,
Wenig Witz:
Nichts erwirb,
Iß und stirb.

Die meisten Lazzaroni giebt es um die Piazza del Carmine, der Stätte, wo Konradin von Hohenstaufen enthauptet worden. Durch die tausend Masten des Hafens hindurch, die hier das verdunstende Meer in dichten lichtblauen Nebel hüllt, erkennt man an seinen scharfen Gräten Capri. — Wer kann diese Stätte betreten, ohne still und nachdenklich zu werden:

Konradin.

Schon wirst du mit gebundnem Arm
Aufs Blutgerüst geführet,

So jung und schön, daß selbst der Schwarm
Der feindlichen Ritter gerühret.

Noch einmal erblickst du das freie Meer,
Italiens reiche Gefilde,
Das deine Ahnen, groß und hehr,
Beherrschten mächtig und milde.

Jetzt umarmst du Friedrich von Oesterreich,
Den Freund, umarmst ihn wieder,
Und dann zu empfangen den Todesstreich,
Kniest du gelassen nieder.

O Mutter, Mutter, welchen Schmerz!
Hört man dich jammernd rufen;
Das Haupt erhebst du himmelwärts,
Dann rollt es über die Stufen.

Sie scharrten ohne Denkmal ihn
In ungeweihten Boden,
Ein fremdes Volk geht drüber hin,
Weiß nichts vom herrlichen Toten.

Wir denken noch immer mit Thränen an ihn,
Und kummerschwerem Gemüte,
O Konradin, o Konradin,
Du letzte, du lieblichste Blüte.

Wären wir Deutschen wie die alten blinden Heiden, wir hätten längst ihn und seine Vorfahren in den Kreis halbgöttlicher Wesen erhoben durch die Kunst, namentlich die bildende. Einen sehr anzuerkennenden Anfang machte Maximilian II. von Bayern, indem er in der nahen Carmine-Kirche das liebenswürdige Bild des jungen Königs aufstellen ließ. Es ist von Thorwaldsen entworfen, von Schöpf in Marmor ausgeführt.

Ich erwähne noch den neuen Begräbnisplatz, Campo Santo nuovo, vor Porta Capuana, auf der Nordwestseite der Stadt. Eine ungeheure Totenstadt. Marmortempel, Kirchen, Kapellen, Säulen, Statuen bilden lange Gräberstraßen, beschattet von hohen Cypressen und Zirbel-

kiefern und großblumigen Oleanderbüschen, umflossen vom himmlischen Frieden der unermeßlichen Landschaft.

Neapel hat den Vorzug vor andern Weltstädten: es ist rasch gesehen, wenn auch nie ausgesehen. Am ersten Tage findet man sich zurecht wegen der Schmalheit der Stadt und wegen des Toledos, fast überall hat man den Anblick des ganzen Golfs, in jeder höheren Straße, dazu die wunderbare Stadt unter sich. Hier erfährt man erst was Leben heißt; hier lebt man, um zu leben, wunschlos, ziellos, als reinster Müßiggänger; genießt ein Glück, dem keine Reue folgen kann, nur segnende Erinnerung, weil es aus dem Anblick der höchsten Schönheit entspringt, und darum erfaßt uns gerade hier Heimweh. Man möchte sein von aller dieser strahlenden Herrlichkeit übervolles Herz mit mündlichen glühenden Worten vor den Geliebten in der Heimat ausschütten.

Am prächtigsten aber nimmt sich die Stadt, im Riesen-Halbkreis am blauen Golf sich auftreppend, vom Gipfel des Vesuv aus. Den Tag auf dem Vesuv will ich nie vergessen.

O Vesuv, du alter Schwefler,
Nein du bist ein böser Frevler,
Wie mir deine scharfen Laven
Meine letzten Schuhe trafen.

Wie mir dieser höchste größte
Auswurf Bein um Bein entblößte,
Riß dazu, das fehlte noch,
Meinem Rock ein großes Loch.

Alles in der Junihitze,
Glut und Rauch aus jeder Ritze,
Obenher des Himmels Strahl,
Untenher der Hölle Qual.

So im Fegefeuer wir,
Ohne einen Tropfen Bier;
Nein, was thut man nicht auf Erden,
Ein gereister Mann zu werden!

Im Nationalmuseum sind vernünftiger Weise alle Sammlungen vereinigt und stets geöffnet. Und welche Sammlungen! Des besseren nordischen Wanderers sehnsüchtige Ahnung von der Bildungshöhe der Hellenen wird hier göttlich erfüllt, er weint vor Freude und möchte sie küssen die alten ehernen Küchengeschirre.

Alle paar Wochen werden wieder neue Sachen aus Pompeji herüber gebracht. Da sieht man Lampen, Kandelaber, Herdchen, Tische, Bettladen, Stühle u. s. w., alles aus Erz und auf das natürlichste, klarste geformt, auf das maßvollste, wirksamste mit Figuren und Ornamenten belebt und zum vollkommenen Kunstwerk gemacht. Ferner eine Unzahl Gold- und Silberschmuck, Gemmen, Kameen, Laternen, Bügeleisen, Kleidungsstoffe, ja sogar noch Salzwecken, Zwetschgen, Nüsse, Schweinsrippchen, Bohnen, Seife, Mädchenangesichter, und Papyrusrollen mit echt griechischen und römischen Klassikern.

Im Museum befindet sich auch die beste Büste Homers. Ueberaus schön sagt von ihr der vortreffliche Jacob Burckhardt in seinem Cicerone: „Ich gestehe, daß mir gar nichts eine höhere Idee von der griechischen Skulptur giebt, als daß sie diese Züge erraten und dargestellt hat. Ein blinder Dichter und Sänger, mehr war nicht gegeben. Und die Kunst legte in Stirn und Wangen des Greises dieses göttliche geistige Ringen, diese Anstrengung voll Ahnung und dabei den vollen Ausdruck des Friedens, welchen die Blinden genießen! An der Büste von Neapel ist jeder Meißelschlag Geist und wunderbares Leben."

Wer sich aber noch die größte sittliche Erhebung gönnen will, der fahre auf der Eisenbahn am schönen laubwaldgrünen Cava vorbei nach Salerno und dringe von hier nach Pästum vor. Zur Rechten hat man von Salerno aus immer das Meer; zur Linken hohe, ganz kahle, wunderbar viel und fein gezackte Bergrücken. Die Gegend wird immer einsamer und öder, ein sumpfiges Heideland; die Gebirge treten mehr und mehr zurück. Herden von schwarzen nilpferdartigen Büffeln lagern umher, im Schlamm vergraben, unter alten Erlen und Eichen, und fernhin durch die feinen Terebinthenbüsche scheint das Meer.

Wo die letzten Terebinthen
Aus dem Heideland verschwinden,

Dorngestrüppe rings herum,
Steht Poseidons Heiligtum.

Seine Farben sind verblichen,
Aber noch kein Stein gewichen,
Immer noch so schön und hehr
Schaun die Giebel übers Meer.

Der ganze Tempel ist aus gewaltigen rotgelben Kalktuffquadern aufgeführt: sie stoßen aneinander ohne Mörtel und zwar so eng, daß Fugen noch jetzt kaum zu bemerken sind. Stufen und Fußboden bestehen, nicht wie bei uns aus Platten, nein auch aus großen Quaderblöcken.

Zu beiden Seiten dieses dorischen Tempels steht je noch einer, auch hochherrlich, wenn auch lange nicht so schön und wohl erhalten.

Der Tempel des Poseidon erscheint jedenfalls viel größer als er ist; man kann ihn nicht schätzen und man will ihn auch nicht schätzen. Man steht die Hände faltend davor; es ist einer jener mit allen Schmerzen versöhnenden Augenblicke, in denen uns ein Licht aufgeht, ein großes, großes Licht.

Worin besteht die göttliche Ueberlegenheit dieses Bauwerkes? Die Hellenen nahmen die einfachste Anordnung, der aber gaben sie das vollkommenste Leben. Es ist hier nichts, als immer dieselbe Stütze, die ein Gebälk trägt und auf dreifach gestufter rechteckiger Fläche steht. Gerade in dieser Grundeinfachheit, in diesem sich Beschränken auf möglichst wenige große Formen, besteht der mit nichts zu vergleichende Eindruck von Ruhe, Großheit und Erhabenheit dieses in mäßigen Verhältnissen erbauten Heiligtums. So steht es da, als das Denkmal einer Gesinnung, welche die höchste ist, weil sie das Urgesetz der Schönheit und damit das der Welt ergründete.

Am Vesuv, in der Nähe von Pompeji, liegt das Schlachtfeld, auf dem die letzten Goten unter Tejas den Heldentod starben.

Das deutsche Volk ist doch ein unglückseliges. Gleich bei seinem ersten Auftreten in der Weltgeschichte verliert

es seinen mächtigsten, edelsten und gebildetsten Stamm, den der Goten. Die Völkerströme alle, die sich von den Alpen herab ergossen, spurlos sollten sie im heißen Boden Welschlands versickern. Nur noch im deutschen Heldenliede leben sie fort, und in Italien zeugen noch die stolzen Bauten in und um Ravenna von der alten Gotenmacht. Noch steht daselbst sogar das großartige Grabmal Dietrichs von Bern, aufgeführt in halb griechischen, halb urgermanischen Formen. Hier haben wir, mitten in Italien, noch eine Spur unserer alten Bildung. Und merkwürdig genug, in Oberitalien und in oft ganz vergessenen Bergstädten Toskanas finden wir an den sehr alten, sogenannten romanischen Kirchen abenteuerliche Tier- und Menschengestalten, meist runenhaft verschlungen, wie sie ganz ebenso an den Kirchen dieser Zeit in Deutschland, England und Skandinavien sich finden; und welche, grundverschieden von allem Antiken, der Ausdruck sind der alten zurückgedrängten germanischen Bildung, die trotz aller Urtümlichkeit höher und stärker war, als wir zu glauben pflegen, und die tief herein ins Mittelalter mächtig fortwirkte. Wer sich einmal den trotzig kühnen Dom von Worms mit seinen starken Steinhelmen und dem wilden steinernen Getier, das überall neben den Säulen der außen umlaufenden Galerien hockt, betrachtet hat, muß gestehen, daß in ihm noch ebensoviel Heidentum steckt, als im Liede der Nibelungen.

Von den letzten Gotenkönigen in Italien, von Totila und Tejas, sind keine Grabmäler zu schauen; man weiß nur noch die Stätten, wo sie fielen; aber Procopius hat uns ihre göttlichen Thaten aufbewahrt, ein ergreifendes Vorspiel vom Untergang der letzten Hohenstaufen.

Zehn Jahre lang hält sich noch Totila mit wenigen Tapfern, Italien und dessen Meer und Inseln in ewigen Sturmzügen durchfliegend, gegen die Uebermacht der Griechen, bis er am Apennin bei Taginas, an den Gräbern der Gallier, in der Schlacht getötet und eilig bei Capras in die Erde verscharrt wird. Es geschah dies im Sommer 552.

Längst schon ward ihm von S. Benedetto, der sich von Subiaco aus nach Castrum Casinum gezogen und dort das Kloster Monte Casino gegründet hatte, das Unheil vorausverkündet worden.

Der Goten Klaglied.

Rom wirst du erobern und gehn übers Meer,
Doch hüte dich, König der Goten,
Neun Jahre regierst du gewaltig und hehr,
Dann sucht man dich unter den Toten.

Der Mönch auf Monte Casino da,
Benediktus hat es gesprochen;
O herrlicher König Totila,
Nun liegst du von Speeren durchstochen.

Nun liegst du tot in deinem Blut
Auf dem zerhauenen Schilde,
Und warst dem Blitze gleich an Mut,
Der Sonne gleich an Milde.

Und die einst in wildem Wetterzug
Die Welt erobert haben,
Nun blieben ihrer kaum genug,
Den König zu begraben.

O Goten, weil wir verlassen den Wald,
Und stiegen die Alpen herunter,
Und die Götter verlassen, so gingen wir bald,
Doch wir gehen als Helden unter.

Wir leben unsterblich fort im Gesang,
Das ist besser als hinzusiechen,
Gemein und feig, wie schon jämmerlich lang
Die Römer und die Griechen.

Aber noch einmal sammeln sich die Goten und erwählen Tejas zu ihrem Könige. Der treffliche Gregorovius schreibt darüber, dem Procopius folgend:

„Der ruhmvolle Kampf der letzten Goten auf dem schönsten Kampfplatz der Welt, zu den Füßen des alten Vesuv, über dem Grabe versunkener Städte, im Anblick des immer blauen Golfs von Neapolis beschließt die Geschichte dieses unsterblichen deutschen Heldenstamms durch einen Untergang, der uns noch heute mit Schmerz er-

füllt, aber durch seine wahrhaft tragische Größe reichlich versöhnt. Die gotischen Männer kämpften mit einem beispiellosen Heldenmut, und Procopius selbst ruft aus, daß es keinen Heroen irgendwo im Altertum gegeben, der den Tejas an Tapferkeit übertroffen habe. An Zahl gering, stritten sie in enggeschlossenen Reihen von der Morgenfrühe bis zur Nacht, ohne zu wanken; ihr König aber focht, von einer kleinen Freundeschar umringt, der vorderste unter ihnen. Vom Schlachtgewühl umdrängt, da sich die Feinde in Masse gegen ihn stürzten, stand er mit seinem breiten Schild gedeckt, fing den Hagel der Pfeile und Speere auf und stieß die Angreifenden nieder. Wenn nun sein Schild von den daran haftenden Geschossen voll war, nahm er aus den Händen seiner Waffenträger einen andern, und focht dann weiter. Er hatte so bis zur Nachmittagssonne gekämpft, als er die Last seines von zwölf Lanzen starrenden Schildes nicht mehr tragen konnte; da rief er mit lauter Stimme nach dem Waffenträger, nicht einen Fuß breit weichend, noch aufhörend die Feinde niederzuhauen, sondern er stand und rief wiederholt dem Waffenträger. Als dieser nun einen neuen Schild herbeibrachte, und der König mit ihm den anderen vertauschte, ward seine Brust einen Augenblick lang bloß, und von einem Speer plötzlich durchbohrt, stürzte er rücklings zu Boden.

Die Griechen steckten das Haupt des letzten Gotenkönigs auf eine Lanze, und trugen es zwischen beiden Schlachtordnungen im Triumph umher, aber obwohl die Tapfern für einen Moment durch diesen Anblick erschüttert wurden, faßten sie sich dennoch wieder, und fuhren fort mit doppelter Kraft zu kämpfen, bis die Nacht sie und den Feind umhüllte. Nach einer flüchtigen und trauervollen Rast erhoben sich diese Männer wieder in der hohen Morgenfrühe, und sie kämpften mit ungebrochener Stärke den ganzen Tag, ohne zurückzugehen, bis auch die zweite Nacht gekommen war. Dann ruhten sie wieder, und indem sie ihre zusammengeschwundenen Reihen zählten, berieten sie, was zu thun. Es erschienen nachts einige ihrer Hauptleute vor Narses und sie sagten ihm: die gotischen Männer sähen ein, daß gegen den Willen Gottes fürder zu streiten nutzlos sei, sie verschmähten die Flucht, sie verlangten freien Abzug, um, Italien verlassend, nicht als Knechte des Kaisers, sondern als freie Männer irgendwo zu leben. Endlich sollte es ihnen gestattet sein, ihre

Habe mit sich zu nehmen, welche sie in verschiedenen Städten niedergelegt hatten. Narses schwankte, aber der General Johannes, welcher die Festigkeit der Goten aus hundert Schlachten kannte, riet ihm das Anerbieten todesentschlossener Helden anzunehmen. Während man nun den Vertrag abschloß, zogen tausend Goten, jegliche Bedingung als unehrenvoll verschmähend, die Schwerter aus den Scheiden, und rückten aus dem Lager, und die ihrer Verzweiflung ausweichenden Griechen gaben ihrem Abzug Raum. Es war der tapfere Indulfus, der sie führte, bis sie glücklich nach Pavia kamen. Die übrigen aber erklärten durch einen feierlichen Schwur, den Vertrag zu erfüllen und Italien zu verlassen. Dies geschah im März 553, am Ende des achtzehnten Jahrs des furchtbaren Gotenkriegs."

Die Tochter des Tejas.

Es leuchtet über die Toten
Mit der Fackel eine Gestalt,
Das ist des Königs Tochter,
Sie hat ihn gefunden bald.

Da liegt des Königs Leichnam,
Entsetzlich anzuschaun,
Die grimmen Feinde haben
Das Haupt ihm abgehaun.

In die größte Fischerbarke
Schleppt sie ihn mühsam hin:
Mach' dich bereit, mein Schifflein,
Wir wollen heimwärts ziehn!

Und in die Barke wirft sie
Den hellen Feuerbrand,
Und fährt mit vollen Segeln
Hinweg vom blutigen Strand.

In tiefem Zauberschlafe
Liegt Meer und Inselriff,
Und wie ein Stern verlodert
Das ferne Totenschiff.

Fahrt nach Palermo.

Die Sonne geht auf und beleuchtet das uferlose schweigende Weltmeer, schwarz und öde, wie ein grobgepflügtes Blachfeld, dehnt es sich aus. Nach Stunden zeigt sich ein feiner blauer Nebel, die Insel Ustica, und wächst zum hohen grünen Berg empor, an dem eine freundliche Stadt neben dichten Laubwäldern. Still und harmlos leben Hirten und Jäger auf dem einsamen Eilande.

Jetzt wie ein silberner Schild taucht das große Sicilien auf. Weithin glänzt seine hohe Felsenküste, Wolken lagern darüber, goldene Bergspitzen dringen strahlend hindurch, Land und Meer umfließt zauberhaft ein farbig schimmernder Dunst. Palermo! Es liegt in der üppigsten Ebene, von lichtgrünen Hochgebirgen umschlossen, die als ungeheure Felsabstürze ins Meer heraustreten; von dem rechts an der Stadt liegenden, vom Monte Pellegrino herab, grüßt das hohe Bild der heiligen Rosalia.

Palermo gleicht ganz einer morgenländischen Stadt. Die Häuser haben platte Dächer; weiße Kuppeln, minaretschlanke Türme, hohe Palmen ragen überall empor. Himmel und Meer sind wundervoll rein und blau, und die Strahlen der Sonne berücken durch ihren Glanz märchenhaft die Sinne.

Unter einem Affenbrotbaum
Findet ihr mich endlich wieder,
An Siciliens Felsenküste
Ausgestreckt die edlen Glieder.

Gut ist's in Palermo, lieblich,
Mild und klar, wie mein Gemüte,
Ist hier Himmel, Meer und Erde,
Duftend von Orangenblüte.

Und wie schön sind hier die Menschen,
Die in den Palästen wohnen,
Hinter ihren Gitterfenstern
Mit den reizenden Balkonen.

Um die Stadt her blühen Gärten,
Kühn vom Hochgebirg umgeben,

Das wie frohe Götterbilder
Zarte Wolken überschweben.

Alles in den Zauberfarben
Ewigen Glutsonnenscheines,
Und hievon der reinste Ausfluß
In der Goldflut hies'gen Weines.

Ja, Panorm ist gut und lieblich,
Stets gefiel es hier den Schwaben,
Ließen sich sogar als Kaiser
Einst in seinem Dom begraben.

Rings um die Stadt ist Hochgebirgsland. Die Berge sind kahl, voll von Riffen und Zacken, dazwischen senken sich grüne Matten. Jedes Fleckchen Boden an den Gehängen wird zum Feldbau benützt. Auf den Felsen wachsen hoch und wild und blühen herrlich Aloë, Kaktus, Oleander, Myrten und Heiden. Nur wo Flüsse herausbrechen, bei Palermo der Oreto, ist das Land in der Nähe des Meeres einige Stunden weit eben und erfüllt von Wäldern aus Oliven, Citronen-, Orangen- und Johannisbrotbäumen. Dann liegen aber wieder berghohe Felsmassen mitten in der Ebene, am Ausfluß der Flüsse und bilden treffliche Häfen, wie hier zunächst der Stadt der Monte Pellegrino, ein ganz kahler Kalkfels von den edelsten Umrissen, ganz freistehend, ein stundenlanger zweitausend Fuß hoher Stein. An solchen Bergen ahnt man so recht das fürchterliche Gewicht ihrer Masse. So ragt der unverwüstliche starre über Wipfel und Wogen, von silbernen Wolken das breite, in glühenden Farben flimmernde Haupt umflogen. — Hier oben hielt sich Hamilkar Barkas drei Jahre lang gegen die Römer.

Palermo liegt auf sanft ansteigender Fläche. Zwei sich kreuzende Hauptstraßen teilen die Stadt in vier gleiche Teile. Die zum Meer führende Hauptstraße, der Toledo, ist dem in Neapel sehr ähnlich, nur noch bunter und anregender; an den hohen Palästen hat jedes Fenster wieder seinen reichen Balkon; die Fenster selbst sind malerisch vergittert. Von außen herein leuchtet das dunkelblaue Meer und hohe grüne Berge.

Im Innern der Häuser sind prächtige Säulenhöfe, belebt von Brunnen und fremden Gewächsen. Der Bau-

art des Schlosses und der Kirchen ist viel von der arabischen beigemischt. Die Sonne strahlt entsetzlich hell und heiß; doch am Meer, unter den rotblühenden Affenbrotbäumen ist es immer angenehm. Hier liegt der schöne botanische Garten, worin Goethe auch sehr lange über die Urpflanze nachgedacht hat.

Die Orangen sind süß wie Honig und duften wie der Garten des Paradieses, der Wein aber ist unermeßlich gut, ängstlich wohlfeil und stark wie ein Dämon.

Der Dom von Palermo ward in seinen großen Formen so wildkühn getürmt und zerklüftet, wie der fiordreiche Felsenstrand des Nordmeers, und dabei sind sie so zart und so schwärmerisch reizend ausgebildet, als hingen des Morgenlandes Gärten über die furchtbaren Klippen und Klüfte. Man nennt es im gemeinen Leben den arabisch-normannischen Stil. — Wie vom reinsten Gold erglänzen in diesem Sonnenschein die vielen hundert Zacken und Spitzen seiner mächtigen Türme und des reichen Chores, daß man die Augen schließen muß. Man glaubt den Dom schon früher im Traume gesehen zu haben.

Etwas außerhalb der Stadt, mitten in der sanftansteigenden Ebene, liegt das Saracenenschloß, die Zisa, erbaut im zehnten Jahrhundert. Unbeschreiblich schön ist die Aussicht von hier aus: links und rechts vom Monte Pellegrino erblickt man das Meer. Prachtvolle Pinien drängen ihre Kronen an das hohe Steinhaus, dessen gelbe Kalksteinwände nur von einigen Fensterchen durchbrochen, von schlichten Zinnen bekrönt werden. Vornen aber, mitten in der ernsten einfarbigen Steinwand, eröffnet sich ein mächtiger Bogen, durch den eine große Halle in allen Farben schimmert. Durch eine quer sich hinziehende Vorhalle gelangt man in die eigentliche Halle. Ein bedeutender Raum, viereckig, von einem Kreuzgewölbe überspannt; die Wände sind vertieft zu großen rechteckigen Nischen, die sich in überquellend reichen Bienenzellgewölben gegen das Hauptgewölbe herausneigen. Alle Kanten werden durch granitne Säulen gestützt; zwischen den zarten Blättern ihrer schlanken Marmorkapitäle sitzen an Trauben pickende Vögel. Die Wände schimmern im freudigsten Goldmosaik und an der Rückwand quillt klares Wasser über einen zierlichen Staffelbrunnen (in Pompeji finden sich ähnliche) und strömt auf dem Boden weiter durch eine schöne marmorne Rinne, die durch zwei vertiefte Schalen führt. Goldmosaikmuster fassen die

Rinne und leuchten verklärt aus dem Grunde der beiden Schalen.

Wo sich im Oretothale
Die Orangenwälder dehnen,
Stehst du noch mit stolzen Zinnen,
Zisa, Burg der Saracenen.

Von dem platten Dache schaut man
Alle Herrlichkeit der Erden;
Schönste Stadt und schönste Berge,
Die vom Meer umschimmert werden.

Deine Fenster sind vermauert,
Aber unten in der Halle
Murmelt noch der alte Brunnen
Mit melod'schem Wasserfalle.

Kühl und klar gehn seine Fluten
Durch des Bodens reine Schalen,
Nur als goldnes Zwielicht spiegeln
Hier herein die Sonnenstrahlen.

Doch verlassen, Zisa, stehst du,
Wie versenkt in tiefes Sinnen;
In der Todesstille hört man
Ueberlaut den Brunnen rinnen.

Selten lauscht ein echter Gläub'ger
Deiner Wasser klugen Reden,
Aber der hört dann ein Rauschen,
Wie vom Barte des Propheten.

Ausflüge.

I.

Nach Monreale und San Martino.

Nach Monreale hinauf, das im Hochthal des Oreto liegt, führt eine glänzende, mit Marmorbänken und Marmorbrunnen geschmückte Kunststraße, stets mit un=

tadeliger Aussicht auf Palermo und die hohe See. Vor dem Thore wird der Orangenduft so stark und berauschend, daß kaum weiterzukommen. Zur Seite stehen, hoch wie Bäume, Feigen-, Oleander- und Kaktushecken; prachtvoll gelbblühende Disteln und die vielarmigen Leuchter der Aloë erheben sich rings aus den nackten Felsen. Zur Linken blickt man weithin ins Thal über saftgrüne Palmen, Orangen- und Johannisbrot-Bäume. Zuweilen auch schaukeln an quergelegten Zuckerrohren totgeschlagene Schlangen von erschreckender Länge, Eidechsen treten auf, bis zu 2½ Fuß messend, smaragdgrün und sehr gemütlich, kolossale spanische Fliegen, Heuschrecken fast wie Habichte, Tauben wie Adler durchschwirren die reine Luft. Alle unsere Zierpflanzen gedeihen hier wild.

Monreale ist berühmt durch seinen 1170—76 von König Wilhelm dem Guten erbauten Dom, eine gewaltige schlanke Säulenbasilika, ganz mit Mosaiken auf Goldgrund bedeckt. Großartig feierlich grüßen aus den drei halbrunden Chören das riesenhafte Brustbild Christi und zweier Apostel herüber, und an allen Wänden ziehen Gestalten auf Goldgrund; auch der sichtbare Dachstuhl ist vergoldet, eine milde goldene Dämmrung durchströmt daher den mächtigen Raum. Alle Wölbungen sind spitzbogig. Arabische Anklänge erkennt man namentlich auch außen an den herrlichen Chören, die sich tief am Berg hinabsenken: ihre drei Stockwerke sind von Säulen umstellt, die hohe, kühne, sich mehrmals durchschneidende Spitzbögen tragen. Daneben steht, in tiefer Einsamkeit, mit mehr als zweihundert gewundenen Marmorsäulen, dem Vorhof einer Moschee gleich, der große Kreuzgang.

In der Nähe finden sich Katakomben, worin die Leichname der besseren Einwohner von Monreale getrocknet und aufbewahrt werden. Man wandelt zwischen ihnen umher; sie sind in ihren Sonntagskleidern und haben noch hohe Hüte auf und Köpfe wie dürre Zwetschgen. In einer großen Truhe, die man uns aufdeckte, lag in schwarzem Frack und weißer Halsbinde der letztverstorbene Bürgermeister von Monreale. Schauerlich grinste der Hohn der Verwesung in den auch im Tode bewahrten amtlichen Ernst des Mannes hinein. Die Luft ist hier so rein, daß die Leichname, ohne im geringsten übel auszudünsten, langsam vermumien.

Von Monreale führen einsame Pfade über steile

Felsen, vorbei an zerfallenden Saracenenkastellen, nach der prachtvollen Abtei San Martino; sie mahnt an das Eskurial in Spanien. Mutterseelenallein unter dunklen Cypressen und Pinien steht sie da, von den fürchterlichsten Felsbergen und Klippen umstarrt. Wolken schauern darüber, bald aber hebt sich wieder hell und klar mit schneeweißschimmernder Kuppel der langhingestreckte Palast. Durch den Riß der Schlucht erglänzt von fern das blaue Meer.

Im Innern der Abtei führen weite hallende Korridore zu rauschenden figurenreichen Brunnen. Alles ist im spanischen Renaissancestil gehalten. In der großen Bibliothek sieht man Dr. Martin Luthers sämtliche Werke, von ihm selbst mit Randbemerkungen versehen. Dann schöne antike Sachen, — Majoliken, — Rüstungen, — Münzen, — Mineralien, — Mißgeburten.

Auf dem näheren Heimweg durch das öde Gebirge schlossen wir uns einer Schar sicilianischer Bürgerwehrmänner an, die höchst malerisch und kriegerisch, lange Flinten auf dem Rücken, das Haupt mit eiförmiger roter Mütze bedeckt, auf ihren Maultieren dahinritten. Der Weg war hoch schauerlich, aber gut. Von Felsschlünden zu Felsschlünden windet er sich durch, bis tief unten Palermo mit seinen Gärten, Meerklippen, Türmen und Masten im Abendglanz erscheint. Wie entsetzlich zerklüftet sind doch diese Schluchten!

Als riesige Nadeln steigen die Kalkfelsen auf. Kein Baum, kein Strauch, kein Fleckchen grüner Matte, nur die Aloë mit jenen Klippen wetteifernd an Kühnheit, Schlankheit und Höhe lebt noch hier, als ein ergreifendes Bild von der ewig nach Licht und schönem Leben ringenden Kraft der Welt. Aus den starren Felsen, an die sie sich festklammert, kann sie sich nicht ernähren; alle ihre Nahrung saugt sie aus der Luft des Himmels. Selbst wie versteinert sind ihre stachlichen Blätter, doch in ihnen kreist das flüssigste Leben, das plötzlich unwiderstehlich den Blütenglockenbaum emportreibt. Da steht er nun zwischen den bleichen toten Steinspitzen, die vor Glut gemach zerbröckeln, seine tieffarbigen Kelche der Sonne sehnsüchtig entgegenöffnend, durch seinen Duft betäubend, und träufelt aus innerer Fülle große Tropfen kühlen Honigs herab.

Saug' mich ganz, du sel'ge Sonne,
Auf zu dir,
Was ich hab' von Glück und Wonne,
Gabst du mir.

Rangst mich von der starren kahlen
Erde los,
Durch dein liebewarmes Strahlen
Ward ich groß.

Immer reger mich durchglühte
Deine Macht,
Bis auch ich zu heller Blüte
Mich entfacht.

Bis die Ahnung deiner Wonne
Auch in mir,
Saug' mich ganz, du sel'ge Sonne,
Auf zu dir.

II.

Auf dem Monte Pellegrino.

Oben auf dem kahlen Berg ist die feuchte kühle Grottenkirche der heiligen Rosalia, der schönen Nichte Wilhelms des Guten, die in früher Jugend sich zurückzog von der Welt und hier oben lebte. Durch ein vergoldetes Gitter erblickt man das schöne liegende Bild der Heiligen.

Ueber die braune Heide gelangt man vor zum verfallenen Tempelchen, woselbst ein hohes Steinbild der Heiligen steht und der Felsberg auf drei Seiten zweitausend Fuß tief senkrecht ins Meer abfällt. Das tiefblaue, spiegelglatte lag vor uns, wie wenn es nur einige Schritte hinunter wäre: und wirklich wir versuchten, an dem zwerghaften Myrtengestrüpp uns haltend, hinab zu klimmen, — natürlich vergebens, — so sehr hatte uns der Glanz und die Schönheit und die Größe des Anblicks berauscht.

Den Rand des Meeres, der so gewaltig hoch wie der Berg emporsteigt, säumen aufdünstende weiße Wolken.

Man ahnt seine unerschöpfliche Fülle, man ahnt die tiefe Verwandtschaft von Wasser und Luft. Die ungeheure Flut hat sich oben durch die Glut der Sonne verdünnt, geklärt, gehoben und schwebt nun als blauleuchtender klarer Nebel über dem Meer und um die seligen Küsten Siciliens, die scharfen Felsrippen der Erde sanft abrundend.

Hier lebte die heilige Rosalia, die schöne junge Einsiedlerin, hier oben, wo das Licht der Sonne so stark ist, Luft, Meer und Erde so ganz durchdringt, gleichsam entzündet. Hier lebte sie, einer Aloë gleich, von jenem Urlicht, das in uns selbst brennt, und dem auch das Licht der Sonne entflossen, ganz durchflammt und verzehrt. Hier in der großartigsten Einsamkeit, wo man nur die Wellen des Meeres, wenn der Sturm tobt, fernunten am Fels andonnern hört.

Lied der heiligen Rosalia.

Hoch über dem Meer auf dem Felsengestein,
Nur die Bergmyrte wächst hier noch mühsam und klein,
Nur die wandernden Vögel begrüßen mich hier
Und picken das Brot aus den Händen mir.

Wie sprangen die prächtigen Brunnen so kühl
In des Vaters Palast, doch mir wurde so schwül;
Jetzt empfängt mich ein Frieden, so tief und so hehr,
Wie das in den Himmel verschimmernde Meer.

O Gnade von Oben, du göttlicher Schmerz,
Du brachst mir und hobst mir für immer das Herz,
Nun versteh' ich das laute verlangende Lied
Des Vogels, der in die Heimat zieht.

Oft tief in der Nacht, unterm sternigen Dom,
Entstürzt meinen Augen von Thränen ein Strom,
Und ich schaue voll Ahnung blitzartig erhellt
Von seligem Lichte die schweigende Welt.

Heimfahrt.

I.

Hohle See.

Wog' an Woge hergeschossen,
O wie schwankt die Barke nicht,
Ausgestreckt, das Aug' geschlossen,
Nur die Seekrankheit in Sicht;
Allen ist so wind und weh,
Sogenannte hohle See.

Drüben Capris Felsen ragen
Und Sorrent liegt leuchtend dort,
Doch wir haben keinen Magen
Für der Erde schönsten Bord;
Alles Sehen thut uns weh,
Sogenannte hohle See.

O wie herrlich ruft der Eine,
Ruft der Einz'ge, der gesund,
Taucht im goldnen Abendscheine
Napoli aus Meeresgrund;
Selbst Neapel thut uns weh,
Sogenannte hohle See.

Du bist heute unser Vater,
Nah gelegener Vesuv,
Deinem breiten Ausbruchkrater
Folgen wir beim ersten Ruf;
Ewiglich Ade, Ade,
Nie mehr gehn wir auf die See!

II.

Velletri.

Das ferne Meer erglänzte
Im letzten Abendschein
Durchs rebenlaub-umkränzte,
Saftgrüne Land herein.

Die Regenwolken ballten
Sich traumhaft, bleiern schwer
Zu finsteren Gestalten
Und sanken in das Meer.

Die Nacht kam kühl und schaurig
Auf Berg und Thal und Flut,
Mir ward so nordisch traurig,
So heimatlich zu Mut.

III.

Bei Narni.

Grandios herrlich ist der Schienenweg, der von Rom gegen Narni führt, jene Schlucht, ganz eng, furchtbare Abgründe und überall der Fels überwachsen von dunklen immergrünen Eichwäldern, die so trefflich zu Fügung, Form und Farbe des wirklich edelschönen Gesteines stimmen. Zur Linken steigt an den Felsen steil hinan eine Stadt, darüber das Kastell und über ihm noch andere Burgtrümmer, aber nicht bloß diese, die ganze Stadt ist verstümmelt und vollständig menschenöde. Die steinernen Häuser stehen noch straßenlange, zum Teil noch mit den Dächern, zum Teil halbeingestürzt; durch die kahlen Fenster fliegen Vögel aus und ein, Epheu und stachliches Gebüsch hat kühnwuchernd ganzer Häuserreihen sich bemächtigt.

IV.

Rimini.

Der Dom zu San Francesko in Rimini, eine der merkwürdigsten Kirchen des Abendlandes, ein Gebäude, das bestimmt war, besondere Gedanken und Empfindungen eines Menschen auszudrücken, und dies, soweit es überhaupt möglich sein kann, auch leistet. Kein Gotteshaus sollte es sein, nur ein kolossales Ruhmes- und Todesmal, das der ruchlose, talentvolle, durch eigene Kraft und Scheußlichkeit als Herr von Rimini sich haltende Sigismondo Malatesta sich und seiner frühgestorbenen Geliebten setzte. Der Tod, der nimmer sich einschüchtern läßt, hatte

dem Gewaltherrscher sein Liebstes entrissen, die schöne Isotta. Auferwecken konnte er sie nicht mehr, nur ein riesiges Mausoleum, womit sein und ihr Name verewigt werde, konnte er aufrichten lassen auf dem Erdboden, und so ließ er in altheidnischem Trotz gegen die Götter durch einen der ersten Männer Italiens, durch den großen Leon Battista Alberti, dem ernsten gotischen, aus braunen Ziegeln erbauten Franciskanerdom in Rimini eine Hülle von antiken Formen umwerfen, und zwar aus Marmorstücken, die er von überall her zusammenraubte, sogar aus dem fernen Ravenna, woselbst er die ehrwürdigen, schon von den Ostgotenkönigen gebauten Basiliken plünderte. Wie mengen sich nun an diesem Gebäude der lichte und hohe Geist des Baumeisters mit dem Ungestüm und der Prahlerei des wilden und doch wieder gebildeten Bauherrn zusammen zu einem Werke, einzig in seiner Art. Alberti, neben Brunellesco der Wiedererwecker der antiken Baukunst, umkleidete die Westseite des alten Doms mit prachtvoller, von drei Triumphbögen geschmückter Fronte, den Langseiten aber gab er eine ähnlich großartige, nur schlichtere Gestalt, dort ließ er je sieben tiefe, auf starken rechtkantigen Pfeilern ruhende Rundbögen sich hinziehen und in jede dieser Nischen ward ein großer Sarkophag aus dunklem Steine gestellt, dem Andenken berühmter Gelehrter, Künstler und Dichter geweiht, die zu dieser Zeit an Malatesta's Hofe lebten und hier im Dom bestattet wurden. Zwischen den Bögen sind rings um das Gebäude schöne Trauerkränze ausgemeißelt, und unten über dem Sockel läuft in buntem Steinmosaik ein breites Band, geschlungen aus Rosen und Elefanten, den Wappenzeichen Isotta's und Sigismondo's, und oben am Fries der Westfronte steht groß: Sigismundus Pandulfus Malatesta Pandulfi filius fecit anno gratiae MCCCCL, innen aber ziehen sich solche Bänder und Inschriften überall umher an Hochschiff und Kapellenreihen. In einer der Kapellen rechts ist das Grabmal Isotta's; P. Isottae Ariminensis M. sanctum 1450 steht auf dem einfachen Sarkophage, der von zwei marmornen Elefanten getragen wird, — darüber schwebt ein Prachtvorhang und ein ungeheurer Helm. Aehnlich, auch von Elefanten gestützt, prunken in andern Kapellen die Grabmäler Sigismondo's und anderer Malatesta's. Alle Kapellen werden von künstlich gearbeiteten Marmorschranken geschlossen, geschlungen aus Elefanten, Rosen und Bändern, und

auf diesen Bändern steht immer wieder und wieder Isotta, Isotta, und dazwischen steht der wie im Hohn der Verzweiflung über den unwiederbringlichen Todesraub hingeschriebene tiefsinnige Spruch: tempus loquendi, tempus tacendi. In der ersten Kapelle links, die ganz mit Bildhauereien erfüllt ist, sieht man eine Darstellung des Leichenzuges, den von vielen Pferden gezogenen Prachtkatafalk, und an der Wand gegenüber thront Isotta im Tempel als Göttin, umgeben von einer Menge von Menschen.

Der Bau blieb unvollendet, innen, wo er nur halb mit den schönen weißen Marmorpilastern vertäfelt ist, und außen, wo das zweite Geschoß der Fassade trümmerhaft in die Luft ragt, und an den Langseiten schauen aus dem Grunde der tiefen Sarkophagnischen noch die rohen Ziegelmauern des alten Domes hervor — ein Bild vom Schicksal des Bauherrn selbst, den die Wucht seiner Verbrechen früh in den Abgrund hinabzog.

Alberti beim Bau von San Francesko.

König bist du, groß und stark,
Und ich selber muß dir bauen,
Doch in deinem tiefsten Mark
Wohnt das Elend und das Grauen.

Schöner Wissenschaften Licht,
Und der Kunst erhabne Blüte,
Mildern wohl, doch brechen nicht
Dein entsetzliches Gemüte.

Seit das Schicksal dir entriß,
Dran allein dein Herz noch glaubte,
Wehe, ganze Finsternis
Wird es nun in deinem Haupte.

Riesenhaft ein Ruhmesmal
Soll ich stellen auf die Erde,
Daß von deiner Lust und Qual
Ewig hier gesprochen werde.

Heute soll schon fertig sein,
Was dir gestern kam zu Sinne,
Um des Marmors wirfst du ein
Deiner Väter Turm und Zinne.

Tempelheiligtümer hehr
Lässest du in Stücke schlagen,
Greifst wie wütend übers Meer
Nach Ravennas Sarkophagen.

Klang es nicht wie Klagechor
In den alten Tempelsteinen,
Stob nicht wilder Dunst empor
Aus den Märtyrergebeinen!

Wie der Fels, der einmal fällt,
Immer rascher stürzt hinunter,
Nach dem Urgesetz der Welt
Gehst du bald mit Schrecken unter.

V.

Ravenna.

Obstbaumgärten gehen rings um die Stadt, deren Mauern noch aufrecht stehen, oft dicht überwuchert von Epheu und hängenden Gestrüppen. Sie liegt weit und eben und wirkt durch die Menge ihrer Kirchen und Türme. Vor dem westlichen Thor, an der Straße rechts, wenn man von der Landseite herkommt, erhebt sich im Gemüsegarten eines biederen Weingärtners, aus dem stehenden Wasser einer sumpfigen Vertiefung das Grabdenkmal Theodorichs des Großen, des alten Dietrichs von Bern. Es ist ein schöner und großer zweistockiger Rundbau, nach Art der Griechen mörtellos aus ganz fein gefügten Marmorquadern errichtet, und bedeckt von einer flachen Kuppel, die aus einem 34 Fuß im Durchmesser haltenden, 940,000 Pfund schweren Granitblocke besteht. Eine stille, verkommene Stätte, aber der Geist jener urversunkenen Zeit schwebt machtvoll, wie mit Adlerflügeln, darüber. Das untere Geschoß des Rundbaues ist ausgehöhlt zu niederem, kreuzförmigem und ge-

wölbtem Gruftraum, in dem einst der Porphyrsarkophag des großen Königs ruhte, und worin jetzt das Wasser einige Fuß hoch steht. Der obere Stock bildet innen eine ansehnliche Rundkapelle mit einem Altar, und wird gedeckt von dem unten flachausgeschafften riesigen Stein. Am Aeußern sind einfach schöne Gesimse und Verzierungen, letztere merkwürdigerweise ähnlich jenen erz- und gold-getriebenen Zierden, die man in altdeutschen Gräbern damaliger Zeit findet. Um das obere Stockwerk ging früher eine leichte Säulengalerie. Die Verhältnisse des Gebäudes sind fein und klar; man denkt bei seinem Anblick zugleich an den graziösen hellenischen Grabtempelbau und an die wild-altnordische Art der Hünen, über das Grab des Helden einen ungeheuren Steinblock zu legen. So steht es, eine ganz gewaltige Aschenkiste, und erregt das Gefühl, als drücke die furchtbare Last von oben her den Bau tiefer und tiefer hinein, so daß aus dem gepreßten Boden Wasser leis sprudelnd aufdringen muß, — und daß er vielleicht einst ganz versinken werde.

In der Stadt, die weit gebaut ist mit öden Straßen und niedrigen Häusern, steht noch die Schauseite des Theodorichpalastes, ein Backsteinbau mit Nischen und Marmorsäulen; unten ist jetzt der Porphyrsarg des Königs eingemauert. Aber nicht bloß der Palast erhielt sich, die ganze sonst unscheinbare Stadt wird gehoben durch eine lange Reihe großartiger und prachtvoller Kirchen, erbaut von den letzten römischen Kaisern, dann von den Ostgoten, von Theodorich († 526), seiner hochgebildeten Tochter Amalasuntha, und von den andern jener Heldenkönige, — und endlich von ihren Ueberwindern, den byzantinischen Griechen, noch weiter ausgeziert. Da stehen noch weit überkuppelte Taufhäuser (Baptisterien), jenes der Arianer, d. h. der Goten, und dieses der Orthodoxen, das letztere (begonnen schon vor 396), mit großem Taufteich in der Mitte und an den Wänden noch in pompejanischer Weise verziert mit farbigen Stuccaturen, — das letzte antike Beispiel einer Technik, die schon in den Königsburgen von Ninive prangte. In allen andern Kirchen schimmern Mosaiken, am prachtvollsten wohl in dem schon 440 erbauten Grabgewölbe der Galla Placidia, der Tochter Theodosius des Großen und der Mutter Valentinians III. Es hat die Form eines lateinischen Kreuzes und enthält verschiedene Sarkophage von Verwandten der Kaiserin. Der Altar ist zusammengesetzt aus

dünnen Alabasterplatten und darauf berechnet, innen durch brennende Kerzen erleuchtet zu werden, die feuerrot hindurchschimmern und den fensterlosen gedrückten Raum geheimnisvoll mit gedämpfter Glut überhauchen, genug Licht für seine kostbaren, aus lauter Goldpasten und Halbedelsteinen zusammengereihten Mosaiken, mit denen Wände und tonnengewölbte Decken überzogen sind. Wie von gestern, schauen hier die strengen Heiligenbilder aus den herrlichen Blumenranken, darauf bunte Vögel fröhlich sich wiegen. In besonderer Kapelle steht der große Marmorsarg mit der Asche der Galla Placidia; in ihm sah man früher die Kaiserin auf dem Throne sitzend, bis im Jahre 1577 ihr Gewand Feuer fing.

Dann steht in Ravenna einer der wundersamsten aller Gottestempel, eine Form, die der Einbildungskraft der Völker stets die höchste und erhabenste war, von welcher ein Schattenbild, der heilige Graltempel, wie ein Wolkengebäu über dem geistigen Horizonte des Mittelalters stand, — ein solcher Centralbau erhebt sich in Ravenna, San Vitale, begonnen von den Goten, vollendet von den Griechen, ein großes, von einer Kuppel überspanntes Achteck, ringsum mit weitem Umgang und hohen von Säulen gestützten Kuppelnischen, welche zur Hauptkuppel sich herausneigen; alles mit Mosaiken. In der Chorkapelle sieht man gegenüber dem Kaiser Justinian dargestellt seine Gemahlin Theodora mit ihren Edeldamen, alle in ausgesuchtester Toilette, hochschlanke liebliche Mädchen mit ihren morgenländisch märchenhaften halbzugesenkten Onyxaugen und den feinen griechischen Nasen; am schönsten die junge Kaiserin selbst, auf dem Haupte den zarten weithinleuchtenden Kronschmuck. Seit anderthalb tausend Jahren von der rollenden Erde verschwunden, meist als Opfer von Haremslaunen und schrecklicher Palastgreuel, stehen sie noch hier in ihrer Jugendschöne, lächelnd und friedevoll.

Die großartigsten Mosaiken treffen wir über den Säulenarkaden des Hochschiffes der herrlichen Basilika S. Apollinare nuovo. Auf der einen Seite ziehen die Aeltesten, auf der andern die Jungfrauen der Stadt, in weißen Festkleidern hin, eine Gestalt hinter der andern; so wallen sie zu beiden Seiten dem Altarraum der Basilika zu, eine Massenwirkung der Malerei zusammen mit der Baukunst, deren Stärke durch keine andere Anordnung erreicht wird. Wie das Auge an den Säulen und von

Bogen zu Bogen hinabschweift in den langen tiefen Basilikenraum — und darüber kommen geschritten jene Züge, langsam feierlich, eine klar geordnete, hohe, sinnvolle Menge, alle gleichen Alters, gleicher Kleidung, gleicher Gebärde, und gleichen auf das Heiligste gerichteten Gemütes — das höchste Zusammenwirken mit den großen weihevollen Formen des Bauwerkes; hier weht noch echt antiker Geist.

Eine schwache Stunde östlich vor der Stadt, nahe dem niedrigen Bord des adriatischen Meeres, am Saum des berühmten, schon von Dante gefeierten Pinienwaldes, der viele Meilen weit auf sumpfigem Grund am Meere sich hindehnt — urwaldartig, mit prachtvollen Bäumen, oft nicht zu durchdringen vor wildem Gerankе und breiten stachligen Sumpfgewächsen, ein Aufenthalt großer Schlangen und zahlreicher Seeadler; — am Saum dieses Pinienwaldes steht ganz vereinödet die große Basilika San Apollinare in Classe, aufgerichtet 534—549. Hier blühte einst die Hafenstadt Ravennas, Classis, nun ist das Meer so weit zurückgetreten, daß man seinen dunkelblauen Spiegel nur noch vom obersten Geschosse des hohen, frei neben der Kirche stehenden Rundturmes gewahren kann. Die ganze Stadt ist spurlos vergangen, nur die Basilika blieb und zwar fast unberührt. Ihre prächtigen Säulen haben Schäfte je aus einem Stück bläulich schimmernden lichtgeaderten Marmors; die Kapitäle aber sind von weißem Stein und umlegt mit außerordentlich viel- und feingezacktem Akanthus. Das Aeußere hat schlichten Ziegelbau mit Wandstreifen und Rundbögen. — Entzückt schweift von hier aus der Blick südwärts über das weite Ackerland bis an die fernen feingeschnittenen Apenninenketten; auf einem ihrer jähen Felsberge thront die unvergängliche Republik San Marino. Die Gegend erinnert sehr an die römische Campagna; dieselben zauberhaften Felsgebirge in der Ferne, die goldenen Stirnen von schimmernden Nebeln umraucht, mit heftiger Sehnsucht das Herz erfüllend, hinaufzusteigen in jene Gefilde, wo, nie berührt von den Wogen der Welt, ein einsames friedliches gutes Volk seit Urzeiten auf den rosmarinduftenden Heiden seine Herden weidet, und wo der Geist des weiterstrebenden Menschen schon im Kindesalter eine großartige Ruhe und Weite in sich aufnimmt, schauend über alle die Berghäupter hin bis an das mächtig-hoch heraufsteigende heilige Meer, aus dem die Wolken des

Himmels rastlos sich heben und über dessen sanften Spiegel die weißen Segelschiffe wie Schwäne hin und wieder gleiten. Und über allem her wölbt sich der schöne tiefe, fast ewig heitere Himmel, die reine dünne stahlblaue Luft, aus der alle kranken und beengenden Dünste hinabgesunken sind in die schroffen, weit unten liegenden Felsthäler. Auf einer dieser herrlichsten Höhen, in der Bergstadt Urbino, ist Rafael geboren.

VI.

Vicenza.

Reichtum und edler Sinn und der schaffende Geist eines der größten Architekten der Welt vereinigten sich hier, um eine Stadt der Paläste zu bauen, wie Italien keine zweite besitzt. Palladio hieß der Mann, der seiner Vaterstadt Vicenza zu solchem Ruhme verhalf; am Schlusse der Renaissance trat er auf, nachdem er die Erfahrungen dieser Zeit zusammengenommen und daneben so tief als je Einer zuvor in die Herrlichkeit der antiken Baukunst eingedrungen war, und er riß seine Mitbürger für seine großen Entwürfe mit sich fort. In der That der vicentinische Adel baute sich arm an diesen Palästen, die nun fast öde stehen und uns schwermütig anblicken, weil ihre Stockwerkshöhen und Säulen, ihre Hallen und Treppen lauter Verhältnisse von Königsschlössern haben. Wodurch aber Palladio seine Mitbürger zu solcher Höhe der Denkart mit sich hinaufriß, das war sein Jugendwerk, die mitten in der Stadt stehende Basilika — d. h. das alte, in einem großen Rechteck sich hindehnende Rathaus, dessen vier von Spitzbogenfenstern durchbrochene Wände Palladio rings umgab mit Bogenhallen, unten mit Säulen dorischer, oben mit solchen jonischer Ordnung, und zwar that er in noch nie gesehener Weise Säulen und Bögen zusammen. Er stellte nämlich nicht, wie man gewöhnt war, von Säule zu Säule Bogen an Bogen, noch legte er nach Art der Alten wagrechtes Steingebälk über sie hin, — er vereinigte beides und setzte Rundbögen und gerades Gebälk abwechselnd auf die Knäufe der Säulen. Die stete Wiederholung dieses so reichen als ernsten Gedankens, dazu die Ausführung in lauter Quaderstücken rauhen Kornes und endlich das Dach, welches einem umgekehrten Schiffe nicht unähnlich das

ganze riesige Rechteck überdeckt, giebt eine Wirkung, die selbst für den von Rom und Florenz Kommenden ganz außerordentlich ist, und so richtete damals ein solches Beispiel die Gemüter alle auf das Reingroße, oft mit Hintansetzung der Bequemlichkeits-, ja sogar der Zweckmäßigkeits-Bedingungen; so durften Palladio und seine Nachfolger Palast an Palast in Vicenza hart nebeneinander stellen. Ja und bis heute, nach dreihundert Jahren, wirkt der Segen fort, so daß selbst an den neuesten Bauten der Stadt nichts Elendes und Kleinliches aufkommt.

VII.

Venedig.

Den größten Eindruck von Venedig bekommt man, wenn man vom Festlande, von Mestre aus, herüberfährt auf der mehr als eine Stunde langen Eisenbahnbrücke. Schon ist das eigentliche feste Land verschwunden, unzählige Arme fließenden blaulichen Wassers durchfurchen, wie Adern, die weite, nur um einen Fuß höhere sandige Fläche, die ganz überfilzt ist mit zartem rotblühendem Heidekraut; zuweilen erhebt sich noch zaghaft eine Föhre oder ein zitternder Tamariskenbusch oder Wasservögel rauschen auf, — eine wundersam wirkende Einsamkeit — und wo sie sich ausrandet und das grünblaue Meer beginnt, taucht auch schon in der Ferne die Stadt empor, lang, lang hingestreckt, ein leuchtendes Gewirr von Kuppeln, Säulen, Zinnen, Dächern und hohen zugespitzten Türmen, ganz fremdartig, noch halb ins Wasser vertieft, — sie scheint zu schwimmen, zu regen sich, man glaubt, es sei ein Traumgebilde, das nun schnell wieder vergeh' in die gläserne Tiefe, woraus es entstieg, — so golden ist alles und neu und umweht von schimmernder Meerluft.

Hier auf diesem Marmorpflaster*)
Diese echten deutschen Knaster,
Ihre Weiber wie sie krähen
Und die Krinolinen blähen,
Ganz zu hinterst noch ein alter
Schuldentilgungsfonds-Verwalter,

*) Vor 1866 geschrieben.

Kindervolk mit Gouvernante
Und die weißen Lieutenante,
Polizeikopf in der Loge,
Draus herabgeherrscht der Doge,
Höchsten Ruhms zerrissne Runen
In den stinkenden Lagunen,
Eine große Totenfeier,
Und so fort die alte Leier. —

Man hat kaum eine Ahnung von der mondscheinbeglänzten märchenhaften Gemütlichkeit der alten marmornen Riesenseespinne, — damit möchte ich Venedig vergleichen; — ihr Magen ist der einzige Markusplatz, ihre Arme sind lange herrlichste Palastreihen, weit ins blaue Meer sich hinauskrümmend, an jedem Faden hangen Perltropfen, schimmernde Inseln mit weißen Marmorkirchenkuppeln. Wohl dem, der in ihr Zaubernetz gegangen.

Abschied.

Leb' wohl, du Stadt, die einst entstieg dem Meer,
Mit Türmen und Palästen stolz und hehr;
Derweil sie uns entzückt im Mondenschein,
Fällt von den Marmorzinnen Stein um Stein;
Leb' wohl, leb' wohl,
Venetia, dein Grund ist alt und hohl!

Die Riva degli Schiavoni dehnt
Sich immer noch und Schiff an Schiffen lehnt,
Doch schlecht sind alle und von Männern leer,
Und drüber liegt die Luft gewitterschwer;
Stark ist die Zeit,
Venetia, bald wirst auch du befreit!

VIII.

Semmering.

Noch fern von Deutschlands Herzen,
Fühlt' ich schon seine Schmerzen,

Mich wieder arm, ernüchtert
Und mächtig eingeschüchtert,
Doch oben auf dem Semmering
War meine Freude nicht gering.

Dort saßen sonder Aerger
Dreihundert Württemberger,
Bedient von besten Dienern,
Den liebenswürd'gen Wienern,
Im Knopfloch trugen sie ein Band
Und riefen hoch dem Vaterland.

Es waren weinbenetzte,
Gutmütig untersetzte,
Thatkräftige Gestalten,
Die lange Reden halten;
Ein jeder schwang ein großes Glas
Und oben saß Herr Dr. Fraas.

Bei Messer und bei Gabel
Wird alles reformabel,
Bei Gabel und bei Messer
Geht's mit der Einheit besser;
Preßwurst, Salami, Cervela:
Erhebe dich, Germania!

Das war der berühmte Schwabenzug; da saßen sie alle im Bahnhof von Mürzzuschlag. So haben wir noch nie gelacht, wie damals, da saßen sie alle, die guten alten Bekannten, als erstes Zeichen aus der Heimat, mit ihren glitzernden Aeuglein und blinkenden Weinzähnen und hielten uns die Becher vor. — Der Empfang der dreihundert Schwaben in Wien gehört zum Wunderbarsten, Rätselhaftesten, das je die Blätter der Geschichte durchrauschte. Ein solcher Massenjubel wegen eines Häufleins harmloser Pilger. Nach Jahrhunderten noch wird man an der Donau die Stelle zeigen, wo die Schwaben landeten; ganz Wien war auf den Beinen. Die Freude war die höchste, war transcendental, zu deutsch unerklärbar. Einem Schwaben ähnlich zu sein, genügte, Aufläufe herbeizuführen; Handkoffer und Nachtsäcke, die

im Verdachte standen, einem Schwaben zu gehören, riefen endloses Hochrufen hervor. Der ganze Bahnhof war bengalisch beleuchtet beim Abschied, und da standen sie nun in dem grellen Licht unter den Wagenfenstern, wie sterblich Verliebte, mit rotgeweinten Augen, der Sprache kaum mehr mächtig, und wehten mit den weißen Taschentüchern.

IX.

München.

Mit den Gefühlen der Heimatliebe betrete ich wieder die Stadt, wo ich Jahre meines kostspieligen Daseins veratmete, dichtend, lernend und schauend, und wohin mich noch heute teure Bande der Freundschaft lieblich fesseln. — Ach, mir wird, ich sehe mich selbst, wie ich vor Zeiten dahinwandelte, von Theke zu Theke, von Kirche zu Kirche, von Straße zu Straße, wo die langen Prachtbauten stehen. Ich als ein Sohn der Stuttgarter Weinberge, — halbwild und aus einer Gegend, wo keine Kunstschätze waren, als der Schiller auf dem Schillersplatz, blickte dazumal an die großen Meisterwerke hinauf, wie ein frischgeworfenes Kätzchen gegen die Sonne. Ein dichter Schleier lag über meiner Sehkraft und ich erfaßte jene Kunstwerke noch mehr mit dem Gehör als mit dem Gesichte, überschaudert von heiligem Kunstfriesel, wenn ich unter den Bildern die Namen las, Rafael, Rubens, Rembrandt. Meine Seele saß damals noch fußtief im Weltschmerz, meine Augen waren des Nachts mit Thränen erfüllt und meine Lieder glichen jenen krankhaften Kellerpflanzen, die ohne Luft und Sonnenschein nur weiche, blasse, überschmächtige, blüt- und fruchtlose Stengel sehnsüchtig emportreiben. Und mit solchen Gewächsen trat ich einmal, an der Hand eines Freundes, vor das Tribunal jener hiesigen Dichter und Richter, die da thronen über den Wolken in ewiger Klarheit, in olympischer Ruhe, ein jeder auf der so und so vielten Auflage seiner höchsteigenen Werke.

Mir unvergeßlich, als ich mit stumpfer aschgrauer klagender Stimme das innerste Mark meiner Seele vortrug, meine schönsten Gedichte, wie ich damals mir dachte; ein Augenblick, nur noch dem zu vergleichen an Gewicht und furchtbarer Ernsthaftigkeit, wenn einst das Mark

unserer Seele gewogen wird am Tag des Gerichtes. Denn gleich wie der wirkliche Abstand zwischen einer sündigen Menschenseele und dem allmächtigen Gott, so war hier der scheinbare zwischen mir und den Dichterrichtern. Ich bebte in mir, aber sie waren mild, lauschten freundlich und sprachen wenig darüber, namentlich die ganz großen Dichter schwiegen ganz und ließen sich dazwischen hindurch einiges „Geselchtes“ (geräuchertes Schweinefleisch) geben.

Im Hofbräuhaus.

In dem Hofbräuhaus zu München
Sitzt ein Fremder bierversunken,
Wieder hat der bleiche Pilgrim
Maß- an Maßkrug ausgetrunken.

Wie in einem Bienenkorbe
Ein Gesumme und Gezische,
Saure Haxen, Rettichschwänze
Ueberwuchern alle Tische.

Und mit stillem Seufzen spricht er:
Lange bin ich schon in München,
Mit dem nationalen Lethe
Meine Qualen zu betünchen.

Und es ist mir auch gelungen,
Spricht er seltsam lächelnd weiter,
Wie die Münchner selber ward ich,
Rettichfromm, bockbiersteif-heiter.

Und es ist von meinem Herzen
Alle schwüle Last genommen,
Und zu Einem großen Biersee
Mir die ganze Welt verschwommen.

Aber statt daß aus den Fluten
Nun ein neues Leben sprieße,
Seh' ich ringsum nur die Köpfe
Abgestumpfter Münchner Spieße.

Statt daß drinnen schlanke Nixen
Wiegten ihre weißen Leiber,
Quetschen mich die Riesenkörbe
Vorsündflut'ger Rettichweiber.

O mich faßt ein jähes Heimweh,
Lieber alles Leid der Erden,
Lieber Thrän' auf Thräne, als auf
Diese Weise selig werden.

Und er stößt mit beiden Händen
An den Maßkrug, daß er schier bricht,
Und die Münchner Spieße rufen:
Schmeißt ihn naus, ihm schmeckt das Bier nicht!

In der Heimat.

Anemone, erste Blume,
O wie blühtest du so schön
Einst am Pinienheiligtume
Auf Pamfilis Wiesenhöhn.

Unten liegt die Stadt der Städte,
Rom, von goldnem Licht beglänzt,
Und der wundervollen Kette
Der Gebirge mild umkränzt.

Daß es Frühling, Frühling werde,
Singt der Nachtigallen Lied,
Rings aus der besonnten Erde
Warmer Lebensodem zieht.

Mit verstärktem Wellenschlage
Rauscht es aus der Felsen Brust,
Nie vergaß ich diese Tage
Reinster Auferstehungslust.

Da mir alle meine Kräfte
Wieder wurden durchgeglüht,
Lichte leichte neue Säfte
Mir erfüllten das Geblüt.

Und nun grüßt die Blume wieder
Mich im deutschen Eichenhain,
Und die alten Heimat-Lieder
Singen mir die Vögelein.

Von des tiefsten Dankes Zähren
Ueberströmt mein Angesicht:
Draußen durftest du dich klären
In dem goldnen Sonnenlicht,

Zogst in raschem Wandertriebe
Durch die Welt mit frischem Mut,
Und nun hier in heil'ger Liebe
Dir das Herz an Herzen ruht.

Wie lockest du mich immer wieder,
Italia, gelobtes Land,
Wo ich der Seele Sehnsuchtslieder
In höchster Form verkörpert fand.

Oft ist es mir, es sei gewesen
Ein Traum, ein wunderbarer nur,
Und dennoch bin ich dort genesen
In meiner innersten Natur.

Ja seitdem daß ich dich betreten,
Ist meine Seele zweifellos,
Ist all mein Leben nur ein Beten
Zu dem, was ewig schön und groß.



Taschenbuch für Fußreisende.

Ein belehrender und unentbehrlicher Ratgeber auf Reisen jeder Art

von

Fr. Joh. Frommann.

Vierte Auflage.

Herausgegeben und ergänzt von

Dr. Friedrich Ratzel

Professor der Erdkunde an der Universität Leipzig.

6 Bogen 8°. In hübschem biegsamem Einband M. 1.20.

Aus den „**Mitteilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins**: Das Buch befaßt sich in eingehendster Weise mit dem „Wie" des Fußwanderns. Alles, was uns auf dieser Welt nicht natürlich und angeboren ist, will gelernt sein. Das Fußwandern vernünftig und rationell zu betreiben, darf gewissermaßen eine Kunstfertigkeit genannt werden, zu deren Aneignung so Mancher teures Lehrgeld bezahlt hat. Dem abzuhelfen ist das vorliegende Taschenbuch bestimmt, und es erreicht in der That die gestellte Aufgabe vollkommen. Der Stamm des Büchleins, von seinem Schöpfer herrührend, zeigt voll und ganz dessen kernige Eigenart und kraftvolle Individualität, wodurch auch die Lektüre neben der Instruktion eine angenehme Seite gewinnt. Das Büchlein, welches vollkommen bequem in jeder Tasche Platz findet, ist der trefflichste Leitfaden für angehende Fußwanderer, der uns bekannt ist, es ist zugleich eine anregende, selbst dem Erfahrenen zu empfehlende Lektüre und verdient vollauf ein vielgebrauchter und gerne mitgeführter Reisebegleiter zu werden."

Reiseschule.

Allerlei zu Nutz und Kurzweil

für Touristen und Kurgäste

von

Arthur Michelis (Adolf Gumprecht).

4. verbesserte Auflage.

21 Bogen 8°. Einfach geb. M. 3.—, in Baedekerband mit Vergoldung M. 4.—.

Das Buch erfreut sich der wärmsten Anerkennung seitens der gesamten Presse.

Die „Frankfurter Zeitung" schreibt darüber: . . . . . . ein wahrer Schatz von Erfahrungen ist da aufgestapelt . . . . noch weit mehr durch die elegante Form des Stils, die verständige, klare Anschauung aller Verhältnisse, eine Fülle geistreicher Bemerkungen und tiefer Gedanken ausgezeichnet und kann für ein Muster- und Meisterbuch gelten.

Beowulf.

Ein Sportroman in zwei Bänden

von

Karl Manno (Lemcke).

2. Aufl. 49 Bogen 8°. In eleg. Ausstattung. Preis geh. M. 6.—
geb. in 2 Ganzleinenbänden M. 8.—

Wilhelm Lübke (Tägliche Rundschau) bezeichnet dieses Werk als: „Ein höchst eigenartiges Buch! eine völlig neue Physiognomie unter den stets sich wiederholenden, wohlbekannten Erscheinungen unserer heutigen Belletristik. Eine echte Dichterschöpfung, die mit freiem Blick und keckem Griff das volle Leben weckt und in fesselnden Gestalten vor uns hinzuzaubern weiß." .... Es will uns aus alledem sehr wahrscheinlich dünken, daß hinter dem Pseudonym ‚Karl Manno' sich ein hochgeschätzter Psycholog und Aesthetiker birgt.

Von Tag zu Tag.

Ein Gedenkbuch deutscher Dichtung für das deutsche Haus

von

Richard Schwinger.

Mit Bildern von Julius Hartmann.

In geschmackvollen Prachtband mit Goldschnitt gebunden.

27 Bogen 8°. Preis M. 5.50.

Diese mit großer Sorgfalt zusammengestellte lyrische Anthologie auf dem Gebiete der Lebensweisheit eignet sich ihrer ganzen Anlage nach vorzüglich zu einem deutschen Hausbuche und ist vermöge ihrer reichen Ausstattung als **Geschenkwerk**, wie für die Familie überhaupt, so namentlich für die Frauenwelt, warm zu empfehlen. Zwölf landschaftliche Stimmungsbilder sind ein reizender Schmuck des Buches.



